This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 93806

Leihbibliothek von E. HABENICHT
in Strassburg.

Wir bitten dringend, im beiderseitigen Interesse, um schonende Behandlung der Bücher, und verweisen auf die darauf bezügliche Bemerkung im Kataloge.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

E 93806

Leihbibliothek von E. HABENICHT
in Strassburg.

Wir bitten dringend, im beiderseitigen Interesse, um schonende Behandlung der Bücher, und verweisen auf die darauf bezügliche Bemerkung im Kataloge.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

PT 2362
H525
v. 3

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Das neue Jahr 1837 begann ich mit dem bangen Gefühle, daß mir viel Ärger und Verdruß aus meiner Bibliotheksstellung erwachsen, und daß ich selten einer so ruhigen, heiteren Stimmung des Gemüths mich erfreuen würde, um zum Dichten zu gelangen. Auch fürchtete ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten, welche vielen ungestörten Fleiß erforderten. Mir war seltsam zu Muthe, als ob es mit meiner dichterischen Thätigkeit von jetzt an vorbei wäre und das Inter arma silent Musae auch für mich seine Bestätigung gefunden hätte. Wehmüthig wie man den Nachlaß eines lieben Freundes sichtet und ordnet, um das Beste daraus der Welt mitzutheilen, so ging ich an meine Gedichte, die seit 1834 entstanden waren. Von den wenigen wählte ich nur wenige aus. Die Reinschrift war bald vollendet. Ich schickte sie an Moriz Haupt, mit dem ich eben damals in lebhaftem freundschaftlichen Verkehre stand, und bat ihn um eine strenge eingehende Kritik. Zu meiner großen Freude erfüllte er meine Bitte, schon den 16. Januar sendete er mir meine Handschrift zurück mit seinen Urtheilen über manche Gedichte und mit allerlei Bemerkungen über Einzelnes, die ich denn auch mit vielem Danke benutzte. Diese Gedichte erschienen bald darauf als 'Neue Sammlung' bei meinem Freunde G. P. Aderholz in Breslau.

Unterdessen war auch der Druck des 2. Theiles meiner Fundgruben begonnen. Es ging sehr langsam damit. Die

Correctur machte mir viel zu schaffen, da ich sehr gewissenhaf verfuhr. Zweimal verglich ich bei zweiter Correctur jeden Bogen und lief dann noch in die Druckerei um nachzusehen, ob nich doch noch ein Fehler stehen geblieben.

Die Bibliothek, meine Vorlesungen und Fundgruben nahmen meine ganze Zeit in Anspruch, ich arbeitete viel und war sehr aufgeregt, hatte aber doch wenigstens äußerlich Ruhe. Doch es war nur ein Waffenstillstand, denn schon im Februar be gannen wieder die Feindseligkeiten.

Der Herr GR. Heinke meldete mir schriftlich am 18. Fe bruar, wenn ich mich in Betreff der abwechselnden Führung des Ausleihejournals und der Dienststunden bis zu Eingang höherer Entscheidung nicht den Anordnungen der Ober-Bibliothecari fügte, so 'dürfte das wahrscheinlich eine Gehaltssuspension zur Folge haben.'

Den 22. Februar erhielt ich von Wachler folgende schrift liche Anfrage: 'Ob Sie nämlich interimistisch bis zum Ein gang der ministeriellen Entscheidung:

1. die dreistündige bibliothecarische Arbeit täglich von 9—1 übernehmen, und
2. nach monatlichem Turnus vom 1. März ab das Au leihe-Journal führen wollen?'

Ich erklärte darauf schriftlich am 24. Februar:

'ad. 1. Ich werde mit Vergnügen allen Anforderungen m ner hochverehrten Herren Vorgesetzten in Bezug d den Bibliotheksdienst, in soweit sich dieselben mit m nen anderweitigen Verpflichtungen als öffentlich Lehrer der Universität vereinbaren, immer nachkomme

'ad 2. Nachdem ich als zweiter Custos 12 Jahre lo ganz allein das Ausleihe-Journal geführt ha

ohne daß von meiner vorgesetzten Behörde in jener Zeit ein Turnus beliebt worden wäre, glaube ich nunmehr keine anderen Verpflichtungen als erster Custos zu haben als meinem Vorgänger übertragen waren.'

Den anderen Tag wendete ich mich an das Ministerium. Statt einer Antwort desselben erhielt ich am 6. März ein Schreiben des GR. Heinke, worin mit Bezugnahme auf meine Eingabe mir eröffnet wird, daß es bei den Amtsstunden sein Bewenden habe, übrigens solle ich von der Führung des Ausleihejournals für das laufende Jahr entbunden sein. Doch — welche Großmuth! 'Gegen diese Vergünstigung sollen Ihnen andere bestimmte Arbeiten auf der Bibliothek übertragen werden.'

Ich versuchte abermals, den Minister zu einer für mich günstigen Entscheidung zu bewegen. Am 21. März schrieb ich:

'— Hochdieselben sind vollständig von meinen litterarischen Bedürfnissen und Wünschen unterrichtet; ich habe meine Ansichten über Bibliotheken, ihre Verwaltung und Benutzung vollständig darzulegen zweimal die Ehre gehabt, Ew. Exc. haben geneigtst meine Ansicht gebilligt, daß Alles erreicht ist, wenn eine Bibliothek ihren Zweck in Bezug auf das Publicum erreicht, daß dies bei unserer Bibliothek der Fall ist, daß ich redlich seit 1823 dazu mitgewirkt habe, daß die bibliothecarische Thätigkeit und das bibliothecarische Wissen durchaus nicht gleichgestellt werden darf anderen Zweigen der Verwaltung, namentlich dem Polizei- und Postwesen. Ew. Exc. haben daneben mir die mündliche Versicherung gegeben, daß ich durchaus nicht durch die Bibliothek in meiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit gehemmt werden sollte, und den mir höchst erfreulichen Wunsch ausgesprochen, daß ich das Bibliothekwesen nicht aufgeben möchte. Alles dies rechtfertigt meine Ansicht, daß Ew. Exc. mir durch Übertragung des

ersten Custodiats eine Erleichterung in meinen amtlichen Beziehungen zur Bibliothek haben gewähren wollen, zumal da die damit verbundene Gehaltszulage nur in 40 ℛ besteht. Ich bitte also Ew. Exc. noch einmal zu erwägen,

daß ich seit Ostern 1823 viele Jahre lang Sommer und Winter täglich 5 Stunden arbeiten mußte und erst seit meiner Professur zu 3 verpflichtet wurde, daß ich an die 12 Jahre lang Winter und Sommer und zwar täglich das Ausleihejournal führen mußte, ohne daß je von Seiten des Bibliothek-Vorstandes ein Turnus verlangt worden wäre, daß ich 7 Jahre lang lediglich auf meinen Custoden-Gehalt beschränkt war und kümmerlich leben mußte; daß ich so zu sagen von der Pike auf gedient habe, indem ich schon 2 Jahre in Bonn als Amanuensis angestellt war und in Breslau meine Laufbahn unter der eben nicht ermuthigenden Bedingung: 'täglich 7 Stunden und zur Probe auf ein Jahr' beginnen mußte; daß ich vom ersten Augenblicke meiner Anstellung an fortwährend außer meinen Amtsstunden in Bezug auf die Bibliothek vom hiesigen Publicum und von nahen und fernen Gelehrten in Anspruch genommen war, und endlich daß ich in meinen sonstigen amtlichen Beziehungen zur Universität und als thätiger Schriftsteller meine Zeit zu Rathe zu halten gezwungen bin,

und dann hochgeneigtst zu bestimmen, daß ich von der Führung des Ausleihejournals 12 Jahre lang befreit bin, und daß die Zahl meiner Amtsstunden sich lediglich auf 2 beschränke mit der Bedingung, daß in Fällen, wo eine außerordentliche Thätigkeit nothwendig sei, auch meinerseits eine solche gewährt werde.'

Den 2. April beging ich meinen 40. Geburtstag. Ich war ernst, aber doch nicht muthlos; vertrauensvoll sah ich der Zukunft entgegen und sprach das in folgendem Gedichte aus:

Warum soll ich nicht singen,
Warum nicht fröhlich sein?
Gott will in allen Dingen
Mir Hülf' und Schutz verleihn.

Er wird mich ferner leiten
Zu dem was mir gebührt,
Er wird den Weg bereiten
Der mich zum Siege führt.

Er hat zu Freud' und Glücke
Das Thor mir aufgethan,
Und mich durch List und Tücke
Geführt die sichre Bahn.

Er wird in diesem Leben
Bewahren mir manch Herz,
Was er mir hat gegeben
Zu lindern meinen Schmerz.

Er wird in trüben Tagen
Mir eine Sonne sein,
Daß ich nicht darf verzagen
In düstrer Qual und Pein.

O daß ich Gnade finde
Fortan, o Herr, noch hier,
Daß einst gleich einem Kinde
Ich stehe dort vor dir.

Denn Alles was ich habe
Und was ich kann und weiß,
Ist, Herr, nur deine Gabe,
Mein ist der Dank und Preis.

Freilich war ich dann auch wieder sehr wehmüthig gestimmt, und ich litt manchen Tag, manche Nacht wie am Heimweh. Nur dann und wann gelang es mir, mich durch das Dichten zu trösten. So entstand jenes, auch von Anderen vielgesungene Lied:

Abend wird es wieder:
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er brauſt und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Raſtlied zu.

So in deinem Streben
Biſt, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

In meinem einſamen und unbehaglichen Leben ward mir doch manche Theilnahme, manche Freude. Ich unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit befreundeten Gelehrten und Künſtlern, der ſehr anregend und lehrreich war. Meine Gedichte fanden freundliche Aufnahme und wurden viel und mitunter glücklich componiert. Meine wiſſenſchaftlichen Werke hatten ſogar außerhalb Deutſchlands Freunde gefunden. Angenehm überraſcht wurde ich durch einen Brillantring, welchen mir der König der Belgier verehrte, und zu beſonderer Freude gereichte mir, daß Jacob Grimm auch mir unter 'Den mitforſchenden Freunden' den 4. Theil ſeiner Grammatik gewidmet hatte.

Ich konnte es mir alſo ſchon gefallen laſſen, daß der große Litterat Wachler am 25. Mai über mich amtlich berichtete:

'Übrigens war ſeine (Wachlers) geringe Zufriedenheit mit den Leiſtungen des Prof. H. aus den Jahresberichten hinlänglich

zu ersehen; auch ist bei Gelegenheit der Beförderung desselben zum ersten Custos sein ausgezeichneter Unfleiß sehr entschieden zur Sprache gekommen.'

Da ich ohne Bescheid auf mein Schreiben vom 21. März an das Ministerium geblieben war und mir mein Custodengehalt fortwährend zurückgehalten wurde, so machte ich abermals und zwar am 26. Mai einen gründlichen Versuch, das Ministerium zu einer mir günstigen Entscheidung zu bewegen.

Ich würde das lange Actenstück nicht mittheilen, wenn es nicht einen Beleg gäbe, wie deutsche Professoren im 19. Jahrh. ihre collegialische Gesinnung gegen einander bethätigten und wie es bei Verwaltung öffentlicher Bibliotheken hergehen kann.

Hochgeborner Freiherr!
Hochgebietender Herr Geh. Staats-Minister!

Nachdem ich am 1. April 1837 vergebens auf meinen Gehalt geharrt hatte, begab ich mich endlich um die Mittagszeit selbst in die Quästur. Ich war nicht wenig überrascht, als ich hier von den Unterbeamten der Universität vernehmen mußte, daß der Herr GR. Heinke durch ein besonderes Rescript der Quästur befohlen habe, mir meinen Custodiatsgehalt vorläufig nicht auszuzahlen. Gegen diese harte Maßregel, die man wie ich höre nur gegen ganz pflichtvergessene Beamte anzuwenden pflegt, kann ich durchaus nichts einzuwenden haben, denn sie muß doch in den Befugnissen des Herrn Universitäts-Bevollmächtigten liegen. Ob dies aber die rechte Art war, wie diese Maßregel ausgeführt wurde, muß ich dem hohen Ermessen Ew. Exc. anheimstellen.

Diese zu so vielen gehässigen Deutungen veranlassende und mich betrübende Maßregel, die mich nun schon zwei Monate lang ohne Gehalt läßt, scheint lediglich dadurch hervorgerufen zu sein, daß ich eine von dem Oberbibliothecar mitbeantragte

Arbeitsstunde, nämlich des Morgens von 9—10 Uhr gerade jetzt nicht zu halten vermochte, wie ich Einem hohen Ministerio in zwei Gegenvorstellungen darzulegen versucht habe.

An Ew. Exc. geht demnach meine unterthänige Bitte, ehe Hochdieselben eine definitive Entscheidung dieser Angelegenheit veranlassen, meine nochmaligen Gründe hochgeneigtst zu hören und mich in Stand setzen zu wollen, mir gegen alle nachtheiligen Berichte durch Kenntnißnahme der Acten eine Vertheidigung zu gewähren.

Die Arbeitsstunden sind durch das Reglement durchaus nicht bestimmt; schwerlich wurde bei der Abfassung desselben an die Bestimmungen des Allg. pr. Landrechts gedacht, worin über die Amtsstunden der subalternen Beamten etwas stehen soll.

Wenn der sel. GR. Neumann mir als provisorischem Custos täglich 7 (unter dieser 7 steckt sogar eine 8*)) Amtsstunden zuschrieb, so war das gewiß seinerseits sehr wohlwollend: er wollte den bibliothecarischen Neuling zwingen sich vollständig von dem Inhalte der Bibliothek und ihrer Einrichtung in Kenntniß zu setzen. Über $1\frac{1}{2}$ Jahre bin ich denn auch täglich den ganzen Tag auf der Bibliothek gewesen und habe eine Sach- und Ortskenntniß erlangt, womit ich bald der Bibliothek und dem wissenschaftlichen Publicum wesentliche Dienste zu leisten vermochte. Ich konnte aber nicht mein ganzes Leben 7 Stunden täglich auf der Bibliothek arbeiten, weil ich eben nicht mein ganzes Leben zweiter Custos mit 300 ℛ Gehalt bleiben konnte. Ein Hohes Ministerium hatte demnach die Stundenzahl endlich nach vielen immer von neuem wiederholten, durchaus nicht auf das Reglement sich gründenden Gegendemonstrationen des Oberbibliothecars auf 3 bestimmt, wozu noch Mittwoch und Sonnabend je zwei

*) Der sel. Bibliotheks-Diener Monert hatte nämlich 8 Amtsstunden; ich wußte also wieviel ich galt in den Augen des sel. Neumann.

auf das Ausleihegeschäft fielen. Diese Stunden habe ich gehalten so lange ich selbst reglementsgemäß die Bibliotheks-Schlüssel hatte: ich kam täglich 10 Uhr und ging 1 Uhr. Jetzt ist das freilich anders: jetzt holt der Hausknecht die Schlüssel vom Oberbibliothecar und dann erst ist die Bibliothek geöffnet, und der Hausknecht trägt sie wieder hinüber und d. h. die Bibliothek ist geschlossen, und Alles der größeren Sicherheit wegen.

Wenn ich in den kurzen Wintertagen zuweilen zu spät auf die Bibliothek kam, weil ich entweder mich auf meine Vorlesungen vorbereiten mußte oder eine nicht zu verschiebende Correctur zu besorgen hatte, so will das gar nichts sagen gegen das Ausbleiben meiner vorgesetzten Beamten: der Bibliothecar z. B. war während seines Rectorats ein ganzes Jahr lang beinahe gar nicht auf der Bibliothek, und der Oberbibliothecar ist nun schon seit 3 Jahren und vielleicht länger mit keinem Fuße auf die Bibliothek gekommen. Das weiß ich so gewiß, als der Oberbibliothecar wußte, daß ich in den Weihnachtsferien zwei Tage vor dem Feste nicht auf der Bibliothek war, wodurch ich mir, wie Herr GR. Heinke schreibt, den ausdrücklichen Unwillen eines hohen Ministeriums zugezogen habe!

Ich habe jetzt weder die 600 ℛ Gehalt meines Vorgängers, noch seine 7 Klafter Holz, ja nicht einmal seine Wohnung. Ich glaube auf Etwas, auf ein klein Weniges*) als erster Custos und noch dazu nach 14jähriger Dienstzeit Anspruch zu haben. Und was könnte das für mich, der als thätiger öffentlicher Lehrer und Schriftsteller vor allen Dingen Zeit braucht, anders sein als eben eine Erleichterung in meinen Amtsstunden, vor allem

*) Die 40 ℛ Zulage kann ich nicht in Anschlag bringen und verzichte gern darauf, wenn es ein hohes Ministerium für gut befindet, zu Gunsten des mit Amtsstunden überladenen, seit 16 Jahren mit leeren Versprechungen von hier aus hingehaltenen und im Gehalte sehr niedrig gestellten Secretärs Müller.

Befreiung von dem Ausleiheamte, welches ich allein ohne Stellvertretung, ohne Turnus mit meinen Collegen 12 Jahre lang geführt habe? Ich würde auf diesem billigen Begehren nicht einmal bestehen, wenn ich nicht gerade jetzt durch anderweitige amtliche Verpflichtungen und meine wissenschaftlichen Bestrebungen dazu gezwungen würde: ich lese jetzt drei Collegia: deutsche Litteraturgeschichte, mittelhochdeutsche Grammatik nebst Nibelungen und Handschriftenkunde, und arbeite an dem zweiten Bande meiner Fundgruben und dem fünften meiner Horae belgicae.

Es sieht aber so aus, als ob mir von meinen Vorgesetzten, die freilich beide seit vielen Jahren litterarisch unthätig sind, die stille Freude an meinen litterarischen Arbeiten mißgönnt würde, und als ob jede Auszeichnung, die mir aus der Nähe und Ferne zu Theil wird, nur das neidische Streben in ihnen erzeugte, mir mein erfolgreiches Wirken zu verleiden und zu beeinträchtigen, und meine Bibliotheksthätigkeit zu verdächtigen, und wahrscheinlich Alles unter dem höchst gerecht scheinenden Vorwande: daß die Bibliothek viele Zeit und Thätigkeit von ihren Beamten fordere, daß Einer wie alle thätig sein müsse, daß Keiner bevorzugt werden dürfe ꝛc.

Allerdings ist bei der Art, wie seit Jahren die Kön. und Universitäts-Bibliothek verwaltet wird, sehr viel Zeit und Mühe erforderlich, um nur nicht ganz die Bibliothek ihren Zwecken in Bezug auf das Publicum zu entfremden.

Seit dem Frühjahre 1823, also seit meiner Ankunft in Breslau, unterliegt die ganze ungeheuere Büchermasse einem fortwährenden Ordnen und Umordnen. Es nahm wie alle großen in das Menschenleben tief eingreifenden Begebenheiten einen unbedeutenden Anfang. Zuerst wurden einzelne Werke, meist litterarhistorischen Inhalts aus der Steinwehrschen Bibliothek herausgenommen und anderswo (allerdings besser) untergebracht. Weil

aber die Steinwehrsche Bibliothek eine Stiftungsbibliothek ist und nach dem Testamente des Stifters nicht angegriffen werden durfte, so wurde nun ihr, außer der Kirchengeschichte, das ganze geschichtliche Fach der Universitäts-Bibliothek einverleibt, das Ganze mußte umgearbeitet, jedes Buch neu signiert und in den alphabetischen Katalogen abgeändert werden. Ein ähnliches Schicksal traf bald die Ölrichssche, ebenfalls eine Stiftungs-Bibliothek, die weiter nichts enthielt als Brandenburgica und Pomeranica: auch sie wurde, wie man es nach dem damaligen Plane für gut fand, untergebracht.

So ward ein weites, unabsehbares Feld für die bibliothecarische Thätigkeit eröffnet. Neue Fächer und Rubriken entstanden, alte verschwanden, und aus den neuen entstanden abermals neue um zu verschwinden. Alle Fächer, mit alleiniger Ausnahme der alten classischen Litteratur, wurden vom J. 1823 ab umgearbeitet, obschon sie alle bereits vorher geordnet, signiert, verzeichnet (mit einziger Ausnahme der Ascetik) und in die alphabetischen Kataloge eingetragen waren.

In dem langen Zeitraume von 14 Jahren, von 1823—1837, hätte dies wirklich schwierige Geschäft dennoch vollständig abgethan sein können, wenn nicht ein großer Theil der Bibliothek immer wieder von neuem geordnet und umgearbeitet worden wäre, theils ganze Fächer, theils einzelne Rubriken, so daß also, die erste Bearbeitung mitgerechnet, die Ascetik dreimal, die Latini recentes dreimal, die spanische Litteratur dreimal, die slavische dreimal, die orientalische dreimal ꝛc. einer Umarbeitung unterworfen waren.

Das Ergebniß aller dieser großen Anstrengungen waren im December 1836 88 Standkataloge, sage achtundachtzig, (die 6 der Philologie und die cassierten nämlich so wie die erst in diesem Jahre noch hinzugekommenen nicht mitgerechnet) von verschiedener Stärke, sehr dünne, aber auch sehr dicke: in Theol. theor. III.

8°. ist 14872 die letzte Nummer. Die Bücher aller dieser umgearbeiteten Fächer mußten neu signiert, neu verzeichnet und in den alphabetischen Katalogen abgeändert werden. Wer hat das nun alles gemacht? Der Bibliothecar, der bei dem Zerstören und Schaffen, dem Anordnen, Umordnen, Einordnen so höchst thätig war, kümmerte sich um das Verzeichnen sehr wenig (es ist von seiner Hand nicht einmal ein vollständiger Katalog vorhanden) und um das Abändern gar nicht. Der Antheil des Oberbibliothecars dabei beschränkte sich auf einige Schemata und 4 Standkataloge: Patres, Artes, Diplom. und Numism., die als Muster schlechter Katalogisierung gelten: das würde der Herr Oberbibliothecar selbst sagen, wenn ich sie gemacht hätte. Mein Antheil am Anordnen wird zwar eine Tradition werden, mein Antheil am Verzeichnen lebt noch in verschiedenen Katalogen, ich sage dies noch mit einem wehmüthigen Zweifel, denn nie habe ich das Hinfällige menschlicher Einrichtungen so kennen gelernt als auf der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek. Das Abändern dieser mindestens 400,000 Nummern fiel dem sel. Dr. Friedrich, dem Secretär Müller und mir zur Last.

Im vorigen Jahre wurde die erst vor 6 Jahren umgearbeitete, etwa aus 40,000 Bänden bestehende theologische Litteratur abermals umzuarbeiten begonnen, und es wird jetzt bei der eingetretenen milden Frühlingsluft eifrig damit fortgefahren. Ganz neue Fächer, Signaturen und Standkataloge kommen zum Vorschein; das Alte verschwindet; aus verschiedenen Fächern, hier und da, werden wie ich sehe ganze Reihen Bücher herausgenommen, aus den Patres, aus der Ascetik, und müssen mit ihrer neuen Stellung zufrieden sein. Ob der Gebrauch der Bibliothek theilweise erschwert oder ganz unmöglich gemacht wird, davon ist nicht weiter die Rede: kurzum, die Theologie wird umgearbeitet. Und über alle diese Dinge ist bis jetzt kein Wort in den Conferenzen vorgekommen, wie denn diese Conferenzen selbst seit mehreren Monaten nicht

vorkommen.*) Unter den jetzigen Umständen würde ich nie meine Zustimmung gegeben haben zu einer solchen weitschichtigen Arbeit, die durchaus nicht nothwendig ist und sich auf keine Weise rechtfertigen läßt. Ein hohes Ministerium hat doch offenbar bei abermaliger Einführung der Conferenzen die Absicht gehabt, den Geschäftsgang zu regeln und den Willkürlichkeiten Einhalt zu thun. Wenn aber die Conferenzen so gehalten werden wie zeither, daß nur Dinge zur Sprache kommen, die sich größtentheils von selbst verstehen (ich berufe mich auf die Protocolle), daß dagegen der Bibliothecar macht was er will, seinen bibliothecarischen Phantasieen freien Lauf läßt, so wird die Absicht eines hohen Ministerii getäuscht, der Willkür Thor und Thür geöffnet, und die Arbeit ins Unübersehbare ausgedehnt, so daß die Kräfte selbst des tüchtigsten Arbeiters endlich erschöpft und aufgerieben werden müssen.

Daher ist es denn auch gar kein Wunder, daß so viele rein unnütze Arbeiten gemacht worden sind, woran auch ich tüchtig habe mithelfen müssen: ich erwähne hier nur das Verzetteln der Mathematik, die weiland aus 9 und jetzt aus 2 Rubriken besteht, ferner das viele Monate lang (freilich zu Hause) fortgesetzte Eintragen von * in Heinsius Bücherlexikon, um so alle in unserer Bibliothek vorhandenen Bücher zu kennzeichnen, wie es Ebert in seinem Bibliogr. Lexikon gemacht hat in Bezug auf die Dresdener Bibliothek. Die größte aller unnützen Arbeiten ist die auf Befehl des Oberbibliothecars von Dr. Friedrich begonnene und ein Jahr lang bis zu seiner Suspension fortgesetzte Anlage eines alphabetischen Gesammtkatalogs, wozu doch durchaus nicht die erforderlichen Vorarbeiten getroffen waren und bei dieser Umarbeitungswuth sich auch so bald nicht erwarten lassen.

---

*) Die erste und einzigste Conferenz war im J. 1824. Ein hohes Ministerium befahl im J. 1836 dem Oberbibliothecar Conferenzen zu halten und regelmäßig zu halten.

Ohne diesen bedauerlichen Zustand der Bibliothek, durch die Willkür, ja durch die Einfälle eines Einzelnen herbeigeführt und (sicherlich gegen Wissen und Willen eines hohen Ministerii) unterhalten, hätten die Beamten der Bibliothek längst in den Genuß einiger Erleichterung eintreten können. Statt dessen wird immer von neuem nur die Aussicht auf Arbeit eröffnet, und wer diese Aussicht und die dann wirklich eintretende Last nicht für eine Wohlthat erkennt und geduldig sein Joch trägt, gilt für einen störrischen und faulen Menschen.

Da zwischen mir und diesen meinen Collegen gar kein freundschaftliches Verhältniß mehr besteht, nachdem sie seit Jahren Alles aufgeboten haben, mir meinen Frieden zu stören und mich an meinem Fortkommen zu hindern, und da sie die geheime Absicht zu hegen scheinen, mich zu vertreiben, um einem ihnen näher Stehenden mein Amt und meinen Gehalt zuweisen zu können, so habe ich auch nicht die mindeste Ursache mehr, sie zu schonen, indem ich hier beiläufig versuchte, das Übel an der Wurzel anzugreifen.

Wie sehr ich aber im Besitze meines Rechts mich fühle, so kann ich doch nicht erwarten, daß ein hohes Ministerium allen diesen hier aufgeführten Thatsachen vollen Glauben beimißt, und ich muß deshalb recht dringend bitten, selbige durch unparteiische und sachverständige Männer untersuchen zu lassen, damit es zugleich erklärlich wird, wie ich dazu gekommen bin, mich gegen alle willkürlichen, ungerechten, weder durch ministerielle Rescripte, noch durch Reglement begründete Anforderungen zu verwahren.

Wenn aber nun einmal handwerksmäßig ohne irgend Berücksichtigung persönlicher und wissenschaftlicher Interessen gearbeitet werden soll, so bin ich gern erbötig, auch der strengsten Geschäftsordnung, sobald eine solche für das ganze Beamtenpersonal gegeben ist, pünktlich Folge zu leisten und ich will lieber alle

meine wissenschaftlichen Arbeiten aufgeben, als daß ein hohes Ministerium zu dem Glauben gebracht werden könne, als ob ich Arbeit scheue! oder mich gesetzlichen Bestimmungen entziehen wolle!

An Ew. Exc. richte ich daher die unterthänige Bitte, nach Berücksichtigung dieser Auseinandersetzung, mir hochgeneigtst meine Arbeitsstunden definitiv festsetzen zu wollen, damit ich für die Folge keinen Willkürlichkeiten ausgesetzt bin, und bitte zugleich die Auszahlung meines zurückgehaltenen Gehaltes zu befehlen.

Mit der größten Ehrerbietung und Verehrung
Ew. Excellenz
ganz gehorsamer
Dr. Hoffmann,

durch die Gnade Sr. Majestät des Königs und durch die Gerechtigkeit eines hohen Ministerii Ordentlicher Professor an der Univ. zu Breslau, also College des Professor Wachler und des Professor Unterholzner.'

Es erfolgte keine Antwort.

Am 14. August kam ich beim Ministerium um Urlaub ein zu einer Reise nach Belgien, und legte zugleich bei den 2. Theil meiner Fundgruben und den 5. der Horae belgicae*) nebst einer amtlichen Bescheinigung meiner gehaltenen Vorlesungen.

---

*) Der zweite Theil der 'Fundgruben' erschien auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte grösstentheils aus österr. Bibliotheken. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, G. P. Aderholz 1837. 8°. 339 SS. und war 'Den Benedictiner- und Cistercienser-Abteien und den Augustiner-Chorherren-Stiften im Lande ob und unter der Ens, in Steiermark und Kärnthen aus dankbarer Erinnerung gewidmet.'

P. V. der Horae belg. hatte auch den Titel:
Lantsloot ende die scone Sandrijn. Renout van Montalbaen. Breslau 1837. 8°. 127 SS.

Unterdessen meldete mir GR. Heinke schriftlich den 16. August, daß das Ministerium in Bezug auf meine Eingabe vom 21. März sich nicht veranlaßt finde, mir meine Amtsstunden zu vermindern. Wenn ich nun erklärte, daß ich bereit wäre, diese Pflichten zu erfüllen, so würde er 'über die Zahlung des Custoden-Gehalts weiter referieren können.' Er that also, als ob die Zurückhaltung meines Gehalts vom Ministerium ausgegangen wäre.

Ich erwiederte den 21. August, daß ich vermuthen müßte, mein Schreiben an ein hohes Ministerium vom 26. Mai sei unberücksichtigt geblieben, und ich bäte dringendst, danach meine Amtsstunden festzustellen. Heinke erklärte darauf am 24. Aug., daß es keinem Zweifel unterliege, daß meine Eingabe vom 26. Mai 'gehörig berücksichtigt worden sei.'

Den 3. September erhielt ich Reiseurlaub, durfte aber nicht abreisen, bevor ich das Geschichtsfach revidiert hatte. Das geschah und am 5. zeigte mir der GR. Heinke an, ich könne reisen, und ich reiste am folgenden Tage ab.

Wie einem Gefangenen zu Muthe sein muß der nach jahrelanger Haft endlich aus seinem engen, düsteren, dumpfen Kerker befreit wieder den Himmel sieht und die freie Luft athmet, so fühlte ich mich wieder frisch und froh, wie neugeboren als ich den Postwagen bestieg. Obschon ich die erste Station ohne alle Gesellschaft war, so verging mir doch die Zeit rasch genug, ich machte die schönsten Pläne für die Zukunft.

In Neumarkt erhielt ich Reisegefährten. Wir wurden schnell mit einander bekannt, jeder wußte was zu erzählen, und so verging denn doch die ermüdende Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten noch ziemlich angenehm.

Ich verweilte einige Tage in Berlin, machte mehrere Be-

suche, wurde mit meinem Bruder viel eingeladen und verlebte mit seinen und meinen Freunden manche heitere Stunde.

Schon den 9. Sept. hatte ich Audienz beim Minister von Altenstein. Er empfing mich sehr freundlich und erkundigte sich theilnehmend nach meinen Studien und den Breslauer Verhältnissen. Ich äußerte mich sehr frei und bat ihn abermals um eine baldige Versetzung an eine andere Universität.

Am folgenden Tag ging ich zum GR. Joh. Schulze. Wie ein Wüthender trat er mir entgegen:

'Was wollen Sie?'

'Nichts, Herr GR., als Ihnen meine Aufwartung machen.'

'Alle Welt ist unzufrieden mit Ihnen, Alles ist gegen Sie. Über keinen Menschen ist so viel geschrieben als über Sie. Es ist eine widerwärtige, fatale Sache. Ich werde den Minister bitten, mich davon zu dispensieren. Sie haben es aufs Äußerste gebracht. Es wird an den König gehen. Heinke nimmt seinen Abschied.'

Ich entgegnete ganz ruhig, er wurde heftig und immer heftiger, daß ich denn endlich auch nicht ruhig und sanft blieb. Dreimal empfahl ich mich und jedesmal: 'Herr GR., ich hoffe, daß ich Ihnen nie wieder Veranlassung geben werde, so aufgebracht gegen mich zu werden —'

Den 12. Sept. verließ ich Berlin und reiste über Halle nach Frankfurt und Mainz. Hier bestieg ich das Dampfschiff, machte einen Ruhetag in Bonn, und fuhr mit der Schnellpost über Verviers und Lüttich bis Löwen.

Am 20. Sept. in der Morgendämmerung kam ich in Löwen an. Nachdem ich gefrühstückt hatte, eilte ich zum Bahnhofe. Ich war sehr gespannt; ich hatte bis jetzt noch keine Eisenbahnfahrt gemacht. Kaum war das Zeichen angelangt,

daß der Zug nahe, so waren alle Übergänge der Bahn abgesperrt. So eben sah ich erst den Dampf in der Ferne, und da ward auch schon der Zug wie im Nu sichtbar und hielt an. Ich war außer mir vor Erstaunen, unwillkürlich trat ich zurück, als der Zug daher brauste. Ein ganzes Bataillon Soldaten stieg aus, ordnete sich und zog unter Trommelschlag zur Stadt hinein. Nach einer Weile war der Zug wieder zur Rückkehr bereit. Das Zeichen zum Einsteigen wurde gegeben und gleich darauf zur Abfahrt. Ich kam aus meinem Erstaunen gar nicht heraus und war nicht wenig verwundert, daß auch nicht ein einziger meiner vielen Reisegenossen auch nur die Miene verzog, die neue wunderbare Art der raschesten Reiseförderung schien jedem schon etwas ganz Gewöhnliches geworden zu sein.

In Mecheln mußte ich mehrere Stunden warten bis der Zug nach Dendermonde ging. Von hier ab bis Wetteren war die Bahn noch nicht eröffnet, die Weiterbeförderung geschah durch Postwagen. Erst des Abends gelangte ich in Gent an und kehrte in den Wiener Hof ein. Ich eilte sofort zu Willems. Er war nicht zu Hause, ich durfte aber nicht lange auf ihn warten. Er hieß mich herzlich willkommen und lud mich ein bei ihm zu wohnen, damit wir gegenseitig besser mit einander verkehren könnten. Ich nahm die freundliche Einladung an und den folgenden Tag (21. Sept.) zog ich bei ihm ein.

Willems ist eine stattliche Gestalt, die gerade Haltung seines Körpers, der Ernst in seinem Gesichte und die ruhige bedächtige Sprache geben ihm eine gewisse Würde, die darauf hindeutet, daß er in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnehmen müsse. Und diese hatte er auch in Folge seiner früh gehegten aufopfernden Liebe für alles Vlämische in Sprache,

Dichtung und Sitte. Seit seinem ersten Auftreten als Schriftsteller mit seiner Verhandeling over de nederduytsche Tael- en Letterkunde (1819—1824) hat er durch eine Reihe von Werken die Liebe für das Vlämische bei seinen Landsleuten zu erwecken gewußt. Er galt für den tüchtigsten Kenner der alten vlämischen Sprache und in ihm war der Mittelpunkt aller der Bemühungen, das Vlämische, die Volkssprache Brabants und Flanderns als Schrift-, Schul- und Staatssprache wieder zur Geltung zu bringen.

So hatte ich denn mit Willems viele gemeinschaftliche Bestrebungen, und der Verkehr mit ihm war ein traulicher, angenehmer, anregender und lehrreicher. Er stellte mir bereitwilligst seine reiche Bibliothek und seine mancherlei Sammlungen zu beliebigem Gebrauche und vermittelte mir die Benutzung vieler wichtigen Handschriften. Durch seine Fürsprache erhielt ich die reiche van Hulthemsche Handschrift (Cod. Hulth. Nr. 192) geliehen, und nahm mir Abschrift von den merkwürdigen alten Schauspielen, die ich später als Hor. belg. Pars VI. herausgab.

Durch ihn lernte ich mehrere Gelehrte in Gent kennen, so wie auch das dortige gesellige, wissenschaftliche und künstlerische Leben und Treiben. Er führte mich ein in die Ressource, die Concordia und die Maetschappy van vlaemsche Letteroefening, die mich am 22. Septbr. zu ihrem Mitgliede aufnahm.

Willems bot Alles auf, mir den Aufenthalt in Gent recht angenehm zu machen. Wenn wir uns Stunden lang unterhalten hatten über alte Dichtungen und Handschriften, dann pflegten wir Volkslieder zu singen. Willems, selbst sehr musikalisch, setzte sich dann ans Fortepiano und trug einige seiner

Lieblingslieder vor, und so eigenthümlich und allerliebst, daß ich mich noch lange nachher in der Erinnerung daran erfreute.

Eines Nachmittags war ich von Serrure zum Kaffee eingeladen. Ich traf dort einige Professoren, auch W. G. Raßmann, der mir als Vergleicher und Ergänzer der Manessischen Sammlung für von der Hagen bekannt war. Raßmann hatte sich später anderen Studien zugewendet und war Professor an der Universität zu Gent geworden. 'Nun, fragte er mich, wohin werden Sie denn von hier reisen?' — Scherzhaft erwiederte ich, aber scheinbar mit einer gewissen Zuversicht: 'Jetzt gehe ich nach Valenciennes und entdecke dort das Ludwigslied.' Man lachte und ich lachte mit.

Den folgenden Tag (26. Septbr.) um 3 Uhr verließ ich Gent, übernachtete in Mecheln, machte von dort einen Ausflug nach Löwen, kehrte nach Mecheln zurück und ging über Brüssel nach Valenciennes.

Nach einer langweiligen schlaflosen Nacht kam ich hier den 28. September gegen Mittag an, halb krank und sehr verdrießlich. Ich frage sofort nach dem Bibliothecar. Man nennt mir Mr. Lemaire. Ich denke, der Maire ist zugleich Bibliothecar und gehe auf die Mairie, ich frage wieder nach dem Bibliothecar und höre nun, hier wohne Mr. le Maire de la ville, Mr. Lemaire le Bibliothécaire wohne in jener Straße. Ich bleibe vor einem Hause stehen und lese an einem Schilde: Lemaire, Relieur et Regleur. Ich gehe hinein, denke jedoch wieder an den unrechten zu kommen: der Mann hat als Buchbinder wol eine Leihbibliothek und wird deshalb, wie sich dergleichen Leute in Deutschland selbst Bibliothecar nennen, auch Bibliothecar genannt. Eine freundliche wohlbeleibte Frau kommt mir entgegen, und als ich ihr mein Anliegen kund ge-

than, sagt sie: 'Ich werde meinen Mann rufen.' Dieser kommt denn sogleich aus seiner Werkstatt in Hemdsermeln mit blauer Schürze, und begrüßt mich. 'Sind Sie der Bibliothecar?' — 'Nein — da müssen Sie sich an Mr. Leroi wenden, der wohnt nicht weit von hier.' Er beschreibt mir die Wohnung, die ich auch gleich finde. Auf der Hausflur stehen einige Mädchen, die mit Waschen beschäftigt sind. Auf meine Frage, ob der Herr Bibliothecar zu Hause sei, erwiedern sie, Herr Leroi sei verreist; wenn ich die Bibliothek sehen wolle, müsse ich mich an den Sousbibliothécaire et Conservateur Mr. Lemaire wenden.

Ich kehre nun zu meinem Buchbinder zurück. 'Können Sie mir die Bibliothek zeigen?' — 'Mit größtem Vergnügen.' — 'Ich wünsche besonders aber die Handschriften zu sehen.' — 'Thut mir leid — die sind unter Verschluß, die kann ich Ihnen nicht zeigen, Herr Leroi hat den Schlüssel.' — 'Nun, so führen Sie mich mal in die Bibliothek.'

Er kleidet sich schnell um. Wir gehen hin. In dem ersten Zimmer links vom Eingange sehe ich unter den Büchern viele alte Bände. Ich frage, ob ich wol die Bücher der Reihe nach durchsehen könne. Er hat nichts dawider. Jetzt beginne ich hoffnungsvoll mein Suchen. Viele Handschriften stehen zwischen den Büchern. Als ich mit den ersten drei Reihen, den Folianten, fertig bin, sagt Herr Lemaire: 'Es thut mir leid, daß ich nun nach Hause muß: es ist Mittag und ich habe gerade Gäste.' — 'Kann ich denn den Nachmittag wiederkommen? Ich bin auch hungerig, ich will auch zu Mittag speisen.' — 'Kommen Sie wann Sie wollen, ich bin immer bereit.'

Gegen 2 Uhr finde ich mich wieder ein. Der Bibliothecar geht mit mir zur Bibliothek und ich fahre mit dem Durchsehen

fort. Da ich die Bücher nicht mehr von unten abreichen kann, so besteige ich eine Leiter. Schon bin ich wieder mit einer Reihe fertig, da bitte ich den Bibliothecar eine zweite Leiter für sich zu holen und mir die Bücher zu reichen. Schon beim zehnten Buche etwa schreie ich jubelnd auf und schlage meinen Nachbar vor Freuden auf die Schulter, daß er fast das Gleichgewicht verliert: 'Voilà, Monsieur!' Der alte Büffeleinband mit den Schriften des Gregorius von Nazianz hatte mich nicht betrogen. Auf der Rückseite des 141. Blattes steht das Ludwigslied, und wie bin ich erstaunt, zugleich das älteste romanische Gedicht, ein Lobgesang auf die heil. Eulalia, bisher völlig unbekannt.

Ich nahm mir sofort Abschrift und stellte wiederholte Vergleichungen an. Meine Freude war groß: wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht zog ich triumphierend in meinen Gasthof ein. Ich vergaß alle Plagen meines heftigen Schnupfens und die Kälte meines Zimmers mit dem rothen Backsteinestrich. Ich gab die Weiterreise nach Frankreich hinein völlig auf, denn einen bedeutenderen Fund glaubte ich doch nicht machen zu können.

Den anderen Morgen besuchte ich wieder die Bibliothek, ich fand noch allerlei, aber nichts von großer Bedeutung. Ich dankte dem gefälligen Mr. Lemaire, schenkte ihm zum Andenken ein Goldstück und verließ Valenciennes, nachdem ich noch zuvor Willems meinen Fund gemeldet hatte.

In Tournay verweilte ich nur einen Tag, besuchte die Bibliothek, die Cathedrale und Herrn Dumortier. Ich fand bei ihm ein Pergamentblatt mit alten romanischen Glossen und nahm Abschrift. Sie sind nachher in den Elnonensia p. 20. 21. mitgetheilt worden.

Den 1. October früh am Morgen kam ich nach Brüssel. Ich wohnte im Hôtel Groendal. Beim Buchhändler Sommerhaus lernte ich den Prof. Burggraf kennen, einen Luxemburger, der sich überaus freundlich gegen mich erwies und ein angenehmer Fremdenführer für mich wurde.

Den zweiten Tag besuchte ich die Burgundische Bibliothek und die Gemäldesammlung, spazierte viel mit Burggraf und ging mit ihm Abends in den Postillon de Longjumeau.

Den dritten Tag besuchte mich der General Buzen, Gouverneur militaire de Bruxelles. Ich war nicht wenig überrascht — ein General, Adjutant des Königs, Kriegsminister und Gouverneur von Brüssel! Der alte liebenswürdige Herr hatte von meiner Entdeckung gelesen und wollte mich persönlich kennen lernen. Er lud mich zu Tische ein. Leider konnte ich wegen Mangel an Zeit die freundliche Einladung nicht annehmen.

Am selben Morgen besuchte ich den Baron von Reiffenberg und schon am Nachmittage machte er mir seinen Gegenbesuch. Er war außerordentlich freundlich und zuthunlich, ich fühlte mich etwas unheimlich. Ich hatte so mancherlei gehört über ihn, das zu ihm nicht eben Vertrauen erwecken konnte. Wol war er ein unermüdlich thätiger Schriftsteller*), rührig, allzeit fertig und vielseitig, aber immer mehr in seinem eigenen als im Interesse der Wissenschaft, denn er war sehr ehrgeizig und hatte es wirklich erreicht, daß er Ehrenmitglied aller möglichen Gesellschaften geworden war, sogar über das Weltmeer hinüber; auch fehlte es ihm nicht an Orden und anderen Auszeichnungen. Dies Jagen nach Ehren und Ruhm machte ihn

*) Man sehe nur Quérard, La France littéraire T. VII. p. 509—512. und T. XII. p. 57—78.

flüchtig und oft oberflächlich, ja sogar gewissenlos, daß er auch wol fremde Arbeiten, als ob es seine eigenen wären, erscheinen ließ. Obschon ein Deutscher von Geburt verstand er doch gar kein Deutsch. Das konnte man ihm verzeihen, denn er war in der Normalschule zu Paris gebildet worden und durch und durch Franzose. Daß er aber trotzdem that, als ob er ein guter Deutscher wäre, 1839 nach Stuttgart reiste, Schiller feierte und ein Büchlein darüber herausgab: Souvenirs d'un pélerinage en l'honneur de Schiller, war doch gar zu possierlich. Unverzeihlich war es jedoch, daß er auch kein Blämisch verstand. Als Professor zu Löwen hätte er wol Gelegenheit genug dazu gehabt, und als Bibliothecar der kön. Bibliothek und Secretär der Commission für belgische Geschichte wäre es doch wol seine Pflicht gewesen, sich mit der eigentlichen Landessprache vertraut zu machen.

Den 4. Oct. des Nachmittags begab ich mich auf den Bahnhof und wollte nach Gent. Da hieß es aber: 'Der Zug geht nur nach Antwerpen.' Ich mochte nicht wieder umkehren, also gut, nach Antwerpen. Ich sah mir die Stadt an und las die Zeitungen. Da fand ich denn im Indépendant schon meiner gedacht: 'Mr. le professeur H. van F. vient de faire une découverte des plus importantes dans les manuscrits de la bibliothèque publique de Valenciennes.' Und am Schlusse heißt es: 'Nous apprenons que Mr. H., dont presque toutes les études sont dirigées dans un but à illustrer la Belgique, a manifesté l'intention de publier en ce pays le texte original et le facsimile de ce poëme, en société avec Mr. Willems, membre de l'Académie.'

Am folgenden Vormittag war ich erst bei Willems. Er

freute sich sehr meines Doppelfundes und hatte bereits Alles eingeleitet, daß sofort der Druck begonnen werden konnte. Es war ihm sehr willkommen, daß ich ihm für sein Belgisch Museum einen so wichtigen Beitrag beisteuerte. Ich hatte mir nur einige besondere Abdrücke ausbedungen. Noch vor Abend hatte ich Alles druckfertig gemacht, und den nächsten Morgen wanderte es in die Druckerei. Schon den 7. October besorgte ich die Correctur.

Willems hat nachher aus dem von mir herausgegebenen halben Bogen ein Buch gemacht, das unter dem Titel erschien:

Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX^e siècle, contenus dans un manuscrit de l'Abbaye de St.-Amand, conservé à la Bibliothèque publique de Valenciennes, publiés par Hoffmann de Fallersleben, avec une traduction et des remarques par J. F. Willems. Gand, Gyselynk. 1837. 4°. 34 Seiten.

Es erschien davon 1845 eine Seconde édition, revue et corrigée, wo im Titel 'découverts' statt publiés gesetzt ist, 67 Seiten.

Es waren wenige, aber heitere Tage, und noch heiterer die Abende, die ich in Gesellschaft mit Willems, Philippus Blommaert, Prudentius van Duyse und Prof. Lenz verlebte.

Den 8. October war ich bereits wieder unterwegs. Ich blieb bis zum 13. in Löwen, verkehrte viel mit einigen Professoren der katholischen Universität: de Ram, Möller, Arendt, Windischmann, David, machte mir Auszüge aus einem alten gedruckten niederländischen Vocabularius, schrieb Briefe und spazierte in der Umgegend umher. Das Wetter war wunderschön.

Ich eilte dann über Köln, Bonn, Frankfurt nach Würzburg, besuchte hier den Dr. Reuß und die Bibliothek, nahm

mir Abschrift der althochdeutschen Sprachdenkmäler und besah das Julius-Hospital.

Einige Tage war ich dann in Nürnberg, besuchte meinen alten Universitätsfreund Bernhard Mönnich, lernte seinen Gast, den Dr. Klemm von Dresden kennen, und den Dr. Campe, Director Reindel und den Glasmaler Keller, und besah mir die Merkwürdigkeiten Nürnbergs.

Von hier aus machte ich einen Ausflug nach Erlangen, traf aber Rückert nicht. Ich unterhielt mich viel mit seiner Frau und seinem Freunde Kopp.

Den 24. October setzte ich meine Reise fort in Einem Zuge über Baireuth, Hof, Zwickau nach Dresden. Die Fahrt war sehr ermüdend und langweilig. Erst von Zwickau ab hatte ich angenehme Reisegesellschaft: Kaufmann Zick von Nürnberg und Capellmeister Täglichsbeck von Hechingen. Den dritten Tag kam ich in Dresden an.

Ich besah was man hier so zu besehen pflegt: Gemäldesammlung, grünes Gewölbe, Bibliothek und Brühlsche Terrasse. Ich besuchte mehrere Schriftsteller und Künstler: Hofrath Falkenstein, Reißiger, Julius Mosen, Dr. Klemm, Adolf Peters und Dr. Burchardt. Bei Mosen verlebte ich einen angenehmen Abend, er las uns Einiges aus seinem Ahasver vor. Vorher waren wir zusammen bei Tieck. Ich war zu lebendig, so daß Tieck wenig zu Worte, geschweige denn zum Lesen kam. Das mochte den alten Herrn verdrossen haben, denn später erzählte mir Mosen, bei Tieck sei von mir einmal die Rede gewesen und Tieck habe bemerkt: 'Ja, es ist noch immer der alte Student.' Ich hatte damals wie früher und auch noch jetzt wenig Ruhe, Stunden lang still auf einem Fleck zu sitzen und mir etwas vorlesen zu lassen. So sehr ich Tieck's Vorlesetalent schätzte,

so mochte ich doch dies Vergnügen nicht mit einem ganzen Abend unbeweglichen Stillsitzens, aufmerksamen Zuhörens und Schweigens erkaufen. Zu dieser Art des Dresdener guten Tons konnte ich mich nicht emporschwingen.

Um auch das öffentliche Leben kennen zu lernen, besuchte ich mit Täglichsbeck verschiedene Kaffee-, Wein- und Bierhäuser. Wir wurden wenig befriedigt: das Essen und Trinken war nirgend sonderlich und in Betreff der Unterhaltung waren wir meist auf uns beschränkt, wir sprachen dann viel über Musik und Musiker und das Verhältniß der Dichter zu den Componisten.

Den Morgen vor meiner Abreise hatte mich Eduard Burckhardt zum Frühstück eingeladen. Das politische Leben der Gegenwart bildete den Hauptpunkt unserer Unterhaltung. Burckhardt schrieb damals eine Geschichte der neuesten Zeit, seine freisinnige, lebendige Darstellung fand unter den Gesinnungsgenossen vielen Beifall. Herr v. Dieskau, der damals viel genannte sächsische Abgeordnete, war auch eingeladen, kam aber erst, als ich eben in den Postwagen stieg.

Den 30. October kehrte ich nach Breslau zurück.

In meiner Bibliotheks-Angelegenheit war von Seiten des Ministeriums nichts erfolgt. Das widerwärtige Gefühl der Ungewißheit dauerte für mich fort. Die Theilnahme meiner Freunde und Bekannten war mir zwar ganz lieb, vermochte aber mich nicht in dauernd heitere Stimmung zu bringen. Der Anlässe, mich heiter und frei im geselligen Verkehre zu fühlen, waren wenige, aber sie waren doch.

Eines Abends war ich zum Weinprobieren von einem Gastwirth miteingeladen. Als das prüfende Geschäft im vollen Gange war, wurde die Unterhaltung sehr lebendig. Wir kamen

auf das nahe bevorstehende Schillerfest zu sprechen. 'Ja, sagte einer der Anwesenden, meine Herren, ich habe etwas mit Schiller erlebt, dessen sich wenige rühmen können.' Er erzählte nun, wie er als Student mit anderen Studiengenossen 1804 in Lauchstädt gewesen sei und wie sie Schiller zu verherrlichen versucht hätten und was sich dabei zugetragen. 'O, sagte ich, das ist ja eine wunderschöne Geschichte, die darf nicht verloren gehen.' Schon den anderen Tag hatte ich sie in Verse gebracht.

Das Schillerfest, der 10. November kam heran. Professor Schön führte den Vorsitz. Man hatte sich diesmal an ihn gewendet, weil man geglaubt, ich würde zum 10. November von meiner Reise noch nicht zurückgekehrt sein.

Mir war dieser Präsidentschaftswechsel sehr willkommen: ich konnte mich nun als gewöhnlicher Gast freier und rücksichtsloser bewegen, mich auch zu meinen Freunden setzen und durfte mich nicht abängstigen mit der Leitung des Ganzen und der genauen Beobachtung der Rangordnung gewisser bei solcher Gelegenheit nie fehlender vornehmer Gäste.

Das Fest begann. Nachdem der übliche Trinkspruch auf Seine Majestät den König ausgebracht war, erhob sich der Festpräses Schön und leitete den seinen auf Schiller folgendermaßen ein:

'Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.'

Durch diese Schillerschen Verse sind wir ebenso erinnert als berechtigt, an den Toast für unsern König einen Toast auf den Dichter zu reihen, zu dessen festlichem Andenken wir uns heute wieder versammelt haben. Ehe ich ihn ausbringe, habe ich über diese Festversammlung und ihre Tendenz eine Auf- und Erklärung

abzugeben. — Man hat öfters wol gefragt, warum wir Schiller's Geburtstag feiern und nicht auch jenen Göthe's? und hat uns wol gar den Vorwurf gemacht, daß wir dadurch in herabsetzende oder feindliche Opposition treten gegen den begabtesten Dichter der Deutschen. Niemand kann aber dem Schillerfest diese Tendenz beilegen, wer die Stellung Göthe's und Schiller's zur deutschen Nation klar erkannt hat. Göthe — eine überlegene, die Welt mit Fingern umspannende, objective Natur — freut sich, in einem fort neue Gedankenkreise, neue poetische Formen zu schaffen, und so ließ er der Mehrheit nicht Zeit, ihn zu fassen, zu durchdringen. Ehe die Menge eine seiner Gestaltungen ergriffen, hatte er, wie er zu sagen liebte, die alte Schlangenhaut abgestreift und wandelte in neuer Gestalt schon weit ab. So ward Göthe in jeder Beziehung der vornehmste Dichter, nur von den vornehmsten Geistern und Männern ganz verstanden und genossen. Anders Schiller. Eine begränztere, durchaus subjective Natur, gab er sich ganz und für immer an das hin, was er in jugendlicher Begeisterung als sein Höchstes erkannt, und brachte es überall und immer zum Vorschein; und so war es leichter, ihn zu erfassen. In eine Zeit versetzt, wo der dritte Stand verkannte Rechte der Menschheit geltend machte, weihte er sich zum Dichter dieser großen philosophischen Weltbewegung, nicht in empörendem, sondern beschwörendem, nicht in verhöhnendem, sondern versöhnendem Geiste. Seine Gedichte singen nicht von Liebe und Wein und Frühling, sondern sie rufen uns die 'inhaltschwersten Worte' in die Seele, wecken 'die Ideale' der Menschenbrust, feiern 'den Menschen mit seinem Lorbeerzweige an des Jahrhunderts Neige' und stellen das ganze Menschen- und Völkerleben in den wundersam ergreifenden Tönen der 'Glocke' dar. Auf den 'Brettern, die die Welt bedeuten', entreißt er die poetische Gestalt des Mädchens von Orleans dem 'Witz, der das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen

liebt', wischt den Schmutz der religiös-politischen Parteiwuth von dem blutigen Haupte der schönen Königin, die 'besser als ihr Ruf', läßt Marquis Posa um Gedankenfreiheit flehen, schleudert in die Zeit, wo das heilige deutsche Reich mit fremden Ketten klirrt, den böhmischen Feldherrn mit seinen Helden, gewaltig rufend:

Ans Vaterland, ans theure schließ dich an!

und verherrlicht endlich im Tell

die ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerstörbar wie die Sterne selbst.

Ist es nun ein Wunder, daß Schiller an Popularität den begabteren Göthe übertraf und sohin auch an Einfluß auf deutsche Gesinnung und Bildung? Und dieser überwiegende Einfluß Schillerscher Poesie ist es allein, der uns zu einem jährlichen Schillerfeste bewegt! Der Verklärte sang:

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Demgemäß haben wir dieses Fest zu einem heiteren, harmlosen, kunstgeschmückten gestaltet. — Jene finsteren Völker weihten ihren Genien Menschenblut, wir weihen deinem Genius, o Schiller! heiterlächelnd ein Glas unschuldiges Traubenblut.

Auch die Todten sollen leben!

lautete dein Freudeausdruck. Und so bringen wir dir, gestorbenem Unsterblichen, ein herzinniges, begeistertes, dankbares Lebehoch.'

Es folgten nun einige Lieder zu Schiller's und dann ein Hoch zu Schön's Verherrlichung, ausgebracht vom GR. Heinke. Das konnte mich aber nicht abhalten, nachdem abermals ein Lied gesungen war, auch ein Hoch auf Prof. Schön auszubringen:

Kunst und Wissenschaft soll sich paaren,
Soll niemals allein stehn,

Sondern stets im Verein gehn,
Und sich überall zugleich offenbaren.
Und niemals kehre wieder die Zeit, die traurige,
Wo ein Professor sprach das Wort, das schaurige,
Wie's einst in Göttingen wirklich geschah:
Herr College, Sie treiben stark Allotria!
Drum ist es heute von unserm Professor Schön schön,
Daß er die Poesie nie
Betrachtet wissen will als ein Allotrium,
Sondern als nothwendiges Gaudium
Und wir wünschen ihm und seiner Präsidentschaft
Einen fröhlichen Fortgang, eine fröhliche Endschaft.

Schön erwiederte:

„Sie kommen, sie kommen, die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle —
Phöbus, der Herrliche, stellet sich ein," —
Doch — mich täuscht mein kurz Gesicht,
Phöbus selber ist es nicht,
Es ist Apolls und der Musen Sohn,
Bekannt unterm Namen Hoffmann schon,
Der sang ein schmeichelndes Wort mir vor,
Und täuschte mich, weil ich ganz Ohr.
Für die Liebe, die er mir angethan,
Will ich recht altdeutsch ihn leben la'n!

Die Gesellschaft war in heiterster, harmlosester Stimmung. Da warf ich eine Granate hinein: ich trug vor

Schiller in Lauchstädt 1804.*)

Daß man zu Lauchstädt sonst zur Sommerzeit
Komödie spielte, weiß man weit und breit;
Auch daß zuweilen dann zugegen war
Von Weimar aus das große Dichterpaar,
Und wie der Musensohn von Saalathen
Nach Lauchstädt pflegte grade dann zu gehn.

*) Unpolitische Lieder 2. Th. S. 186—188.

Doch weiß man nicht, was eines Tags geschah.
Man spielt die Räuber; Schiller selbst ist da.
Vom Dichter ist das ganze Haus beglückt,
Der Dichter selber ist vom Spiel entzückt.
Doch ach! der Vorhang fällt, das Stück ist aus;
Zufrieden geht das Publicum nach Haus.
Nur Bruder Studio ist so erfreut,
Daß er gar manche Räuberscen' erneut.
Frisch! in die böhmschen Wälder! schreit man hier,
Und dort: der Wald ist unser Nachtquartier.
Man lärmet, jubelt, schwärmet, trinkt und singt,
Der Dichter sitzt von froher Schaar umringt,
Er sitzt so heiter und so wohlgemuth,
Er trinkt als tränk' er neue Jugendglut.
Doch als es endlich nun am Wein gebricht,
Da ruft er: „Nein! wir trennen uns noch nicht,
Noch nicht! dem Glücklichen schlägt keine Uhr.
Hinaus mit mir, hinaus in die Natur!"
Schön war die Nacht, kein Lüftchen regte sich,
Hell schien der Mond, das letzte Wölkchen wich.
Da rief der Dichter zu den Seinen: „Traun!
Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten baun!"
Und unter Bäumen in der Mondscheinnacht
Wird schnell ein Lauberhüttenfest gemacht.
Und wie man hat gebracht die Bänk' herbei,
Und sitzt und singt, da kommt die Polizei.
„Was will der Sklav bei freien Männern hier?"
„Ich will, spricht der Soldat, ich will daß ihr
Nicht weiter singt und in so später Zeit
Die Badegäst' aus ihrem Schlafe schreit."
Da wird nur heftiger die Sangeslust
Und alles schreit vereint aus voller Brust:
„Was will der Sklav bei freien Männern hier?"
Und singt: ein freies Leben führen wir!
Doch jener rief: „heraus! Soldaten, raus!"
Und so gab's einen tücht'gen Kampf und Strauß.
Der Sangesfürst mit seinem Hof entwich,
Er ließ sein großes schönes Reich im Stich,

Den heitern Himmel mit der Sternenpracht,
Die wonnigmilde lichte Mondscheinnacht:
„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“
Trug nun auch damals mancher Musensohn
Gar manchen Schlag und Puff und Knuff davon,
So denkt doch freudig unter uns daran
Noch Einer, der es nie vergessen kann,
Wie er mit Schiller trank und sang und stritt,
Wie er mit Schiller fliehen mußt' und litt.

Das hat mir selber erzählt Einer,
Damit Schillers werde gedacht;
Wir gedenken Schillers und seiner
Als hätten wir es mitgemacht.

Ich sprach mit wahrer Seelenruhe, laut und deutlich, daß dem Hörer kein Wort verloren gehen konnte. Jeder kannte mein Verhältniß zu Heinke, jeder wußte, wie parteiisch und feindselig der Mann gegen mich intriguierte, jeder fand es wie ich unpassend, daß der außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Curator der Universität zugleich Polizeipräsident der Haupt- und Residenzstadt Breslau war. Ich war noch nicht zu Ende, so erfolgte bei den Worten:

'Und sitzt und singt, da — kommt — die Polizei'

ein wahrhaft Homerisches Gelächter mit lautem Beifallklatschen und Seitenblicken auf Heinke.

Ich hielt inne und ließ sie jubeln und klatschen, Einige suchten unter dem Tische mit den Händen ihrer Herzensmeinung Ausdruck zu geben. Nach einer Pause fuhr ich fort:

'Was will der Sklav bei freien Männern hier?'

Ein neuer Jubel brach los. Nach einer Pause fuhr ich ruhig fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Unter allgemeinem Jubel setzte ich mich gleichgültig thuend nieder.

Den folgenden Tag erschien in der schlesischen Zeitung ein Festbericht. Schön hatte sich wol gehütet, von der Lauchstädter Geschichte auch nur ein Wörtlein zu sagen. Im Publicum wurde aber noch viel und lange davon gesprochen.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur Einer mir anjetzt gefällt,
  Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
  Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
  Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
  Mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
Und frohes Leben noch dazu
  Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ' ich tanzen Groß und Klein
  Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
  O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
  Frisch! Knüppel aus dem Sack
    Auf's Lumpenpack!
    Auf's Hundepack!

Mit diesem Liede, womit ich später die verhängnißvollen 'Unpolitischen Lieder' beginnen ließ, beschloß ich das alte und begann ich das neue Jahr, also eben nicht in beneidenswerther Stimmung.

Alle Gesuche, alle Audienzen beim Minister, alle Büchereinsendungen — hatten keine endliche Lösung meiner Bibliotheks-Angelegenheit herbeizuführen vermocht.

Da immer nichts erfolgte, schrieb ich am 1. Februar an einen Freund meines Bruders in unserm Ministerium, ich wäre sehr bereit mein Custodiat aufzugeben und wollte gerne um meines äußern und innern Friedens willen ein großes Opfer bringen, man möchte mir nur die Hälfte des Gehalts (also 200 ℛ) lassen. Ich bäte ihn, das gelegentlich Sr. Excellenz kundzuthun.

Um diese Zeit gaben mir meine hochgeehrten Herren Collegen ein glänzendes Pröbchen von ihrer Gewissenhaftigkeit in Befolgung der Facultäts-Statuten.

Die Sache war so. Der Oberstlieutenant von Strantz, ein lieber, braver Mann, feierte den 1. März 1838, obschon er bereits 1820 zur Disposition gestellt war, seinen vor 50 Jahren erfolgten Eintritt in den preußischen Militärdienst. Er hatte sich in der langen, unfreiwillig erhaltenen Muße mit Schriftstellerei befaßt, und glaubte, ihm könne keine größere Ehre jetzt widerfahren, als wenn er in Bezug auf seine litterarischen Leistungen von einer Universität das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie empfinge. Er hatte diesen Wunsch gegen seinen Bruder, den General und Commandanten von Breslau geäußert, und dieser nahm die Sache sogleich in Angriff und ging zum Geh. Rath Heinke.

Es versteht sich von selbst, daß der Polizei-Präsident

Heinke seinem Freunde dem Commandanten so einen kleinen Liebesdienst gern erzeigte. Der Herr Curator der Universität wendete sich sofort an Se. Magnificenz den Herrn Rector, und dieser, zwar immer gern gefällig, mußte denn doch dem Herrn Geh. Rath erklären, daß so etwas nur reine Facultäts-Angelegenheit sei, wobei der Rector nichts zu thun vermöge, er zweifele übrigens keinen Augenblick, daß die Mitglieder der Facultät auf den Wunsch des Herrn Generals eingingen, zumal wenn derselbe einigen persönlich seinen Besuch abstattete ꝛc. Der Herr General befolgte den Wink und bald war Alles im schönsten Gange. Da sich der Candidat mit Orographie und Hydrographie und Kriegswissenschaften beschäftigt hatte, so übernahmen es der Decan Pohl als Professor der Physik so wie der Professor der orientalischen Litteratur Bernstein, weil er einmal Rittmeister gewesen war, die Schriften des Oberstlieutenants von Strantz mit belobenden Gutachten einzureichen und den Antrag zu stellen, dem Verfasser für seine Verdienste um die Wissenschaft das Ehrendiplom eines Doctoris Philosophiae zu ertheilen.

Als das Umlaufschreiben mit den Beilagen und Gutachten an mich kam, schrieb ich darauf:

'Ich stimme gegen die Ehrenpromotion des Herrn Oberstlieutenants von Strantz. Dr. Hoffmann.'

Der jüngste Professor, Dr. Schön, gab kein Votum ab, weil nach *meinem* jetzt doch jedes überflüssig sei, es gehörte nämlich zu jeder Ehrenpromotion statutenmäßig die Einstimmigkeit *aller* Mitglieder der Facultät.

Man hatte es für unmöglich gehalten, daß irgend jemand *dagegen* zu stimmen wagen würde, zumal die älteren Herren

sich so freudig ausgesprochen hatten, daß die Facultät Gelegenheit habe, einem so vortrefflichen, würdigen Mann eine Ehre zu erweisen.

Und es war doch geschehen, und die Promotion konnte nie stattfinden, wenn mein Votum respectiert wurde.

Es wurde jetzt Alles aufgeboten, mich zur Zurücknahme zu bewegen: Se. Magnificenz der Herr Rector kamen, Se. Spectabilität der Herr Decan kamen, Se. Hochwohlgeboren der Herr Senior kamen: ich ließ mich nicht irre machen. Der letzte (jetzt College, sonst Geh. Hofrath Weber) meinte, ich müßte mein Votum motivieren. Darauf erwiederte ich ganz einfach, das sei durch die Statuten nicht vorgeschrieben, und ich wüßte auch nicht, wie ich dazu kommen sollte, eine Kritik über einen Mann zu üben, den ich für sehr ehrenwerth hielte, dessen Schriftstellerei mir aber noch lange nicht den Bedingungen entspräche, welche die Statuten bei Ertheilung der Ehrendoctorwürde voraussetzten. *) Wenn wir so geringe Verdienste auf solche Weise belohnten, so würde unsere Beehrung wirklich bedeutender Verdienste völlig werthlos; auch würden bald mehr und noch würdigere Jubilare kommen, denen wir, wenn es von Regierungs- oder Gerichtscollegien gewünscht würde, unsere akademischen Ehren verleihen müßten.

'Nun, erklärte endlich der Geh. Hofrath, wenn Sie denn Ihr Votum nicht zurücknehmen wollen, so wird die Facultät doch die Promotion vornehmen.' — 'Dann wundert mich nur, erwiederte ich, daß Sie sich so viel Mühe gegeben haben, mich

*) Man vgl. damit das Verzeichniß der Schriften des Herrn Karl Friedr. Ferdinand von Strantz in Nowack's Schlesischem Schriftsteller-Lexikon 3. Heft S. 143. 144!

von meinem Votum abzubringen. Das war ganz unnöthig, wenn doch die Facultät einmal gewissenlos genug ist, die Statuten nicht zu halten. Leben Sie wohl!'

Nach einigen Tagen hielt die Facultät eine Sitzung, zu welcher ich aber nicht eingeladen wurde. Sie faßte den Beschluß, mein verneinendes Votum nicht weiter zu beachten, die Promotion vorzunehmen und dem Ministerium ihre Gründe mitzutheilen.

Dr. Schön kam sofort zu mir. Wir verfaßten eine Protestation an das Ministerium, die aber nur in meinem Namen abging, denn Schön war schlau genug gewesen, sich seines Votums gewissermaßen zu begeben.

Das Ministerium war schwach genug, Alles geschehen zu lassen. Die Promotion ging vor sich. Ich hatte zunächst die Genugthuung, daß in allen Kreisen Breslaus, wohin ich kam, das Verfahren der Facultät die entschiedenste Mißbilligung erfuhr und ich als völlig gerechtfertigt erschien. Nachträglich wurde mir auch noch der Universität gegenüber eine Genugthuung: das Ministerium erklärte, 'daß es die bei dieser Promotion vorgekommene Abweichung von den statutarischen Bestimmungen nachträglich und ausnahmsweise genehmige, jedoch auch mit Bestimmtheit erwarte, daß solche Abweichungen künftig nicht weiter vorkommen werden.'

Der Ministerialerlaß wurde durch Heinke der Facultät mitgetheilt und von dieser wieder mir. Ich schrieb darunter: 'Mit Vergnügen gelesen.'

Dies Zwischenspiel hatte durchaus nicht mein Verhältniß zum GR. Heinke, zur Bibliothek und zur Universität gebessert. Es half mir am Ende doch nichts, daß die Leute wußten, ich ließe mir durchaus keine Willkürlichkeiten gefallen: sie waren

einmal im Besitze der Macht und bei unserer schön gegliederten schwer beizukommenden Bureaukratie konnte sie einen weiten Gebrauch von dieser Macht machen, ehe von Oben ein Einschreiten erfolgte.

Den 3. März kam ich um meine Entlassung von der Bibliothek ein:

'Ew. Excellenz

hatte ich die Ehre, in einer Audienz, welche Hochdieselben mir vorigen Herbst auf meiner Reise nach Belgien gnädigst ertheilten, mein Verhältniß zur hiesigen Universitäts-Bibliothek ausführlich darzulegen. Wenn ich damals nur den Wunsch äußerte, Hochdieselben möchten mich meines Amtes entbinden oder mich so stellen, daß ich vor Willkürlichkeiten jeder Art geschützt würde, so kann ich jetzt nur die bestimmte Bitte aussprechen, daß mich Ew. Excellenz meines Amtes entbinden, indem nach den wiederholten Anklagen und Verunglimpfungen der Bibliothecare mein persönliches Verhältniß zu ihnen nie mehr ein collegialisches werden kann, ich also in dieser Lage mich künftighin nur noch unglücklicher fühlen müßte. Ich bin nun 15 Jahre Custos und den 2. April 40 Jahr alt; ich will die wenigen Jahre jugendlicher Kraft, die mir der Himmel noch etwa schenkt, ungetheilt solchen litterarischen Studien widmen, wie ich sie leider jetzt nicht ausführen konnte, weil ich täglich durch meist mechanische Arbeiten unterbrochen und durch unnöthiges Ärgerniß gestört worden bin.'

'Ew. Excellenz werden diese meine gehorsamste Bitte ganz gerecht finden und gnädigst gewähren. Indem ich mich im Übrigen ganz dem hohen Wohlwollen Ew. Exc. empfehle, bitte ich zugleich Ein hiesiges hochlöbl. Curatorium zur Auszahlung meines seit einem Jahre zurückgehaltenen Bibliotheksgehalts zu veranlassen.'

Als ich keine Antwort erhielt, wiederholte ich mein Gesuch am 4. April und bat zugleich um Urlaub zu einer Reise nach Wien, um den schon in meinen Fundgruben Th. 2. S. 296 angekündigten Katalog der altdeutschen Handschriften der dortigen Hofbibliothek zu vollenden.

An demselben Tage, 4. April, starb der Oberbibliothecar Wachler.

Den 8. April bat ich zum dritten Male um Entlassung von der Bibliothek und erinnerte den Minister an sein Versprechen vom 11. März 1836: 'bei einer Freiwerdung anderweitiger Fonds mich von meinen Bibliotheksgeschäften zu entbinden und durch jene zu entschädigen.'

Den 8. Mai kam ich abermals um Reiseurlaub beim Minister ein.

Auf alle Eingaben erfolgte keine Antwort.

Unterdessen entspann sich zwischen mir und Unterholzner ein sehr ärgerlicher Briefwechsel.

Unterholzner nahm als Nachfolger Wachler's sofort die Fehde gegen mich mit großem Geschäftseifer auf, ich sollte nun durchaus die Buchführung wieder übernehmen und wenn ich das nicht wolle, so würde er einen auf meine Kosten zu remunerierenden Stellvertreter annehmen. Ich suchte mich bestens dagegen zu vertheidigen und schloß nicht eben auf freundlich collegialische Weise: 'Wollen Ew. Wohlgeboren übrigens die gegen mich beabsichtigte Maßregel in Ausführung bringen, und die Verantwortlichkeit derselben übernehmen, so betrachte ich mich von dem Augenblicke an, daß solches geschieht, als ausgeschieden aus dem Bibliotheksdienste — was ich ja ohnedies stündlich erwarte.'

'Ich flehe inbrünstig zu Gott, daß Er mich künftighin bewahren möge vor jeder amtlichen Beziehung zu Ew. Wohlgeboren.'

Die von Unterholzner angeordnete Maßregel wurde natürlich vom GR. Heinke gebilligt. Diesem aber antwortete ich noch auf sein Schreiben vom 30. April an mich, daß ich mich jetzt als ausgeschieden betrachten müßte. 'Sollte dieser mein Entschluß, den ich meiner Ehre und meiner Subsistenz schuldig bin, in den Augen Ew. Hochw. für Eigenmächtigkeit und Widerspenstigkeit gelten, so mögen Ew. Hochw. den 355. §. *) im XX. Titel des II. Theiles des Allg. Landrechts (wenn Sie nämlich glauben sollten, daß dieser §. auch auf Beamte, denen widerrechtlich der Gehalt zurückgehalten ist in Anwendung gebracht werden kann) auch auf mich anwenden; ich aber lebe der tröstlichen Hoffnung, daß es auch für mich noch ein Recht in der Welt giebt.'

Ich fühlte mich nun wieder frei, aber sehr unbehaglich. Die ewige Bibliotheksfehde hatte mich endlich doch sehr angegriffen, ich war geistig und körperlich leidend. Die Poesie, die mich sonst noch getröstet und erfreut hatte, war wie für immer geschwunden, die Lust an wissenschaftlichen Arbeiten mir verleidet. Ich hatte den 6. Theil der Horae belgicae nicht mit jener Freudigkeit, wie ich begann, vollenden können, darum heißt es denn auch unter der Vorrede 'Breslau vor, in und nach der Marterwoche 1838.' Er erschien jetzt endlich auch noch unter dem besondern Titel:

*) Der lautet: 'Ein Beamter, der sich ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten von seinem Posten entfernt, soll nicht nur allen durch seine Abwesenheit entstandenen Schaden vertreten, sondern hat auch verhältnißmäßige Geld- oder Leibesstrafe zu gewärtigen.'

Altniederländische Schaubühne.
Abele Spelen ende Sotternien.

Der viele Ärger und Verdruß, dem ich täglich ausgesetzt war, wirkte nachhaltig durch die Erinnerung daran.

In dieser Lage traf mich ein Schreiben des Ministers vom 18. Mai. Ich war von dem Inhalte nicht weiter überrascht, ich wußte, daß der Minister, der sonst sich immer so wohlwollend meiner angenommen hatte, durch die ewigen gehässigen Berichte von Breslau wider mich eingenommen war. Er wolle von einer gegen mich einzuleitenden Untersuchung abstehen, da jetzt der Oberbibliothecar gestorben sei, mache aber zur Bedingung, daß ich von jetzt an die vorgeschriebenen Stunden von 9—12 Uhr der Bibliothek widme; könnte ich das mit meinen litterarischen Bestrebungen und übrigen Neigungen (von meinen Vorlesungen ist keine Rede, ich hatte letzten Winter deren 4 gehalten), nicht vereinigen, so könnte ich den 1. Juli d. J. abtreten mit einem Verluste von 200 ℛ zur Remuneration für einen statt meiner anzunehmenden Custos.

Endlich schien die Stunde der Erlösung von der Bibliothek geschlagen zu haben: mein Vorsatz war gefaßt, auch der plötzlich eingetretene Tod des Prof. Unterholzner am 25. Mai konnte mich nicht davon abbringen.

Denselben Tag schrieb ich an einen Freund im Ministerium, nachdem ich beim Minister mein Reiseurlaubsgesuch wiederholt hatte:

'In dem Tode des Prof. Unterholzner (er starb diese Nacht 1 Uhr am Herzschlage) finde ich durchaus kein Hinderniß für meine Reise; ich bin einmal aus der Bibliothek ausgeschieden und werde ohne eine glänzende Genugthuung nie wieder eintreten;

eine solche aber, die nur darin bestehen könnte, daß ich Ober-Bibliothecar würde, wird man mir nicht gewähren —'

Fest entschlossen, mein Custodiat aufzugeben, sah ich jetzt ruhig der Entwickelung der Dinge zu. Da kamen meine Freunde, mißbilligten meine Hartnäckigkeit und meinten, es sei Pflicht für mich, unter den jetzigen Verhältnissen etwas für mich zu thun. Ich war schwach genug nachzugeben. Ich machte einen letzten Versuch und reiste nach Berlin. Den letzten Mai kam ich an und schon den Sonntag darauf, den ersten Pfingsttag, hatte ich Audienz beim Minister in Schöneberg.

Der Minister war sehr freundlich und ging auf meine Bitte ein: 'mir versuchsweise die Verwaltung der Kön. und Universitäts-Bibliothek übertragen zu wollen.'

Den andern Tag besprach ich mich mit Schulze und zu meiner nicht geringen Überraschung war er mit meinem Wunsche einverstanden und meinte, es hätten sich zwar viele gemeldet, ich sei jedoch vor allen zu berücksichtigen.

Ich ging auf einige Tage zu meinem Freunde Prof. Runge in Oranienburg, blieb dann noch drei Tage in Berlin und kehrte nach Breslau zurück.

Ich trat nun wieder ein bei der Bibliothek in der guten Meinung, daß mir die alleinige Verwaltung übertragen werde. Es hatte sich übrigens schon längst wieder eine andere Ansicht im Ministerium geltend gemacht. Schon am 21. Juni erhielt ich ein Schreiben vom GR. Heinke, worin er meldete, daß es das Ministerium für räthlich erachtet habe, bis zum Eintritt des zu ernennenden Bibliothecars die Bibliothek durch eine Commission interimistisch verwalten zu lassen, und fügte hinzu, 'daß eine besondere interimistische Instruction nachfolgen würde', die aber nie kam.

Sehr schnell hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß meine letzten Schritte in der Bibliotheksangelegenheit ganz vergeblich gewesen waren.

Schon den 27. Juni schrieb ich meinem Bruder:

'So bestimmt mir auch der Minister das Bibliothecariat versprochen hatte, so ist doch nun Alles anders gekommen. Es ist eine Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Rector der Universität (z. B. Abegg), mir und Stenzler, die gestern ins Leben getreten ist — eine durchaus unnütze und lächerliche Maßregel, die zugleich sinnlos wäre, wenn man nicht damit entweder mich persönlich kränken oder allmählich aus der Bibliothek hinausboxen, oder vorläufig die verschiedenartigen Interessen beschwichtigen wollte. Ich war vor einigen Stunden bei Heinke und sprach mich gegen ihn auf die freimüthigste Weise aus: ich sagte ihm daß ich auf jeden Fall ausschiede, wenn ich nicht Bibliothecar werden könne und sogleich ausscheiden würde, wenn er mir die Versicherung zu geben vermöchte, daß ich es nicht würde ꝛc. Er meinte, daß ich jetzt guten Grund hätte, mich zu beschweren, erstlich sei ich um meine Reise und die damit verbundenen Vortheile gebracht, dann hätte ich eine kostspielige Reise unnützer Weise unternommen; ferner müsse ich bei dieser Ungewißheit meine jetzige theuere Wohnung behalten u. s. w.'

'Darauf ging ich zu Abegg und sprach mit ihm über die Commission und das was er als jetziger Bibliotheks-Vorstand thun wolle. Er meinte, sein Auftrag gehe nur dahin, Alles beim Alten zu lassen — also von eigentlichen Arbeiten, von Vollendung der bereits begonnenen ist gar nicht die Rede, weder er noch wir wollen eine Verantwortlichkeit übernehmen. So muß ich also alle Tage von 9—12 auf der Bibliothek sein und habe so gut wie nichts zu thun. Ich erzählte Heinken was mir der Minister erwiederte, als ich ihn auf einen solchen Fall aufmerksam machte: "wer sich auf einer Bibliothek nicht zu beschäftigen weiß, muß

verdammt werden, Erbsen und Linsen zu lesen.“ Jetzt kann er viele schicken, wir haben viel Zeit. Johannes Schulze der allmächtige hat ein Meisterstück seiner Weisheit abgelegt.'

'Ich werde nun binnen Kurzem den Minister beim Worte halten, so daß ich, wenn ich nichts erreiche, doch wenigstens mit 200 ℛ aus diesem ungewissen Zustande ausscheiden kann.'

'Mein Gehalt ist mir bis auf 24 ℛ Vertretungsgelder geworden. Gestern habe ich 227 ℛ auf einem Brette abbezahlt und fahre heute fort alle meine Schulden zu tilgen.'

Am Schlusse:

'Ich bin sehr verdrießlich und bedauere nur, daß ich meine Entlassung aus der Bibliothek nicht angenommen habe. Eine solche Quälerei, wie man gegen mich anzuwenden fortfährt, ist doch unerträglich. Hole der Teufel alle Ehre, alles Geld, wenn man keinen frohen Augenblick in seinen vier Pfählen mehr hat!'

Über die Besetzung der Ober-Bibliothecarstelle waren viele Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, die beiden Grimm würden berufen werden, dann: man verhandele mit dem Oberappellationsrath Blume in Lübeck, dann: der Geh. Archivrath Prof. Stenzel habe viele Aussicht und dgl.

Endlich erfuhr ich als gewiß, das Ministerium würde die Ober-Bibliothecarstelle vorläufig nicht wieder besetzen, und Elvenich als Bibliothecar anstellen, weil es ihn entschädigen müsse. Elvenich war nämlich mit Braun im Mai 1837 nach Rom gereist in der Hoffnung den heil. Vater zu überzeugen, daß die Hermesschen Lehren nicht ketzerisch seien. Der Papst ließ sich auf nichts ein, die Verdammungsdecrete blieben in Kraft und die beiden Hermesianer kehrten unverrichteter Sache heim. Elvenich konnte nun nicht ferner Director des Leopoldinums, einer rein katholischen Lehranstalt bleiben und legte sein Amt

nieder. Das Ministerium, das für den Hermesianismus Partei genommen, konnte seine Schützlinge nicht fallen lassen: Peter Joseph Elvenich wurde Bibliothecar.

In der festen Überzeugung, daß Alles ohne irgend Berücksichtigung der mir gemachten Versprechungen und meiner sich von selbst ergebenden Ansprüche bereits entschieden sei, sendete ich dem Minister meinen 'Entwurf einer Bibliotheks-Ordnung für die Kön. und Universitätsbibliothek zu Breslau' in 270 §§., sehr hübsch abgeschrieben von Dr. Bellmann, und meine Abhandlung: 'Universitätsbibliotheken und ihre Verwaltung', womit später Naumann seine Zeitschrift: Serapeum, eröffnete. Zugleich kam ich um meine Entlassung ein:

'Nur aus Dankbarkeit gegen Ew. Excellenz konnte ich mich veranlaßt fühlen, Hochdero Wunsche, ich möchte die Bibliothek nicht aufgeben, nachzukommen, und nur so konnte ich unter und in einer provisorischen Bibliotheks-Commission, welcher bis auf den heutigen Tag alle und jede Geschäfts-Instruction mangelt, mich zu einem amtlichen Verhältnisse verstehen, worin ich meine bibliothecarischen Kenntnisse und Erfahrungen anzuwenden und das durchaus Nothwendige für die Bibliotheksverwaltung zu veranlassen, außer Stande gesetzt bin.'

'Unter diesen drückenden, jede bibliothecarische Selbstthätigkeit nicht sowol beschränkenden als vielmehr geradezu aufhebenden Verhältnissen habe ich den ganzen Sommer mit dem peinlichsten Gefühle der Ungewißheit, aber auch in ruhiger Geduld ausgeharrt, und habe auf Fortsetzung eigener wissenschaftlichen Arbeiten verzichtet.'

'Dennoch wollte ich Ew. Excellenz den Beweis liefern, daß mir die Bibliothek am Herzen lag; und so habe ich nun, da es mir auf practischem Wege benommen war, meine Wirksamkeit an den Tag zu legen, solches auf theoretischem versucht.'

'Die beiliegende Schrift, welche als eine rein-wissenschaftliche Arbeit zu betrachten und als solche später unter dem Titel:

Bibliotheken und ihre Verwaltung,

im Druck erscheinen soll, empfehle ich Ew. Excellenz zu hochgeneigter Berücksichtigung.'

'Sollten Ew. Excellenz die jetzige Bibliotheks-Commission noch über den Rectoratswechsel hinaus fortbestehen lassen zu müssen für nöthig erachten, ferner auch Sich außer Stande gesetzt sehen, mir die alleinige Leitung und Verwaltung der Bibliothek je anvertrauen zu können, so bitte ich ganz unterthänigst, mich vor dem 18. Oct. d. J. oder doch wenigstens vor dem 1. Januar 1839 dieser Commission und jeder amtlichen Beziehung zur Königlichen und Universitäts-Bibliothek hieselbst zu entbinden und die in der hohen Verfügung vom 18. Mai d. J. enthaltene eventuelle Bestimmung hinsichtlich meines Ausscheidens aus der Bibliothek hochgeneigtst über mich ergehen zu lassen.'

In einem Schreiben vom 22. November gewährte mir der Minister von Altenstein meine Bitte und fügte noch hinzu:

'Von dem von Ew. Wohlgeboren handschriftlich eingereichten Entwurfe, die Verwaltung der dortigen Kön. und Universitäts-Bibliothek betreffend, hat das Ministerium mit einem besonderen Interesse nähere Kenntniß genommen, und beabsichtigt, denselben bei den weiteren, in der fraglichen Hinsicht zu erlassenden Bestimmungen zu benutzen.'

Ich schrieb auf dies Schreiben des hohen Ministeriums die Verse des Thomas a Kempis:

Quum a multis molestaris,
nihil perdis, sed lucraris.
patiendo promereris,
multa bona consequeris.

Ich war nun beruhigter geworden. Ich las mit Luſt und Liebe meine vier Collegia. Ganz beſondere Freude machte mir das über die Litteraturgeſchichte des Mittelalters. Ich lernte ſelbſt viel dabei, es war zugleich ſehr anregend für mich. Die Theilnahme der Zuhörer war eine lebendige und erhielt ſich bis zum Schluſſe.

Mein geſelliger Verkehr beſchränkte ſich auf die Familien Milde, Aderholz und Prof. Müller und einige Freunde. Zu dieſen gehörte ſeit kurzer Zeit der Maler Ernſt Reſch. Er war im Februar von Dresden, ſeiner Vaterſtadt, nach Breslau überſiedelt, und erfreute ſich als trefflicher Portraitmaler allgemeiner Anerkennung. Sein offenes und lebendiges Weſen, verbunden mit dem liebenswürdigſten Humor, machte mir den Verkehr mit ihm lieb und werth. Wir unternahmen manchen Abend größere Ausflüge in die Umgegend und pflegten nachher bei Philippi einzukehren.

Bei dem diesjährigen Schillerfeſte betheiligte ich mich wieder. Ich brachte mehrere Trinkſprüche aus. Mein Humor hatte ſein Staatsexamen beſtanden, ſah lächelnd auf die Vergangenheit zurück und keck und munter in jede Zukunft.

Breslauer Schillerfeſt 10. Nov. 1838.

1.

Laſſt die Philiſter immer ſchrei'n:
Gar keine Zeit wird bald mehr ſein!
Wenn wir nur ſoviel Zeit noch haben,
In Jugendluſt voll Fröhlichkeit
Uns zu erfreu'n an Gottes Gaben,
Was kümmert uns dann noch die Zeit!
Ob leer iſt oder voll die Taſche,
Iſt nur immer voll die Flaſche,
Und Herz, Geiſt und —
Der Magen geſund,

Dann kann man sich in unsern Tagen
Auch mit der papiernen Zeit vertragen;
Und wir lassen ein
Jeden Cassenschein,
Und mit Geduld ein
Jeden Staatsschuldschein,
Und ohne weitere Deliberation
Jede heitere Obligation,
Und wir halten nicht die Hand schief,
Wenn uns kommet ein Pfandbrief,
Und wünschen, daß immer heckten
In unsern Kisten und Kasten die Staatseffecten,
Und freuen uns über jedes Lumpenpapier,
Wovon man leben kann bei dem Humpen dahier.

2.

Und wär' er auch für euch nichts weiter als ein Ketzer,
So war er doch ein biedrer edler deutscher Mann,
Den man im besten Weine wie im schlechtsten Krätzer
Genug nie loben noch auch je beschimpfen kann.
Und hätt' er nur gesprochen das Eine Wort,
So müsst' er leben unter uns hinfort:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"
Hoch lebe du ehrlicher Dr. Martine
sine fine!

3.

Hoch lebe Scharnhorst! Preußens Schutzpanier,
Und Ehr' und Ruhm für Preußens Schaaren!
Was er uns ist, das wissen wir,
Wenn wir bedenken, was wir waren.

4.

(Der damalige Präsident des Festes, Prof. Schön, hatte kurz vorher einen Trinkspruch auf die Frauen ausgebracht.)

Schön hört sich's an, wenn Schön beim Schillerfest
Die schönen Frauen leben lässt.

Schön ging mit schönen Frauen schon voran,
Schön folgt auf schöne Frau'n der Mann,
Nicht weil er war der erst' im Paradies,
Sondern weil er ist der erste ohnedies.
Ich meine unter Mann nicht allerlei Leute,
Die jeder Tag uns bringt, das Morgen und Heute.
Wer männlich strebt und wagt, steht und nicht fällt
Und männlich lebt, unverzagt geht durch die Welt,
Und männlich sich müht für's Gut' und Rechte,
Und männlich erglüht mit Muth wider das Schlechte,
Und männlich auf eigenen Beinen steht,
Und sich nicht nach jedem Wetter, Glauben und Meinen dreht,
Und männlich, mit Geduld bieder erträgt,
Und männlich ohne Schuld nieder sich legt,
Und frei noch ist in Gefängniß,
Und froh noch ist in Bedrängniß,
Der weiß was er will, und will was er kann,
Ihr Männer, stoßet an!
Hoch lebe — mit und ohne Frau — der Mann!

Am 31. December nahm ich Abschied von der Bibliothek, worin mir 15 Jahre lang Stoff genug geboten war, ein prächtiges Seitenstück zu schreiben zu Hufeland's Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nämlich:

'Die Kunst, das menschliche Leben zu — verkürzen.'

Mit dem neuen Jahre 1839 hatte meine amtliche Schriftstellerei vorläufig ihre Endschaft erreicht, ich bekam nur noch ein Schreiben vom Ministerium, worauf keine Antwort nöthig war: ich erhielt für das Sommersemester Urlaub zu einer litterarischen Reise nach Österreich, Baiern, Würtemberg, der Schweiz, Baden, Frankreich und Belgien.

Einer angenehmeren Schriftstellerei konnte ich mich jetzt widmen.

Schon seit Jahren war ich mit Ernst Richter bemüht gewesen, in Schlesien Volkslieder zu sammeln und sammeln zu lassen. Wir nahmen jetzt eifriger die Sache in Angriff. Einen schönen Anlaß dazu erhielten wir durch eine Sammlung, die uns Dr. Bellmann*) vermittelt hatte. Es war darin das herrliche Lied von der schönen Hannele, welches mir anderswo noch nie vorgekommen war. Ich theilte seinen Inhalt in der Zeitung mit und knüpfte daran die Bitte, uns in unserm Unternehmen zu unterstützen. Zugleich schrieb ich sehr viele Briefe an Leute in der Provinz, bei denen ich eine thätige Theilnahme voraussetzte und bat sie um Beiträge. Richter, Musiklehrer am evangelischen Seminar, suchte seine Schüler für unser Unternehmen zu gewinnen; er machte sie aufmerksam auf Alles worauf es beim Sammeln ankomme. Da sie nun zu den nächsten Ferien in ihre Heimat gingen und vielfache Beziehungen zum Volke hatten, so durften wir von ihren Bemühungen guten Erfolg erwarten.

Die Sonntagsgesellschaft bei Prof. Müller ward auch diesen Winter von mir besucht. Es fanden sich die alten Gäste wieder ein, doch nicht die alte Fröhlichkeit. Schön, sonst so lebendig an der Unterhaltung sich betheiligend, schien leidend und verstimmt. Im vorigen Jahre um diese Zeit war es anders. Ich hatte damals den Vorschlag gemacht, eine Lessingsfeier zu

*) Dr. B. war mir sehr zugethan und erwies mir manche Gefälligkeit. Auf meinen Wunsch übersetzte er mir viele griechische Gedichte des Mittelalters, die ich dann bei meiner Vorlesung als Belege mittheilte. Er besaß gute philologische Kenntnisse, aber die Art sie als Privatdocent nutzbar zu machen, mochte wol nicht die rechte sein. Sein reizbares Wesen rührte aus seiner Kränklichkeit her. Im Sommer 1840 begab er sich zu seinem Bruder dem Pastor in Michelsdorf und starb dort bald nachher, 6. Aug., vgl. Nowack, Schles. Schriftst.-Lexikon 5. Heft S. 10.

veranstalten, eine Veranlassung dazu lag für uns sehr nahe: Frau Prof. Müller ist nämlich die Nichte G. E. Lessing's. Mein Vorschlag fand Anklang, niemand aber wollte sich der Sache unterziehen. Da wendete ich mich an Schön: 'Wenn denn niemand Lessing's Geburtstag feiern will, so wollen wir es thun, den 22. Januar Abends 8 Uhr erwarte ich Sie bei Caprano.' Schön kam, wir stießen auf Lessing an, unterhielten uns einige Stunden ganz hübsch und gingen dann heim. Den folgenden Tag gab Schön einen Bericht in der Schlesischen Zeitung (1838. S. 129):

'Breslau 22. Januar. Der heutige Tag erinnerte die literarischen Einwohner dieser Stadt lebhafter als je, daß er Lessing's Geburtstag sei .... Eine Festgesellschaft wie sie z. B. Schillers Geburtstag herbeiführte, hat sich dieses Jahr noch nicht gebildet, aber doch schon ein Anfang dazu.'

Der 22. Januar ging diesmal still vorüber. Schön war bald nachher schwer erkrankt und starb nach wenigen Wochen, 13. März, ein großer Verlust für die Wissenschaft, die Universität und die schlesische Zeitung.*)

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren vollendet, ich konnte jeden Tag abreisen, ich wartete nur auf milderes Wetter. Da besuchte mich eines Tages Herr Eduard Lehmann. Er stellte sich mir vor als Herausgeber des Argus (einer Hamburger Zeitschrift) und Secretär des Ole Bull. Wir sprachen viel über Schriftstellerei und Musik und kamen dann auf Ole Bull. 'Wohin, fragte ich, werden Sie von hier gehen?' — 'Nach Wien.' — 'Dahin gehe ich auch.' — 'Das wäre ja

*) Johann Schön. Eine biographische Mittheilung von K. G. Nowack. Breslau 1839; ein Auszug daraus im Nekrolog der Deutschen 1839 S. 297—304.

schön, fuhr L. erfreut fort, wenn Sie mit uns reisten, Platz ist da und Ole Bull wird sich sehr freuen und Ihnen gewiß das Anerbieten machen, Sie kämen dann schnell, bequem und billig nach Wien.'

Den folgenden Tag besuchte ich Ole Bull. Er empfing mich sehr freundlich und bot mir einen Platz in seinem Wagen an. Ich ging auf das Anerbieten ein.

Ole Bull gab noch ein Concert, und am 7. März gegen Abend reisten wir ab. Der Wagen war groß, aber nur das Innere bequem für zwei Personen zum Sitzen oder Liegen. Das Cabriolett dagegen konnte kaum zwei Personen fassen und bot nur durch das Vorderleder und die Seitenwände Schutz gegen Regen und Wind. In diesem Cabriolett nahm ich mit Lehmann Platz. Die Aufschrift an jeder der beiden Wagenthüren mit großen goldenen Buchstaben hatte auch für die Cabriolett-Reisenden ihre Bedeutung, sie lautete: Bellum vita, vita bellum.

Wir fuhren mit Courierpferden und es ging schnell genug. Von den schönen Gegenden bei Grottkau und Neiße sahen wir nichts, es war Nacht. Als wir die österreichische Gränze erreichten, wurden wir angehalten. Wir schrieen 'Couriere!', die Gränzbeamten waren zwar stutzig, öffneten aber in guter Ueberzeugung von unserer Courierschaft den Schlagbaum, und ohne Aufenthalt fuhren wir weiter.

Die Fahrt ging jetzt langsamer, die Bergwege waren zum Theil ganz verschneit, hin und wieder lag der Schnee fünf bis acht Fuß hoch, die Pferde keuchten vor dem schweren Wagen.

Ole Bull hatte sich bisher mit seiner französischen Gattin, Madame Félicie ganz ruhig verhalten. Jetzt ging es ihm zu langsam und er öffnete das Kutschenfenster und schimpfte aus

Leibeskräften auf den Postillon. Wir mußten über dies erste Lebenszeichen lachen: wir fuhren schon lange nicht mehr mit Courierpferden, in Österreich kannte man nur Extrapost, und mit noch mehreren und besseren Pferden wären wir auch nicht viel schneller vorwärts gekommen. Wir unterhielten uns ganz angenehm in unserm Cabriolett und ertrugen mit Humor die schlechte Nacht und langweilige Fahrt. Erst um Mittag den 8. März erreichten wir Troppau und die Nacht darauf Olmütz. Hier verweilten wir ein halbes Stündchen und Ole Bull geruhte sich mit mir zu unterhalten. Ich fragte ihn, warum er denn das Bellum vita, vita bellum zu seinem Wahlspruch gewählt habe, und er sprach sich recht hübsch darüber aus, wie einer der auch an dem Schicksal anderer Menschen Antheil nimmt. Die Fahrt ging nicht in gewünschter Schnelle weiter: die Wege waren mitunter sehr steil, die Pferde konnten nur mit großer Anstrengung die Anhöhen hinauf kommen und wenn es hinabging, den schweren Wagen kaum aufhalten, zumal endlich die Kette des angebrachten Hemmschuhs zerrissen war. Wir gelangten jedoch glücklich nach Prosnitz. Ole Bull unterhielt sich hier mit mir sehr angenehm. Kaum waren wir wieder unterwegs, so mußte ich absteigen. Bull schrie zum Wagen hinaus: 'Vorwärts! vorwärts!' Der Postillon fuhr weiter, ich mußte nachlaufen und erreichte außer Athem den Wagen. Wüthend über dies Benehmen erkläre ich Lehmann, von Brünn aus nicht weiter mitzureisen, ein solches rücksichtsloses, unwürdiges Betragen wolle ich mir nicht ferner gefallen lassen; wenn mir auch freie Fahrt zugesichert sei, so dürfe man mich doch nicht als Postpaket betrachten und behandeln.

Lehmann beschwichtigte mich, ich möchte dem wunderlichen Menschen das zu Gute halten, er, sein Reisegefährte und Se-

cretär, habe ja noch mehr zu leiden, wie ich ja auf der Reise sattsam erfahren hätte; ich möchte wenigstens ihm zu Gefallen bleiben.

Lehmann war ein gemüthlicher, theilnehmender und gefälliger Mensch, vielseitig gebildet, ein angenehmer Gesellschafter, ein tüchtiger Kenner und Lehrer der Musik und gewandter Schriftsteller.*) Als Reise-Leidensgefährte war er mir lieb geworden und ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen: ich reiste weiter mit der Virtuosengelegenheit.

So weit ich Ole Bull kennen lernen konnte, so schien er mir ein höchst wunderlicher Mensch zu sein: herrisch, launig, liebenswürdig, eitel, gereizt, leidenschaftlich, — Alles durch einander wie eben Stimmung, Gelegenheit und Anlaß war; er war wie sein Violinspiel, und sein Violinspiel war wie er, er hätte passender für sein Bellum vita, vita bellum sich zum Wahlspruch nehmen können: Luna ego, ego luna — Das deutsche Laune stammt bekanntlich von dem lateinischen luna ab.**)

Am Mittag des 9. März trafen wir in Brünn ein. Da ich nun vorläufig nicht mehr im Cabriolett saß, so hatte meine einzige Beziehung zu Ole Bull aufgehört und ich lebte frei und froh für mich. Am Abend war ich im Theater mit Lehmann und dem Violinspieler Ernst, später im Adler. Den Sonntag darauf besuchten mich Ohéral, Herausgeber des Jurende'schen Wanderers, und Wanitschek, Mitarbeiter an der

---

*) Wir sahen uns nachher nicht wieder. In Pesth hatte er die Sängerin Marie Rauch kennen gelernt und später geheirathet. Sie ward dann Sängerin bei dem Theater in Mannheim und er dort Hof-Gesanglehrer. Dann übersiedelten sie nach Frankfurt, wo L. den 30. April 1848 starb. Nekrolog der Deutschen 1848 S. 336 ff.

**) Am ausführlichsten und besten spricht über ihn das Jos. Meyer'sche Conversations-Lexikon 6. Bd. (1843) S. 875–878 unter Bull.

Moravia. Später lernte ich kennen den Banquier Hermann Frankel. Nach Tiſche ging ich in das böhmiſche Schauſpiel. Es wurde Raimund's Verſchwender gegeben. Das Böhmiſche machte einen wunderbaren Eindruck auf mich: ich verſtand natürlich kein Wort, und — mußte weinen. Die Gallerie war überfüllt, der erſte und zweite Rang ganz leer. Es wurde viel geklatſcht, viel Bravo gerufen. Ein Sänger mußte zweimal ſein Lied wiederholen; als er ſtürmiſch zum dritten Male aufgefordert ward, zu ſingen, ſagte er auf böhmiſch: 'Ich würde gerne noch mehr ſingen, aber die Herren Deutſchen kommen gleich über uns,' d. h. um ſieben Uhr beginnt in denſelben Räumen das deutſche Schauſpiel. Die Hauptſpieler im Böhmiſchen waren meiſt Statiſten und untergeordnete Mitglieder der deutſchen Bühne.

Den Abend war ich zu Ernſt's Bruder eingeladen, der eine Speiſeanſtalt für Juden hielt. Wir wurden auf das Freundlichſte empfangen und bewirthet und verlebten einen ſehr angenehmen Abend.

Zum 11. gab Ole Bull ſein Concert. Am Morgen ging ich mit Ohéral auf den Franzensberg und freute mich der ſchönen Ausſicht: rechts der Spielberg, links das Schlachtfeld von Auſterlitz, vor uns die Eiſenbahn und das Benedictinerkloſter Raigern. Dann beſah ich mir die Handſchriften im Auguſtiner Chorherrnſtift und beſuchte den Pater Klatzel, einen böhmiſchen Dichter und freiſinnigen Theologen. Mittags gab mir zu Ehren Frankel ein ausgezeichnetes Mittagsmal im Adler und ſchenkte mir eine öſterreichiſche Pfeife mit einem Meerſchaumkopf. Den Abend wohnte ich unter den Concertiſten dem Concerte im ſchwarzen Bären bei. Um 9 Uhr waren wir wieder unterwegs.

Wir fuhren die ganze Nacht durch. Bull verhielt sich ruhig. Erst in der Morgendämmerung, als der Wagen still stand, stürzte er wie ein Berserker fluchend auf den Postillon los. Dieser hatte den besten Willen fortzukommen, aber sein eines Pferd nicht, das war stetisch und alles Schreien und Schlagen half nichts. Endlich kam es wieder in Gang, es dauerte aber nicht lange, so stand es wieder. Das wiederholte sich denn noch sehr oft und Ole Bull mußte sich drein finden und ward still.

Auf der letzten Station hatten wir weiter keine Hindernisse. Bei der Mauth am Tabor mußten wir anhalten; der Ruf 'Couriere' nützte hier nichts mehr. Ole Bull ward sehr ärgerlich. 'Aber, meine Herren, entgegnete schalkhaft lächelnd der Mauthbeamte, Sie sind doch keine Couriere!' Unsere Sachen wurden untersucht, die Beamten waren sehr freundlich und überzeugten sich bald, daß wir nichts Mauthbares bei uns hatten. Wie fuhren ins goldene Lamm in der Leopoldstadt. Ich blieb dort, dankte und nahm Abschied. Ich hatte an dieser einen Virtuosenfahrt genug und habe nie nach einer zweiten Auflage begehrt.

Vom 12. März bis 10. Mai blieb ich in Wien. Mein Hauptzweck war die Vollendung des schon 1834 begonnenen Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek. Niemand konnte mir dazu behülflicher sein als Endlicher und niemand war es auch wie er; nicht eifriger hätte er sich der Sache annehmen können, wenn es seine eigene gewesen wäre. Er sorgte dafür, daß mir alle Handschriften vorgelegt wurden, verschaffte mir die nöthigen Hülfsmittel und ermunterte mich zur Ausdauer, wenn ich mitunter die ganze Arbeit aufgeben wollte: sie war in der That durch die peinliche Genauigkeit, die immer

beobachtet werden mußte, sehr angreifend und in Betreff der Ermittelung des Inhalts oft sehr trocken und unerquicklich.

Endlicher wohnte noch immer im silbernen Hute am Bauernmarkte. Er war der erste den ich besuchte. Er empfing mich sehr herzlich, er war noch ganz derselbe wie früher: theilnehmend, aufopfernd, gefällig, liebenswürdig.

Wir sahen uns fast täglich. Ich war oft zu Tische eingeladen, Sonntag und Donnerstag regelmäßig. Es war ihm besonders lieb, wenn ich mich des Donnerstages zu Mittag einfand, denn dieser Tag war für ihn ein recht qualvoller. Endlicher gehörte nämlich zu den wenigen von Metternich Auserwählten, die den Kaiser jeden Tag wissenschaftlich unterhalten mußten. Endlichern war die Unterhaltung über Botanik zugewiesen. Wie wenig davon beim Kaiser die Rede war, läßt sich denken. Die schonende Rücksicht, die Endlicher dem hohen Herrn gegenüber nehmen mußte, und dessen wunderliche Fragen und Auslassungen waren für Endlicher oft sehr peinlich, aber auch oft sehr ergötzlich. Sehr angegriffen und reizbar kehrte Endlicher zurück. Wenn wir dann eine Zeitlang bei Tische gesessen und er sich erholt hatte, gab er manche kaiserliche Äußerung zum Besten. Der Kaiser sprach nie anders von sich als mit Wir, und pflegte sich sehr oft zu wiederholen. 'Werden kaiserl. Majestät diesen Sommer nach Ungarn gehen?' — 'Das wissen Wir noch nit. Die Ungarn haben Uns sehr lieb, sehr lieb. Wissens, die wollen Uns behalten. Schauns, wie sie Uns lieb haben (hier zeigte der Kaiser ein Bild von seinem Einzuge in Pesth)! Haben sich sehr gefreut, sehr gefreut, aber das habens doch nit malen können, wie sie sich gefreut haben.' — Ein ander Mal war von der Amnestie die Rede. Man hatte dem Kaiser vorgeschlagen, Einige auszuschließen; er ging nicht darauf ein

und äußerte sich oft darüber: 'Generalpardon! sie sollen alle Generalpardon haben!' — Den letzten Donnerstag war der Kaiser auf Hannover zu sprechen gekommen; er mochte von anderer Seite über die dortigen Verfassungswirren gehört haben: 'Der König von Hannover gefallt uns gar nit, gar nit. Aber sagens, wo liegt denn Hannover?'

So ergötzlich diese kaiserlichen Äußerungen, die übrigens nur unter uns blieben, für uns auch waren, so hatten sie doch für uns ihre ernste Seite. Wir bedauerten, daß ein Mann mit einem so guten und wohlwollenden Herzen der Spielball selbstsüchtiger Zwecke sein mußte. Darum sangen denn die Wiener auch auf gut Metternichsch: 'Gott erhalte Ferdinandum!'

Besonders angenehm aber waren die vielen Abende, die ich im Endlicherschen Hause verlebte. Seine Frau lernte ich jetzt eigentlich erst kennen, im J. 1834 lebte sie auf dem Lande. Cäcilia, Tochter Adam Müller's, war eine feingebildete, liebenswürdige Frau. Sie hatte viel Sinn für Poesie und überhaupt für Kunst, sie zeichnete selbst sehr hübsch. Auch ihre jüngere Schwester, verlobt mit einem Herrn von Pilat (Sohn des weil. österreichischen Beobachters) und ihr Bruder Albert pflegten zuweilen sich einzufinden. Es wurde dann immer viel gesprochen, gesungen, gescherzt und gelacht.

Als Endlicher einige Tage krank war, besuchte ihn auch Jarcke, den ich bisher gemieden hatte. Wir gingen, seit wir als Freunde in Bonn von einander Abschied nahmen, so ganz verschiedene Wege, daß ich mich nach einem Wiedersehen gar nicht sehnte, und wir sahen uns nun doch wieder. Die alten hübschen Erinnerungen führten den Freund dem Freunde wieder zu. Jeder vermied sorgfältig das politische und religiöse Gebiet

und so verkehrten wir, so oft wir uns sahen, immer hübsch mit und neben einander.

Endlicher hatte damals vielen Umgang mit J. P. Kaltenbaeck, und so kam ich mit diesem auch in nähere Berührung. Wir waren oft zusammen und unterhielten uns über österreichische Dichter, Sprache, Volkslieder, Sitten und Gebräuche. Kaltenbaeck hatte allerlei hübsche litterarische Pläne, schien mir aber nicht die gehörige Ausdauer zu haben, etwas gründlich und erschöpfend auszuarbeiten. Ich habe später nie erfahren, daß er etwas Bedeutendes geleistet hat. Er war übrigens sehr gefällig und wußte mir zu meinen Arbeiten manches Buch zu verschaffen, das ich sonst nirgend bekommen konnte.*)

Bei meinen anstrengenden Arbeiten und dem mitunter recht schlechten Wetter — den 3. April schneite es immer fort — war ich unwohl und endlich recht verdrießlich geworden. Endlicher suchte mich zu zerstreuen und zu erheitern. Als die schönen Tage kamen, fuhren wir öfter zusammen in die Umgegend und den Prater. Zuweilen gingen wir auch ins Theater. So sehr mich jene Fahrten in der freien, herrlich auflebenden Natur erquickten, so wenig vermochte es das eigentliche Wiener Schauspiel. An diesem Unsinn, dieser Gemeinheit in Worten und Darstellung bekam ich einen gründlichen Ekel. So sah ich im Theater an der Wieden Nestroy's verhängnißvolle Faschingsnacht, worin der Verfasser selbst den Holzhacker spielte, und noch heute ist mir die Erinnerung daran eine widerwärtige.

Mit Kopitar traf ich nur auf der Hofbibliothek zusammen.

---

*) Geb. zu Hofkirchen 11. Januar 1803, † zu Wien 22. Juni 1861, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens in gänzlichem Blödsinn zugebracht hatte. Seine Schriften sind verzeichnet in C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 10. Th. S. 406—409.

Die Tischgesellschaft im weißen Wolf hatte sich aufgelöst, er speiste im Schwan und ich im Pfau, einem billigeren Vogel.

Auf der Hofbibliothek sah ich auch jeden Tag Ferdinand Wolf. Er schien lieber seine freien Stunden seinen romanischen Studien zu widmen als dem Verkehre mit der Welt, wonach er auch wol gar kein Bedürfniß fühlte. Anderen gegenüber war der fleißige, kenntnißreiche Mann sehr still und überhaupt nach allen Richtungen hin zu bescheiden. Ebendarum hatte ich eine besondere Zuneigung zu ihm, aber wir kamen nur selten zusammen.*)

Eines Abends waren wir bei Karajan ganz vergnügt. Theodor Georg von Karajan hatte sehr früh erkannt, bei seiner großen Vorliebe zu geschichtlichen Forschungen aus den Quelken, daß eine Kenntniß des Altdeutschen nothwendig sei. Seit einiger Zeit trieb er es nun unter Leitung seines Freundes Hahn mit großem Eifer. Er hatte eben das Gedicht von den Siebenschläfern herausgegeben. Er ist später als Germanist mit großem Glück und reichen Hülfsmitteln thätig gewesen und hat sich namentlich um die österreichischen Dichter des Mittelalters große Verdienste erworben.**)

Auf der Hofbibliothek lernte ich Lenau kennen. Ich besuchte ihn später in seiner Wohnung. Er war ernst und zurückhaltend und machte den Eindruck eines Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war. Wir sprachen über Magyarenthum, die Lüneburger Heide, America, Tyrol — so hätte ich mich mit manchem Anderen auch unterhalten können. Vier

*) Er ist nun leider auch todt, er starb 18. Februar 1866. Adolf Mussafia hat ihm einen liebevollen Nachruf gewidmet: 'Zur Erinnerung an Ferdinand Wolf. Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1866.'

**) Vgl. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 10. Th. S. 467—473.

Wochen nachher kam er zu mir mit Karajan und Wolf. Wir gingen in die Birne auf der Landstraße. Der schöne Saal war überfüllt von Gästen. Wir fanden mit Mühe ein Plätzchen, und speisten sehr gut zu Abend. Lanner trug vieles auf der Geige vor und ahmte meisterhaft die Olebullschen Kunststücke nach, so daß das Publicum alle Augenblicke in lauten, anhaltenden Jubel ausbrach. Mich ergötzte die Geschichte gar sehr und ich war recht lustig. Lenau nahm wenig Theil an unserer Unterhaltung noch an dem was Lanner bot, er rauchte aus seinem wohlgepflegten Meerschaumpfeifenkopf und sah sehr gleichgültig drein. Er war als Raucher ein echter Wiener und dem Meerschaumpfeifencultus mit Regietabak eifrigst ergeben. Wir sahen uns nie wieder und wären uns auch später nicht näher gekommen: wir hatten keine wechselseitige Anziehungskraft.

Noch muß ich eines Mannes gedenken, mit dem ich auch öfter zusammen war: Friedrich Witthauer. Er hatte die 'Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode' gegründet, die sich durch ihre anständige Haltung und Gediegenheit, so wie auch schon durch ihr Äußeres vor allen österreichischen Zeitschriften rühmlichst auszeichnete. Witthauer war ein ehrenwerther Charakter, ein angenehmer Gesellschafter und ein tüchtiger Redacteur, der den damaligen Censurverhältnissen und dem verdorbenen Geschmacke gegenüber wirklich genug leistete.*)

Den 1. Mai des Nachmittags war die große Praterfahrt vom Stephansplatze bis zum Lusthause. Vornehm und Gering, wer nur einen Wagen auftreiben konnte, betheiligte sich. Zwei unabsehbare Reihen Wagen fuhren in langsamem Schritt die

*) Er starb zu Meran den 30. Septbr. 1846 im 53. Lebensjahre, 13 Jahre lang hatte er sein Blatt geleitet.

Jägerzeile entlang. Ich fuhr mit Endlicher auch mit: wir sahen uns die vielen bald gewöhnlichen, bald schönen, bald häßlichen Wagen, Pferde und Menschengesichter an. Am Lusthause war ein großes Getümmel. Der Kaiser und sein Bruder gingen zu Fuß mitten unter dem Volke umher, ohne daß dieses sich um sie sonderlich kümmerte. Es war ein Volksfest ohne Freude, langweilig für den Wanderer und Fahrer, den Beschauer und den Beschauten.

Den folgenden Tag lud mich Endlicher ein. Wir feierten ein hochwichtiges Ereigniß mit Champagner und Gesang, nämlich die Vollendung meines Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek.

Die nächsten Tage hatte ich nun noch genug zu thun mit dem fünffachen Register. Endlich war auch das vollendet und in wahrer Herzenslust schrieb ich darunter:

Explicit hoc Maio, gracias Deo quinquies aio.

Ich ordnete meine Papiere, nahm Abschied und am 10. Mai setzte ich meine Reise fort. Endlicher und Kaltenbaeck begleiteten mich. Wir kehrten unterwegs oft ein und waren sehr heiter. In dem noch öden Baden blieben wir die Nacht und fuhren den andern Tag durch das Helenenthal nach Heiligenkreuz. In der Klosterbibliothek sah ich die Handschriften durch und fand nichts Althochdeutsches als das bekannte Glossarium des Bischofs Salomon von Constanz.*) Als ich mich zu lange mit den Handschriften beschäftigte, wurden meine Reisegefährten ungeduldig und ließen mich allein. Ich beeilte mich und war bald wieder bei ihnen. Wir speisten noch mit einander

*) Pghs. 12. Jahrh. 275 Bl. fol.

und nahmen dann Abschied. Weder Endlicher noch Kaltenbaeck sah ich je wieder.

Im schönsten Wetter fuhr ich aus einem Thal in das andere. Ringsum war Alles frühlingsgrün, nur die fernen Berge waren noch mit Schnee bedeckt. Gegen Abend erreichte ich die Cisterzienser-Abtei Lilienfeld. Da das Kloster erst in neuerer Zeit wieder hergestellt war, so vermuthete ich nichts in der Bibliothek und begnügte mich mit der Ansicht von außen. Ich wandelte im Freien umher und freute mich des reizenden Thales.

Sonntag den 12. Mai in aller Frühe fuhr ich auf einem unbequemen Steierwägel über Wilhelmsburg nach St. Pölten, und dann in einem besseren Fuhrwerk mit zwei stattlichen Pferden nach Göttweih hinauf.

Ich wurde ebenso freundlich empfangen wie im J. 1827 und 1834. Der Archivar Blumberger führte mich zum Abte. Der alte Herr war seitdem erblindet, aber noch ebenso geistig rege und freimüthig, dabei freundlich und milde in seinem ganzen Wesen. Wie an allen wissenschaftlichen Bestrebungen so nahm er auch an den meinigen innigen Theil, ich mußte ihm von meinen Studien und Arbeiten erzählen. Er freute sich, daß Göttweih bei mir in so gutem Andenken stand. Den andern Morgen besuchte er mich in meinem Zimmer, er hatte den Weg ohne Führer dahin gefunden.

Es waren angenehme Tage. Den Morgen verbrachte ich meist für mich auf meinem Zimmer oder in der Bibliothek. Bei Tische pflegten wir lange zu sitzen: die Unterhaltung war vielseitig, lebendig und lehrreich. Der Nachmittag und Abend wurde zu Spaziergängen verwendet. Fortwährend das herrlichste Frühlingswetter und nach allen Seiten hin wundervolle Aus-

sichten. Ich fühlte mich recht wohl und munter. Aus den mancherlei Gesprächen erinnere ich mich noch einer Äußerung des Prälaten. Als eine seiner theologischen Ansichten angefochten ward, beharrte er dabei und erklärte: 'Nihil revoco, nihil explico.'

Der Bibliothecar Pr. Leopold, mit dem ich viel verkehrte, und der Pr. Schaffner begleiteten mich nach Stein. Hier wartete ich das Dampfschiff ab, um eine Donaufahrt bis Linz zu machen.

Ich blieb bis 2 Uhr Nachts auf dem Verdecke, um mir nichts entgehen zu lassen. Dann aber wurde es empfindlich kalt, ich flüchtete in die Kajüte. Wir bekamen nun Nebelregen und Gegenwind. Unter den langweiligen Menschen hielt ich es auch nicht lange aus, ging wieder hinauf und stieg in den Gmunder Gesellschaftswagen, der auch die Reise mitmachte, und rauchte mein Pfeifchen. Das Wetter wurde immer schlechter, die Unterhaltung nicht besser, wir kamen nur langsam von der Stelle und erreichten erst den folgenden Tag (16. Mai) spät Abends in Dunkelheit und Regen Linz, die Fahrt war höchst langweilig.

In Linz weilte ich nur bis folgenden Nachmittag. Im Museum Francisco-Carolinum, welches noch nicht lange bestand, besah ich die Handschriften, Urkunden und Alterthümer. Dann fuhr ich mit sieben Geistlichen nach St. Florian und feierte dort das Pfingstfest. Das Wetter war launig, der Regen verwandelte sich in Schnee, das Thal war grün und das Gebirge ringsum mit Schnee bedeckt.

In St. Florian weilte ich 17—21. Mai. Von den alten lieben Bekannten traf ich den Propst Joseph Arneth und die Chorherren Jodocus Stülz und Schmidberger.

Ich reiste nun dem Hochgebirge entgegen und so aus einem Frühling in den anderen. Auf dem Wege nach Kremsmünster war die ganze Gegend ein grünes Meer von Gras und Laub mit Blüthenwellen. Manche Apfel- und Birnbäume waren so mit Blüthen bedeckt als ob sie in ein weißes Tuch gehüllt wären. Ich fand auch hier wie in St. Florian die gastlichste Aufnahme.

Von hier begab ich mich nach der Benedictiner-Abtei Lambach. Die Bibliothek hat etwa 500 Handschriften und ist von Mone genau durchsucht. Ich fand nichts mehr für meine Zwecke. Das Wetter war ziemlich gut, das Gebirge lag in voller Klarheit da und den ganzen Weg hin sah ich den stattlichen Traunstein.

Den folgenden Tag, 23. Mai, versuchte ich die Reise auf einem Stellwagen, ein Seitenstück zu meiner Donaufahrt: Regen, Wind und Kälte, aber doch erträglicher als auf dem Wasser. Der Weg bis Salzburg sehr unterhaltend: bei Schwanenstedt am Ausflusse des Attersees links das Gebirge des Salzkammerguts, bei Straßwalchen Blick auf den Irr- oder Zellersee, bei Seekirchen Ansicht des Wallersees mit dem Staufen im Hintergrunde, prachtvoll.

In Salzburg war ich völlig eingeregnet. Ich wohnte im Schiff, konnte aber nicht flott werden. Die Wolken hingen fest an den Bergen, und der Nebel ließ sich als Regen nieder. Nachdem ich trostlos bis Mittag gewartet hatte, entschloß ich mich einen Einspänner zu miethen. Der Paß wurde visiert, ein Passierschein gelöst, das Wetter klärte sich auf und dem Reisevergnügen stand kein irdisches Hinderniß weiter im Wege.

An der baierischen Grenze trafen mit mir zwei Handwerksburschen zugleich ein. Sie gaben ihr Wanderbuch ab und zeigten

jeder 10 fl. vor. Der Mauthbeamte fragte: 'Doch keine Krätze?' und unterſuchte ihnen die Hände und die unterſten Armgelenke. — 'O Gott bewahre!' — 'Nun, nun! thut nur nicht ſo! Da ſind ſchon ganz andere Leute da geweſen, vornehmere als ihr, Profeſſoren und ſo, und mit denen war es auch nicht richtig.' — Ich muß bemerken, daß er meinen Paß noch nicht geleſen hatte. — Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter. In Stein übernachtete ich.

Samſtag am 25. Mai um 5 aufgebrochen. Um 10 in Waſſerburg. Viel Leben am Inn und in der Stadt. Nichts Zartes und Feines als die Dorfkirchthürme und die Hopfenſtangen. Die Menſchen auf ihrem Kirchgange plumpe, derbe Geſtalten mit oft unglaublich dummen Geſichtern. Abends 8 Uhr in München.

Vom 26. bis zum letzten Mai in München. Ich verkehrte nur mit Schmeller, Martius und Maßmann. Mit allen dreien war ich öfter zugleich zuſammen, oder der eine und der andere beſuchte mich, oder ich ihn. Schmeller unverändert, immer der fleißige, ſinnige und gründliche Forſcher, der kenntnißreiche und beſcheidene Gelehrte und liebenswürdige Freund. Wir ſprachen viel über die deutſchen Studien, altdeutſche Metrik, Volkslieder und dgl.*) Bei ſeinem Freunde Martius verlebten wir einen ſehr heiteren Abend. Martius war immer noch lebendig wie ſonſt, und vielſeitig in ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit wie Unterhaltung. Eines Mittags war ich bei ihm zu Tiſche eingeladen. Wir ſprachen viel über die traurigen Zuſtände Deutſchlands, Deutſchlands Zerriſſenheit, Baierns

*) Schmeller's Briefe an mich ſind gedruckt in Pfeiffer's Germania 12. Jahrg. (1867) S. 248—253.

Preußenhaß. Dann las er mir aus seinem Gedichte Suitram Manches vor, und erzählte mir viel von seinen Erlebnissen in Brasilien. Zu Thränen rührte mich folgende Geschichte:

'Eines Tages komme ich auf meinen Streifzügen mit meinen Gefährten in eine einsam liegende Wohnung. Wir treffen nur einen alten Mann mit schneeweißen Haaren. Wir sprechen deutsch unter einander. Als er die Klänge seiner Heimat zum ersten Male seit seiner Jugend wieder hört, wird er so freudig ergriffen, daß er, noch ehe die Seinigen sich einfinden, am Heimweh stirbt.'

Als ich Maßmann besuchte, war er eben beschäftigt mit seiner Ausgabe des Eraclius und der Facsimilierung eines Bruchstückes des alten Reinhart für Jacob Grimm. Er war sehr unbefangen und freundlich. Wir gingen sofort zu Schmeller. Dann lud er mich zu Mittag ein und nach Tische machten wir einen Spaziergang. Die folgenden Tage setzten wir den freundlichen Verkehr fort. Es schien, als ob alle unsere früheren Häkeleien für immer vergessen sein sollten. Ich hatte ja nie etwas gegen seinen wissenschaftlichen Eifer und Fleiß und habe nie seine wirklichen Verdienste in Abrede gestellt. Mir mißfiel nur immer die Art und Weise, wie er die Ergebnisse seines Forschens zu Tage förderte, diese sich nie genügende Gründlichkeit, die zuletzt in Verworrenheit ausartete, und das peinliche Streben, allergenaueſt etwas wiederzugeben, welches denn oft ebendeshalb mißglückte, so daß am Ende nicht allein Worte, sondern sogar ganze Zeilen ausgelassen waren. So mißfiel mir auch immer sein wunderlicher, breitspuriger Stylus, wo jeder Satz fortwährend von Zwischensätzen unterbrochen wird. So konnte ich auch nie hübsch finden, daß er bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten immer seine Haus- und Herzensangelegen-

heiten zur Sprache brachte; ein Muster der Art ist seine Vorrede zum letzten Theile von Graff's Sprachschatz.

Von dem öffentlichen Leben in München erfuhr ich nur wenig. Den Bockkeller besuchte ich zweimal. Das Bier schmeckt angenehm, ist aber für unser einen zu stark. Die Leute drängten sich dermaßen hinein und hinaus, daß man schwer ein Glas Bier, noch schwerer einen Platz bekommen konnte. In dem düstern schmierigen Raume, der überhaupt nur Einmal erst geweißt zu sein schien, bei dem wühligen Gedränge und dem Heidenlärme war es mir sehr unbehaglich. Wenn man die Tische sah voll Überreste des Biers und dann die alten schmierigen Radiweiber, wie sie aus ihren schmierigen Taschen ein schmieriges Buchsbaumbüchschen, worin 5 Löcher, hervorholten und auf den schmierigen Tisch einige Körnchen Salz herausklopften, und wie der gute Baier den Rettig verarbeitete, dann hatte man genug. Doch ländlich, sittlich. Den anderen Tag zogen die Leute von der Frohnleichnamsprocession unmittelbar mit Schärpen und Fahnenstangen in den Bockkeller, von der Glaubens- zur Biereinheit.

In der zwanglosen Gesellschaft, in welche mich Maßmann einführte, lernte ich dagegen das feine Münchener Leben kennen, da gab es Salami und Spargel, Affenthaler, Oberpfälzer und Champagner. Es waren hier als Gegensatz des Baierthums nur eingewanderte Münchener: v. Martius, Thiersch, Neumann, E. Förster ꝛc.

Den 31. Mai verließ ich München. Mit einem Häuderer machte ich die Fahrt nach Innsbruck. Meine Reisegesellschaft, ein Mechanicus aus München mit seiner Tochter, der seinen Sohn in Athen besuchen wollte, und ein baierischer Officier. Wir waren alle schnell mit einander bekannt und es fehlte nie

an Anlaß und Stoff zur Unterhaltung. Der Officier war ein sehr munterer, liebenswürdiger Mann, vielseitig gebildet, kunstliebend und übend. Da er die Gegend ringsum genau kannte, so wußte er immer die beste Auskunft zu geben, es war nie nöthig erst den Bädeker nachzuschlagen. Anfangs fuhren wir in dichtem Nebel, bald aber klärte es sich auf, die Berge wurden immer höher, die Gegend immer schöner. Zu Mittag fuhren wir am freundlichen Kochelsee vorüber und freuten uns lange an der schönen Aussicht. Dann bogen wir links die Straße hinauf über den steilen Kesselberg und gelangten an den dunkelen Walchensee, der von Hochwald und Bergen eingeschlossen einen Umfang von sieben Stunden hat. Er liegt 2745′ ü. M. und noch 687′ über dem Kochelsee. Wir übernachteten in der Post im Dorfe Walchensee.

Am folgenden Tage brachen wir zeitig auf. Vom Walchensee war nichts zu sehen, dicker Nebel hüllte ihn ein. Bald klärte es sich auf noch ehe wir in das grüne Hochthal der Isar gelangten. Als wir jenseit Mittenwald uns auf tyroler Gebiet befanden, im Engpaß zur Scharnitz, kamen wir in unseren Gesprächen auf den Tyrolerkrieg im J. 1809. Der Officier wußte nun viel von den tyroler Schützen zu erzählen; er hatte seine Jugend in Innsbruck verlebt und war von den Kriegsereignissen jener Zeit sehr unterrichtet. Wir gelangten langsam auf die Hochebene von Seefeld (3760′ ü. M.) und gingen dann die letzte Strecke bis Zirl einen Richtweg zu Fuß, während unser Wagen der Straße folgte. In der Post zu Zirl fragte ich einen alten Tyroler: ‘Hast Du denn 1809 auch fleißig mitgeschossen?’ — ‘Ja, sagte er lächelnd, ich war ein sicherer’ d. h. ich traf immer.

Auf dem letzten Wege öffneten sich uns hin und wieder

herrliche Aussichten auf das Innthal und das südliche Hochgebirge mit seinen Schneefeldern und Gletschern.

Am Nachmittag fuhren wir im grünen Innthale: felsiges Hochgebirge auf beiden Seiten, oben kahl und noch mit Schnee bedeckt, von der Mitte bis zum Fuße herab Föhren, Tannen und Buchen, ein schöner Weg bis Innsbruck.

'Wenn Sie mich zum Führer nehmen wollen, sagte der Officier, so bin ich bereit und zeige Ihnen in Einer Stunde alles Sehenswerthe Innsbrucks; mit einem Lohndiener würden Sie wol einen halben Tag dazu brauchen.' Ich nahm das Anerbieten dankbar an. Wir gingen sofort in die Kirche zum heil. Jacob und besahen das Grabmal Maximilians I. und das Denkmal Andreas Hofer's, und besuchten dann die Plätze, wo die Tyroler gegen die Baiern gefochten hatten.

Mein Reisegefährte weilte nun noch einige Stunden bei mir im Gasthofe. Jetzt theilte er Näheres über sich mit: er hieß Lutz, Hauptmann in baierischen Diensten, war 3 Jahre in Griechenland gewesen und stand zu München in Garnison, wo er Zeit und Anregung genug hatte, nebenbei seiner Lieblingsneigung, der Landschaftsmalerei, zu leben.

Am anderen Tag sang ich mir, aber in anderer Stimmung, als jener hatte, der das Lied zum ersten Male sang:

Innsbruck! ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen.*)

Ich wollte nun von hier an den Bodensee und brauchte dazu vier ganze Tage.

Den 2. Juni 5 Uhr Morgens nahm ich meinen Platz im Stellwagen nach Landeck. Es war Sonntag und es hatten

*) Volkslieder von Uhland S. 131.

schrift der Nibelungen und viele andere so wie viele saubere Abschriften von seiner Hand.

Ich führte ein einfaches, angenehmes Leben. Den Morgen blieb ich auf meinem Zimmer, vor Mittag war der alte Herr nicht sichtbar. Nach Tische gingen wir dann in die Bibliothek und ich verzeichnete so nach und nach sämmtliche Handschriften.*)

Wir waren die Zeit über immer zu Hause, nur eines Nachmittags, wie es eben schönes Wetter war, machten wir einen Spaziergang, und den letzten Abend — es war gerade Sonntag — gingen wir ins Theater. Eine herumziehende Truppe gab: Gutenberg von Frau v. Weißenthurn. Wir waren die einzigen, die den ersten Rang einnahmen, wir saßen zur Auszeichnung auf alten hochlehnigen Lederpolsterstühlen. Die Schauspieler leisteten die Möglichkeit, da bei der Kleinheit und Nähe der Bühne ihnen gar keine Täuschung zu Statten kam, und wir gingen am Ende befriedigter heim als mancher manchmal aus einem Hoftheater.

Am 10. Juni nahm ich Abschied. Laßberg verehrte mir noch zum Andenken seinen 'Liedersaal', 4 Bände, dessen letzter einen Abdruck der Hohenemser Handschrift der Nibelungen enthält. Dies Werk, welches bereits in den Jahren 1820 und 21 gedruckt wurde, war nur den Freunden Laßberg's bisher zugänglich, da es nur der Herausgeber verschenkte.

---

*) Diese reiche altdeutsche Bibliothek wurde später angekauft vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg und der Bibliothek zu Donaueschingen einverleibt: 273 Handschriftennummern und gegen 12,000 Druckbände. Die Handschriften sind beschrieben in: K. A. Barack, Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865. gr. 8°. VII. 666 SS. — Freih. Joseph von Laßberg † 15. März 1855, 86 Jahr alt.

Um 8 Uhr Morgens segelte ich hinüber nach Staad, ging dann zu Fuß nach Constanz, und fuhr gegen Abend mit dem Eilwagen nach St. Gallen, wo ich erst um Mitternacht eintraf.

Die berühmte St. Galler Stiftsbibliothek war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen. Ich beabsichtigte alle noch darin vorhandenen althochdeutschen Werke nach und nach herauszugeben nach eigener sorgfältiger Abschrift oder Vergleichung der bisher erschienenen Abdrücke mit der Urschrift. Ich besuchte am nächsten Morgen den Bibliothecar Weidmann.*) Er führte mich sofort in die Bibliothek.

Ich war dann drei Tage hinter einander, jeden Tag mehrere Stunden mit ihm in der Bibliothek. Ich sah mir viele Handschriften an und las den ganzen Arxschen Katalog durch. Da überzeugte ich mich denn, daß ein langer Aufenthalt nothwendig sei, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. Den dritten Tag lernte ich den Professor Heinrich Hattemer kennen. Er hatte sich bisher viel mit neuer deutscher Grammatik beschäftigt, auch eben erst eine 'Teutsche Sprachlehre' in seiner Vaterstadt Mainz herausgegeben. Es ließ sich erwarten, daß bei dem jetzigen Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft auch Hattemer sich mit der Geschichte der deutschen Sprache befaßt habe und auch darin etwas zu leisten bereit sei. Wir sprachen nun über die althochdeutschen Denkmäler. Hattemer äußerte, daß er schon daran gedacht habe, sämmtliche herauszugeben. Ich redete ihm sehr zu, mir lag ja nur daran, daß

*) Er gab später heraus: Geschichte der Bibliothek zu St. Gallen seit ihrer Gründung 830 bis auf 1841. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier. St. Gallen 1841. 8°.

überhaupt die Arbeit einmal geschähe. Hattemer versprach mir, sich eifrig dem Unternehmen zu widmen.

Den ersten Tag besuchte ich auch den Prof. Joseph Greith. Er lud mich zum Frühstück auf den anderen Morgen. Ich fand mich zeitig ein. Er spielte mir mehrere Compositionen meiner Kinderlieder vor. Er war eifrig bemüht, den Sinn für Gesang in Haus, Schule und Kirche zu beleben und hatte einige Liedersammlungen drucken lassen. Leider meinte er, würde zu sehr dagegen gewirkt und namentlich von seinem Bruder Carl Greith,*) von dem er geradezu behauptete: 'Er richtet unsere Schulen zu Grunde.'

So sprang jede Unterhaltung schnell ins Politische über und es blieb mir nichts übrig, als mich von meinem deutschen Standpunkte aus, denn anders konnte ich ja nicht, bei den Tagesfragen der Schweizer zu betheiligen. Der Streit ward immer heftig und man merkte, wie erbittert der Haß der Parteien gegen einander sein mußte. Um auch das parlamentarische Leben kennen zu lernen, ging ich eines Abends in den großen katholischen Rath. Bei der Klosterfrage (Pfäfers) zeichnete sich Curti ganz besonders aus durch seine feurigen freisinnigen Reden.

Die Politik verfolgte mich überall. Als ich mit Greith, Prof. Deicke und Henne von Sargans von der schönen Aussicht bei Peter und Paul zurückkehrte, drehte sich unser Hauptgespräch um die Rothstrümpfler.

Am 15. Juni machte ich einen Ausflug zu Fuß ins Appenzell mit Hattemer und einem seiner Freunde. Der Weg

*) Den Germanisten bekannt durch sein Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniss der Vat. Bibl. für deutsche Poesie des Mittelalters. Zürich und Frauenfeld 1838.

über Teufen sehr beschwerlich, immer auf und ab, und am Ende wenig lohnend: Berge und Himmel, Gras und schlechte Wege, Häuser wie große Blechbüchsen hie und da. Am folgenden Tage, es war Sonntag, sahen wir die jungen Burschen und Mädchen im Sonntagsstaate vor der Kirche; die Tracht der letzteren fast wie in meiner Heimat, die Mützen beinahe ganz so, daß ich mir gar nicht denken konnte, ich wäre in Appenzell. Das Wetter schön. Wir spazieren durch die Matten ins Bad Weißbad. Ich bade und fühle mich sehr erquickt. Doch das dauert nicht lange: wir verirren uns, müssen über einen hohen Berg und kommen sehr angegriffen erst zu Mittag in Gais an.

Im Gasthofe große Tischgesellschaft, lauter St. Galler Familien. Noch nie hatte ich Schweizer in solcher Masse zu einem fröhlichen Zwecke beisammen gesehen. Als sie lustig wurden, fingen sie an zu singen. Dieser Gesang war ohne Harmonie und Gefühl und brachte mir keinen hohen Begriff bei von der schweizerischen Herzensbildung und Gemüthlichkeit. Kaum hatten sie den letzten Bissen verschluckt, so ging's wieder fort. Eine solche Lauferei von Jung und Alt ist mir nie vorgekommen, als ob der Teufel mit der Hetzpeitsche hinter ihnen her wäre.

Zwei deutsche Reisende, die von St. Gallen zum Vergnügen nach Gais gefahren waren, nahmen mich in ihrem Wagen mit. So endete meine Schweizer Fußreise und ich hatte auf lange Zeit daran genug.

Am Abend war ich wieder im Hirsch mit mehreren Deutschen zusammen, darunter auch Prof. Heinrich Kurz. Politik war wieder das ausschließliche Gespräch, ohne das ging es nun einmal in der Schweiz nicht.

Am 17. Juni verließ ich St. Gallen. Ein lebenslustiger junger Prager war mein Reisegefährte. Morgens um $^1/_2 3$ kamen wir in Rapperschwyl an, bestiegen die alte Burg und warteten auf den Sonnenaufgang. Bald sahen wir die Berge am Zürichsee in wundervoller Beleuchtung.

Mit dem Dampfschiffe nach Zürich und früh am Morgen dort. Wir wohnten im Hôtel Baur, das der Züricher den Hótelbûr nannte.

Am Nachmittage machte ich einige Besuche. Prof. Joh. Kaspar v. Orelli war nicht zu Hause. Prof. Bluntschli, der Schwager Wilh. Wackernagel's, empfing mich sehr freundlich, und damit ich gleich einen günstigen Eindruck von seiner Vaterstadt bekäme, ging er mit mir zum Münster, durch den Jahrmarkt und den botanischen Garten. Auf den nächsten Tag lud er mich ein zum Mittagsessen. Ich traf dort seinen Freund und Parteigenossen, den Juristen Friedrich Ludwig Keller, der später (1843) in preußischen Staatsdienst überging, und noch einige Professoren, den Chemiker Löwig und den Philologen Saupe. Bluntschli war nach Vollendung seiner Studien auf deutschen Universitäten in seine Vaterstadt zurückgekehrt und hatte sich den im J. 1830 begonnenen Reformbestrebungen der Schweizer angeschlossen, trat aber bald aus den Reihen der liberalen Partei und ging zu den Gegnern über. An den bekannten Ereignissen des 6. Septembers dieses Jahres nahm er den lebhaftesten Antheil und wurde auch denselben Tag Regierungsrath. So unzulänglich meine bisherige Kenntniß der schweizerischen Zustände gewesen war, so wurde ich doch bald im Verkehre mit allen Parteien über ihre beiderseitigen Ziele aufgeklärt, und da Jeder, der überhaupt mit und unter den Schweizern leben wollte, Partei nehmen mußte, so nahm auch

ich Partei, und meine Wahl war nicht schwer. Die nächsten Tage verkehrte ich nur mit den Liberalen die ich unterdessen kennen gelernt hatte: Hirzel, Oken, Follen, Orelli, Ettmüller ꝛc.

Orelli führte mich in die Wasserkirch-Bibliothek. Ich sah mir die Sanctgaller Handschriften an, die in einem Kriege mit St. Gallen im J. 1711 als Beute hieher gelangt waren. Der ausgezeichnete Philologe Orelli machte gar nicht den Eindruck eines vornehmen Gelehrten, er sah aus wie ein gutmüthiger Bürger und Handwerksmann. Als er mich besuchte, hatte kurz vorher mein Reisegefährte zum Schuster geschickt, der nun jeden Augenblick erwartet wurde. Da öffnete zögernd ein Mann die Thür. 'Kommen Sie nur herein, nur herein! Sie sind gewiß der Schustermeister?' Es war Orelli. Trotz unserer wechselseitigen Verlegenheit mußten wir doch alle lachen.

Den 21. Juni besuchte ich Karl Follen. Abends waren wir mit Oken, Hirzel, Orelli und anderen beim Rinderknecht. Mein Zusammentreffen mit Oken war mir sehr angenehm. Ich war erstaunt, als er sich meiner von Jena her noch erinnerte. Follen lud mich ein, wenn ich vom Rigi zurückkehrte, bei ihm zu wohnen.

Den 22. mit dem Prager und dem k. k. Oberlieutenant Baron Pflugk über den Albis, Knonau und Lucern auf den Rigi. Von Wäggis erst zu Fuß bis zur Kapelle, dann bis zum Kaltbad mit einem, von da bis Rigikulm mit drei Pferden. Hätten wir uns Zeit genommen, wäre der Weg nicht so beschwerlich gewesen, so waren wir aber, ehe wir alle ritten, ermattet. Erst um 10 Uhr oben.

Am folgenden Morgen ließen wir uns um 3 Uhr wecken. Alles in Wolken gehüllt. Um 7 standen wir auf und es war

immer noch nichts zu ſehen. Wir ſpazierten hoffnungslos auf dem Kulm umher. Endlich zertheilte ſich das Gewölk und verſchwand immer mehr und mehr, und bald erfreuten wir uns der herrlichſten Ausſicht. Wir blieben noch viele Stunden oben. Mittags waren wir in Küßnacht, und nachdem wir uns im ſchwarzen Adler erquickt hatten, fuhren wir nach Lucern und nahmen Abſchied von einander.

Den 24—28. Juni bei Follen. Er wohnte in ſeinem eigenen Hauſe bequem und angenehm und ich fühlte mich heimiſch bei ihm. Er hatte nur wenig Umgang, und dieſer ſtimmte ganz zu ſeinen politiſchen Anſichten und ſonſtigen Neigungen. Er lebte ſehr zurückgezogen, meiſt auf ſich, ſein Haus und ſeinen Garten beſchränkt, er ſchien wenig Bedürfniß zu haben ſich mitzutheilen. Ich war mir meiſt ſelbſt überlaſſen: arbeitete in meinem Zimmer, beſuchte das Muſeum, um deutſche Zeitungen zu leſen, oder ſpazierte. Follen betheiligte ſich nur zweimal an einem Spaziergange mit mir und anderen. Einen recht heiteren Abend verlebten wir bei ihm, als er Hirzel, Oken und Itzig zum Abendeſſen eingeladen hatte. Konrad Melchior Hirzel, ſeit 1832 Bürgermeiſter des Cantons Zürich, nahm damals den lebhafteſten Antheil an der Berufung des David Strauß an die Züricher Univerſität, er hatte dafür im Großen Rathe geſprochen und dafür geſchrieben. Die unglückliche Entwickelung iſt bekannt: Hirzel verlor durch den Putſch am 6. September ſein Amt, mußte flüchten und zog ſich ganz vom Staatsleben zurück. Er war ein offener, redlicher Charakter. Als Staatsmann hatte er zu viel Gemüth, und zu wenig Kraft, als daß er Verwickelungen, wie ſie eintraten, glücklich hätte vorbeugen können. Die Anfeindungen ſeiner Gegner werden vergeſſen werden, ſeine Verdienſte um den Staat dankbar anerkannt

bleiben.*) Ich unterhielt mich viel und g
Gespräch und sein Blick mußte bald jeden üb
redlich meinte. Er war von ungewöhnl
wenn ich, der ich doch auch nicht klein bi
und mit ihm sprach, so mußte ich immer wi
an ihm hinaufschauen. Man erzählte sich, da
wenn er schon saß, noch ihm zuriefen: 'Wi
setze?'

Den 29. Juni bis 3. Juli in Basel.
Wilh. Wackernagel, der mich schon acht Tage
Ich war öfter in der Lesegesellschaft, besuch
städtische Bibliothek (die Muck) und besah die
und war viel in Gesellschaft mit den B
Wunderlich, Gerlach, Hagenbach, Jung, Bi
Beim Nachtessen des Raths Heusler lern
kennen.

Den 4. Juli in Gebweiler. Ich war
cart empfohlen, damit er, wenn es nöthig wä
geld versähe. Ich erbat mir nur 200 Fran
seine großartigen Spinnereien und Maschin
spazierten in die Weinberge und speisten d
Nacht. Den folgenden Tag war ich wieder z
Den Nachmittag führte mich Herr Bourca
der Dominicaner, das er gekauft und zu n
nützigen Zwecken eingerichtet hatte: es war
kinderschule, ein Musiksaal ꝛc.

Den 6. wieder zurück nach Mühlhause
nach Paris, 54 Stunden unterwegs.

*) Vgl. N. Nekrolog der Deutschen. 1841. S.
8. Juli 1843.

Eine langweilige Fahrt. Die Gegend in Franche-Comté und Champagne beinahe überall ohne Reiz: Hügel bald kahl, bald mit Getreide, bald mit Reben, keine dunkelen Wälder, keine Wiesen; die Dörfer alle wie Städte, kahl und durchsichtig, Alles ohne Poesie.

Meine Ankunft in Paris war keine sehr erfreuliche: ermattet von der langen Reise, verstimmt stand ich da und wußte nicht wohin. Da kommt ein deutscher Lohndiener und preist mir das Hôtel des Étrangers. Ich traute dem Dinge nicht recht, aber was sollte ich machen? Gut, ich fuhrwerke also mit meinem Lohndiener los. Ein kleines Haus in einer engen Straße ist das Hôtel des Étrangers. Ich bekomme ein Zimmerchen dem Himmel sehr nahe. Ich esse zu Nacht und lege mich schlafen. Übermüde und traurig kann ich so schon nicht schlafen, bin nun aber überdem noch geplagt von einem unerklärlichen Jucken an den Händen und im Gesicht. Da dringt das Morgenlicht durch die Fenster, ich lerne meine nächtlichen Feinde kennen, wie sie eben abmarschieren — es waren les Punaises, die Wanzen, diese treuen Insassen so vieler Pariser Wohnungen.

Den folgenden Tag, 9. Juli, suchte ich zunächst einen Haupteindruck zu gewinnen: ich ging zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Straßen, Brücken, ich sah Louvre, Palais royal, Tuileries, Quai Voltaire, Pont neuf, Place Vendôme, rue Vivienne, de Rivoli etc. Ich war wenig befriedigt, mir war als ob ich Alles das schon großartiger und schöner gesehen hätte.

Ich besuchte zunächst Dr. Ölsner. Ich kannte ihn schon von Breslau her, wo er mehrere Jahre bei seinem Oheim dem geh. Commerzienrath gelebt hatte. Sein Vater war der durch

seine Beziehungen zur französischen Revolution und seine Schrift über Mohammed bekannte Schlesier Konrad Engelbert (nicht Karl Ernst) Oelsner.*)

Der junge Ölsner war, obschon er sich Manches von deutscher Bildung und Art und Weise angeeignet hatte, doch ein Franzose geblieben. Er suchte mich von Paris und den dortigen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen und ein bischen zum Parisien zu machen. Vor allen Dingen, meinte er, sei nothwendig, daß ich einen Hut mir anschaffte. So kaufte ich mir denn einen Cylinder für 15 Fr. Ich hatte mir gar nicht denken können, daß es in einer Welt- und Allerweltsstadt Cafés und Restaurants gäbe, in die man ohne Frack und Cylinder keinen Zutritt hätte, und daß Leute in der Blouse in die Tuileries nicht eingelassen würden.

Ölsner sorgte dafür, daß ich von meinem Wirthe loskam mit etwas Reugeld und eine etwas bessere Wohnung bezog, Hôtel de Normandie in der Rue de Saint-Honoré, in der Nähe des Palais royal und Louvre, freilich auch nicht ohne Wanzen.

Erst den dritten Tag besuchte ich die Bibliothek und wiederholte dann öfter meine Besuche. Ich lernte hier mehrere Landsleute kennen, die auch zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris gekommen waren.

Zunächst muß ich eines Mannes gedenken, der mir vor allen lieb und werth wurde: Dr. Friedrich Heinrich Knust. Er war im Auftrage der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichts-

*) S. über ihn Jochmann's Reliquien 1, 201 ff., Nowack, Schles. Schriftsteller-Lexikon 6. Heft S. 83—88 und Quérard, La France litt. T. VI. p. 473. 474. T. XI. p. 366.

kunde auf Reisen gegangen und verglich in der Pariser Bibliothek Handschriften für die Monumenta historica von Pertz. Sein offenes bescheidenes Wesen, sein eifriges, gewissenhaftes Verfolgen seiner Zwecke gewannen ihm meine Achtung und Liebe. Wir waren viel zusammen und hatten außer den wissenschaftlichen noch heimatliche Berührungspunkte: er war zu Hannover geboren und hatte in Göttingen seine Studien gemacht. Er beabsichtigte nach Spanien zu gehen und ich hatte nicht übele Neigung, mich ihm anzuschließen, aber ihn hielten noch Arbeiten in Paris zurück, und ich wollte eben gleich reisen. Er trat erst später seine Reise an.*)

Mit Knust machte ich einen Ausflug auf der Eisenbahn nach Pecq und im Omnibus nach St. Germain. Als wir Abends zu Fuß zurückgingen bis zur Eisenbahn, verirrten wir uns, trafen aber doch noch vor Abgange des letzten Zuges ein.

Durch ihn lernte ich Dr. Eduard Röth kennen, damals Hauslehrer beim Grafen Roger in der Nähe von Paris. In einem Fiacre fuhren wir nach dem kleinen Gute und freuten uns in heiterer Unterhaltung des Landlebens. Auch Röth habe ich leider nie wieder gesehen; er wurde später Professor in Heidelberg und hat durch seine 'Geschichte unserer abendländischen Philosophie' einen ehrenvollen Namen hinterlassen. Er starb den 7. Juli 1858.

Durch Knust und die Bibliothek wurde ich auch mit den übrigen Deutschen bekannt. Mit dem einen oder dem andern speiste ich, spazierte ich, oder wir fanden uns beim Kaffee im Palais royal. Es waren die Philologen Dr. Friedrich Haase

*) Er starb in Paris im Oct. 1841.

(nachher Professor in Breslau), Dr. Ernst Grubitz und Dr. Carl Rudolf Fickert (beide Lehrer von Schulpforta), Dr. Sinner, Dr. Philippi, der Orientalist Johann Gildemeister, der zunächst bekannt wurde durch die mit Sybel gemeinschaftlich herausgegebene Schrift über den Trierer Rock, Dr. Henschel, Herausgeber des Du Cange und Buchhändler Avenarius.

Prof. Wunderlich kannte ich schon von Basel her. Wir waren oft zusammen. Als er an den Augen erkrankte und von einem Pariser Arzte schlecht behandelt wurde, besuchte ich ihn und ich war doch selbst krank: ich hatte ein rheumatisches Fieber, drei Tage im Bette gelegen und mich mit Blutegeln und Hunger wieder auf die Beine gebracht. Wunderlich's Arzt sah mich bedenklich an und meinte: 'Der Herr ist viel kränker als Sie.' Ich dachte: 'Gottlob, wenn ich nur Dir nicht in die Hände falle!'

Von den Pariser Gelehrten lernte ich nur wenige kennen und die wenigen nur flüchtig.

Die Deutschen, welche die Bibliothek benutzen wollten, wendeten sich an unsern Landsmann Mr. Charles Bénédict Hase, premier employé du département des manuscrits à la Bibliothèque royale. Er galt für einen großen Kenner der griechischen Litteratur und für sehr gefällig. Die erste Eigenschaft kann ich nicht beurtheilen,*) von der zweiten habe ich wenig verspürt. Er war ganz Franzose geworden und verstand es wie diese einen mit schönen Redensarten abzuspeisen.

Alexis Paulin Paris, auch ein Bibliotheks-Beamter, Herausgeber vieler alter nordfranzösischer Dichtungen. Wenn ich mich recht erinnere, erzählte man von ihm, er sei zum Professor

*) Vgl. übrigens Quérard, La France littér. T. IV. p. 35.

ernannt worden, könne aber dies Amt nicht antreten, weil er kein Latein verstehe; er möchte deshalb gerne den Doctorgrad auf einer deutschen Universität erlangen, natürlich honoris causa, um so den Anforderungen der gelehrten Anstalt zu genügen.

Mr. de Monmerqué, ein feiner, kenntnißreicher Gelehrter, der sich viel mit altfranzösischer Litteratur und Geschichte beschäftigt und Manches der Art veröffentlicht hatte (s. Quérard 6, 209). Sein Neffe, der junge Ölsner, führte mich zu ihm.

Georg Bernhard Depping, ein Westfale, seit 1803 schon in Paris und 1827 naturalisiert, ein ausgezeichneter vielseitiger Schriftsteller, der es bei aller Anerkennung seiner Leistungen nach einem 50jährigen Aufenthalte in Paris*) doch zu keiner äußern Stellung im Staate bringen konnte. Mit Dr. Philippi besuchte ich ihn: eine schmächtige Gestalt voll Herzensgüte und Bescheidenheit, der man es bald ansah, daß es ihr nicht gelingen konnte, sich unter einem Volke wie die Franzosen geltend zu machen.

Zu den französischen Gelehrten rechne ich auch noch einen Deutschen, den Dr. G. A. L. Henschel. Er hatte von den Brüdern Didot den Antrag bekommen, eine neue Ausgabe des Glossarium von Du Cange zu besorgen. Wir sprachen viel darüber. Ich machte ihn aufmerksam auf die vielen deutschen Werke, die nothwendig benutzt werden müßten, namentlich die vielen handschriftlichen lateinisch-deutschen Glossensammlungen der früheren Jahrhunderte und die im 15. und 16. gedruckten lateinisch-deutschen Vocabularien. Henschel ließ schon im folgenden

*) Er starb zu Paris 6. Sept. 1853. Seine Schriften verzeichnet Quérard, La France litt. T. II. p. 483–485.

Jahre drucken: 1846 war in 6 Bänden die neue Ausgabe vollendet. Was ich als nothwendig vorausgesetzt hatte und von Henschel nicht weiter berücksichtigt wurde, führte Lorenz Diefenbach aus. Sein Glossarium latino-germanicum (Francof. 1857) erschien mit Recht zugleich als Supplementum lexici mediae et infimae latinitatis des Du Cange und aller seiner Vermehrer.

Noch muß ich erwähnen eines litterarischen Lumpacivagabundus, der sich, wie er selbst sagte, 'in Paris etabliert' hatte: Max Schottky. Seine letzten nichtswürdigen Streiche in der Bibliothek zu Genf, wo er aus dem Moniteur Ausschnitte gemacht hatte, waren noch in frischem Andenken. Er besaß noch alte deutsche Handschriften und hatte dieselben bei Avenarius zum Verkaufe ausgestellt. Ich sah mir die Sachen an und fand nichts von Bedeutung darunter. Nachher traf ich ihn selbst und erkannte ihn nicht. Als er mir seinen Namen nannte, erschrak ich und suchte so schnell als möglich von ihm los zu kommen. Ein unglücklicher Mensch, geistig und leiblich heruntergekommen, von seinen Landsleuten verachtet und gemieden.*)

Die Bekanntschaft mit meinen Landsleuten war am Ende der Hauptgewinn, den mir die Bibliothek brachte. Schon am zweiten Tage merkte ich, daß ich dort für meine Zwecke wenig ausrichten könnte. Ich ließ mir die Manessische Sammlung geben und begann eine Vergleichung mit der Bodmerschen Ausgabe. Bald überzeugte ich mich, daß eine Abschrift weit weniger Zeit erfordern würde. Überdem war mein Exemplar so schlecht planiert, daß sich mit der besten Carmindinte nicht

*) Er starb zu Trier 9. April 1849.

hineinschreiben ließ. Ich beschränkte mich auf die Abschrift des Gottfried von Nifen, an dem im Abdruck 171 Strophen fehlen.

Irgend einen Fund in den unzähligen Handschriften zu machen, daran war gar nicht zu denken. Es wurde niemand zu den Handschriften gelassen, um unter Aufsicht eine nach der anderen herauszunehmen und durchzusehen. Die vorhandenen Verzeichnisse, namentlich die in G. F. Haenel Catalogi librorum mss. (Lps. 1829) gedruckten, waren theils ungenau, theils mangelhaft.

Wenn man im Lesezimmer sich nach einander alle Handschriften, je eine nach der Reihe der Nummern, hätte geben lassen wollen, so würde man viele Jahre dazu gebraucht haben. Übrigens waren auch damals wol noch viele Handschriften gar nicht einmal verzeichnet und zugänglich. Von der Verwaltung dieser ungeheueren litterarischen Schätze war ich schlecht erbaut. Viele wichtige neuere Bücher (z. B. Graff's Sprachschatz) waren nicht da; als ich mir Diez, romanische Grammatik erbat, erhielt ich sie broschiert und nicht einmal — aufgeschnitten, und sie war doch schon 1836 erschienen. Da die Bibliothek also wenig meine Zeit in Anspruch nahm, so blieb gerade genug für andere Dinge.

Mit Dr. Philippi besuchte ich das Musée du Louvre. Zu viel des Sehenswerthen. Wir sahen die drei Säle mit französischen Gemälden, dann die drei mit deutschen und niederländischen und endlich wieder drei mit italiänischen. Dann ägyptische Alterthümer, Waffen aller Art und aller Zeiten, Schiffsmodelle, Antiken. Unten waren noch drei Säle mit Bildern berühmter spanischer Meister. Als ich die vielen abgehärmten, bleichen, mitunter gräßlichen Gesichter sah, da

wurde mir angst und bange, und ich eilte bald von hinnen, überdem war nach dem stundenlangen Sehen mein Kunstinteresse völlig erschöpft.

Eines anderen Tages besuchte ich mit Wunderlich das Musée du Luxembourg. Wir erfreuten uns an den Gemälden der französischen Künstler neuester Zeit; einige derselben waren mir schon im Kupferstich bekannt.

Viel Vergnügen gewährte mir der Jardin des plantes, damals noch wol einzig in seiner Art. Die vielen wilden Thiere in Käfigen, Löwen, Panther, Tiger, Hyänen, Affen, Adler, Geier ꝛc. ergötzten mich sehr, noch mehr aber die im Freien umherlaufenden Hirsche, Rehe, Antilopen, Gazellen. Die Aussicht vom Pavillon nach der Stadt ist recht schön, nur machen sich die vielen fußhohen Caminröhren auf allen Dächern sehr schlecht. Erinnerlich ist mir auch noch die herrliche Ceder vom J. 1734.

Mit Dr. Philippi ging ich in die Sorbonne. Wir wohnten einer Disputation bei in der École du droit. Die Professoren in schwarzen oder rothen Mänteln saßen seitwärts, und während der Candidat eifrig redete, lasen die Herren die Zeitungen.

Die Notre-Dame besuchte ich öfter und bewunderte besonders die schönen Bildwerke an den Eingangsthüren. Es ist mir seitdem Alles wieder vergegenwärtigt worden durch die vortrefflichen Zeichnungen und Photographieen in Monographie de Notre-Dame de Paris. Précédée d'une notice hist. et archéol. par Celtibère. (Paris, A. Morel, Libraire-Éditeur fol.)

Die Église de Madeleine mit ihren 52 korinthischen Säulen ist schön, aber nicht kirchlich.

Der Arc de Triomphe de l'Étoile am Ende der Champs Élysées, der über 10 Millionen Francs gekoſtet hat, könnte dafür 10mal ſchöner ſein. Er kam mir vor wie ein hoher viereckiger Steinklumpen*) mit einem Loch in der Mitte und einigen den Römern nachgemachten Bildwerken.

Der Blumenmarkt — es giebt deren mehrere, ich beſuchte nur einen — hatte für mich großen Reiz, nicht allein wegen der vielen ſchönen Blumen, ſondern mehr noch um kennen zu lernen, welche Blumen am liebſten zu Sträußen und Kränzen verwendet werden. Die Blumenmädchen hatten vielen Geſchmack in Zuſammenſtellung der Farben und Blüthenformen.

Von St. Cloud gefiel mir am beſten die Ausſicht nach Paris hin. Die beſchnittenen Bäume und die geraden Wandelbahnen waren eben ſo wie im Guckkaſten meiner Kindheit.

Die Julifeſtlichkeiten 29. Juli, die ich noch erlebte, ließen viel zu wünſchen übrig. Sie hatten gewiß Geld genug gekoſtet. Das Feuerwerk war ſo matt wie die Begeiſterung des Volks.

Die franzöſiſche Küche ſagte mir ſchlecht zu. Während andere um 12 frühſtückten, ſo blieb ich bei meiner deutſchen Art und ſpeiſte dann zu Mittag. Ich hielt mich an das was ich als das Beſte herausgefunden hatte und ſo kam es denn, daß ich bei Peſtel (Rue St. Honoré) jedesmal nur immer daſſelbe aß: une douzaine (d. i. ein Dutzend Auſtern), cotelettes au naturel (vorzüglich gut) und des fraises. Eines Tages glaubte ich noch ein Übriges thun zu müſſen: 'Garçon, des sardènes.' — 'Monsieur?' — 'Des sardènes.' Dies Zwiegeſpräch wiederholt ſich bis zum dritten Male. Der Garçon

*) 152 Fuß hoch, 138 breit, 72 tief.

geht und — bringt nichts. Endlich ärgerlich sage ich: 'Des sardènes, poissons de mer, qui ressemblent au hareng, mais beaucoup plus petits.' — 'Ah, sagt mein Nachbar, Monsieur, vous voulez des sardines.' Ich rufe mit Zuversicht: 'Garçon!' — 'Monsieur?' — 'Des sardines!' — 'Oui, oui, oui!' und im Nu sind meine Sardellen da.

Ein ander Mal forderte ich in einem Estaminet des fraises avec du sucre — du sucre — ich wußte nicht das Wort zerstoßen auszudrücken und half mir schnell: du sucre massacré. — 'Ah, Monsieur, vous voulez du sucre en poudre.'

Die angenehmste Erinnerung an Paris ist immer noch für mich, wenn wir Deutsche unter uns waren, mit einander speisten oder Kaffee tranken im Palais royal. Es war immer eine lebendige, gemüthliche Unterhaltung, voll Scherz und Witz, daß wir oft mehr Lärm machten als hundert Franzosen. So hatten einmal unser 8 sich bei Pestel ein besonderes Zimmer geben lassen. Da ging es lustig her. Wir verzehrten aber auch in wenigen Stunden mehr als ebenso viel Franzosen oft kaum in einer Woche, 87 Francs 8 Sous.

Da ich damals so nahe der Champagne war und so gerne Champagner trinke, so wollte ich die Gegend kennen lernen, wo das vortreffliche Getränk bereitet wird. Ich machte also von Paris aus einen Ausflug nach Rheims und Epernay über Soissons. Ich fuhr die Nacht durch und war erst am Morgen in Rheims. Großer Genuß, den herrlichen Dom nach allen Seiten, von außen und innen zu betrachten. Die hohen Hauptthüren reich mit Bildwerken verziert aus der biblischen Geschichte, die zwei nördlichen mit dem jüngsten Gerichte. Das Innere

großartig, die Fenster mit Glasmalereien, vorn an den Wänden alte Tapeten mit eingewirkten Bildern.*)

In der Bibliothek, die gerade Sonntags geöffnet war, sah ich sehr viele Handschriften mir an, ich fand nichts Deutsches.

Am Nachmittag mit der Messagerie weiter. Erst durch einen langen Wald, dann in das freundliche Thal von Epernay, ringsum Weinberge. Ich reiste mit einem Korkhändler aus Spanien. Wir unterhielten uns viel über Spanien und Tyrol. Ich bat ihn, mit mir zu Chanoine zu gehen, an den ich einen Brief eines seiner Kunden abzugeben hätte. Er entschloß sich und wir gingen zusammen. Herr Chanoine empfing uns artig wie ein Geschäftsmann und gab den deutschen Brief seinem Sohne, der deutsch verstand. Wir wurden auf den folgenden Morgen eingeladen, die Keller zu besehen. Obschon der ganze Tisch voll voller Weinflaschen stand, so wurde uns doch nicht ein Glas angeboten und wir waren bei der Hitze doch sehr durstig.

Den anderen Tag besuchten wir die prachtvollen Keller, die alle in Kreidefelsen ausgehauen sind. Tausende und aber tausende Flaschen lagen aufgestapelt, endlich wurde Eine Flasche geopfert für vier Mann, der Küfermeister war nämlich auch zugegen. Es war gut, daß ich den Abend vorher im Hôtel de l'Europe meinen Champagner getrunken, ich würde sonst kaum wissen, daß ich in der Champagne gewesen wäre.

Nachdem ich noch den Jahrmarkt und die Bibliothek gesehen hatte, kehrte ich nach Paris zurück. Ich kam erst den folgenden Morgen um 6 Uhr an.

---

*) Der ganze Dom bis in seine Einzelnheiten vortrefflich abgebildet in Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France. Par MM. Ch. Nodier, J. Taylor et Alph. de Cailleux. Champagne. Vol. I. 1857.

Ich war von jetzt an nur noch wenige Tage in Paris und leider krank. Als ich mich wieder erholt hatte, war der 31. Juli herangekommen. Mein Zweck war gewesen, Paris kennen zu lernen, die Bibliothek zu benutzen und mich im Französischsprechen zu üben. Von diesen drei Dingen hatte ich das erste so ziemlich erreicht, das zweite wenig und das dritte gar nicht: meine Landsleute waren mir lieber als mich in einer fremden Sprache mit Fremden zu unterhalten über Dinge, die mir am Ende recht gut fremd bleiben konnten.

Reise nach Lyon über Provins, Nogent, Troyes mit der Messagerie bis Dijon, dann mit dem Courier bis Châlons sur Saône. Auf der letzten Strecke Weinberge rechts und links, die den guten Burgunder liefern: Clos-Vougeot, Vosne, Nuits, Beaune. Von Châlons mit dem Dampfschiffe weiter, langweilige Fahrt, das Wasser oft so seicht, daß wir fest sitzen und schwer wieder flott werden.

Am 3. August Ankunft in Lyon im Hôtel du Nord. Der Wirth ein Schweizer, aber die Unreinlichkeit französisch. Er gestand mir selbst, er habe sich alle mögliche Mühe gegeben, seinen Gasthof auf deutsche Weise einzurichten und sauber und nett zu halten, mit französischer Dienerschaft sei das aber nicht zu bewerkstelligen. Ich trat in den großen Speisesaal, wo eben gegessen war. Es lagen so viel Speiseüberreste auf dem Fußboden, daß mir ganz schlimm wurde. Ich war aber hungrig und mußte mich endlich doch bequemen, etwas zu genießen. Ein Herr de Choulot, den ich auf dem Dampfschiffe kennen gelernt hatte, speiste mit mir. Es war ein netter, unterhaltender Franzose; als Carlist hatte er Frankreich verlassen und stand als Officier im ersten sardinischen Regimente. Den andern Tag besuchte ich mit ihm das städtische Museum: Naturalien, An-

tiken, darunter besonders viele römische Grabsteine mit Inschriften, und Gemälde. Später spazierte ich mit Dr. Stützle von Stuttgart nach den Höhen von Fourvières. Prachtvolle Aussicht vom Thurme.

Nach Tische gesellte sich zu uns noch Dr. Robert von Cassel, Stützle's Reisegefährte. Wir gingen mit Choulot an den herrlichen Quais der Saône und Rhône, und dann über die Rhônebrücke. Drüben war ein Dentiste, der auf einem bühnenartig zugerichteten Wagen seine Künste auspries. Er war auffällig angekleidet und machte ein wichtiges Gesicht. Wenn er eben eine große Wirkung seiner Wundercuren ausposaunt hatte, fiel die Musik ein mit Trommeln und Trompeten. Eine Menge Menschen stand umher, niemand aber hatte das Herz, sich gegen seine Leiden Rath und Hülfe bei dem Wundermann zu holen. Da sagte Choulot: 'Ich muß doch dem Kerl was zu verdienen geben.' Er begab sich auf die Bühne und erzählte, daß er an heftigen Ohrenschmerzen leide. Der Wundermann sprach einige Worte, Choulot legte geduldig das Haupt auf einen Stuhl, jener nahm ein Fläschchen, goß einige Tröpfchen auf den leidenden Theil und rieb sie ein mit einer Miene, die des Erfolgs sicher war: 'Monsieur, est-ce que vous souffrez encore des douleurs?' — 'Non, Monsieur.' Bum bum! ra ta ta! fiel jubelnd die Musik ein. Auf dem Rückwege begegnete uns ein Zettelträger des Dentisten, der mit seinen Wischen sehr freigebig war. Ich machte eine abweisende Bewegung mit der Hand; er aber ließ sich nicht irre machen: 'Prenez, Monsieur! il ne coute que le prendre.'

Ein schöner großartiger Platz ist la Place de Bellecour. An der einen Seite stand eine Kaffeebude. Sehr albern er-

schien mir, daß eine Dame à la Rococo mit Pagen und Bedienten darin von Zeit zu Zeit einen wirklichen Faschingsaufzug hielt. Das Frauenzimmer war alt und durchaus nicht hübsch, das Bier aber gut und die Cigarre für 6 Sous erträglich.

Ich hegte noch immer Hoffnung, in den Lyoner Bibliotheken ein altromanisches Werk des 9. oder 10. Jahrhunderts zu finden. Nach den Hänel'schen Verzeichnissen schien das sogar gewiß. Ich ging mit Stützle in die Stadtbibliothek. Mr. Antoine Péricaud, der Bibliothecar, ein bekannter Lyoner Geschichtschreiber*) war sehr gefällig und zeigte mir alle Handschriften. Ich fand nichts. Ich fragte nach dem Rouman d'Anseis, und erhielt zur Antwort, derselbe sei in der Bibliothèque de l'Académie des Arts. Ein Naturforscher begleitete uns hin. Unterwegs besuchten wir noch Mr. Monin. Wir trafen ihn in Hemdsermeln mit einem Freunde vor einem reich besetzten Tische im besten Frühstücken. Herr Monin war sehr überrascht. Ich sprach über Raynouard und Diez und sprach geläufiger französisch denn je. Er ward verlegen, und um uns los zu sein, schenkte er mir schnell seine Werke. Ich dankte freundlichst und wir gingen in die andere Bibliothek. Mr. Comormond zeigte sofort den Rouman d'Anseis, es war eine Handschrift des — 14. Jahrhunderts.

Ich war recht wohl und munter. Wenn ich mit meinen beiden Landsleuten spazierte, so sangen wir manch deutsches Lied und kümmerten uns nicht um die Leute, die an uns vorübergingen. Unser Verkehr war ein sehr heiterer und gemüthlicher, und es ging uns allen recht zu Herzen, als wir

*) Seine Werke verzeichnet Quérard, La France litt. T. VII. p. 49—51.

den letzten Abend noch ein Lied anstimmten und so Abschied nahmen.

Den letzten Tag (den 6. August) in Lyon fühlte ich mich sehr allein, ich hatte keine Seele mehr, mit der ich ein deutsches Wort reden konnte, ich war sehr wehmüthig gestimmt. Da suchte ich mich durch Dichten zu trösten und so entstand mein Lied:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Gegen 8 Uhr Abends mit der Messagerie nach Genf. Das Coupé enge. Meine Nachbaren ein junger Genfer Uhrmacher und ein alter Herr. Wir unterhalten uns französisch. Lange Zeit im Thale des Ain. In Nantua zu Mittag gespeist, dann den Berg hinauf zu Fuß. Die Alpen erscheinen aus der Ferne wie weißes Gewölk. Immer bergab, herrliche Punkte Perte du Rhône und Fort de l'Ecluse. Endlich die letzten Höhen hinab und vor uns liegt prachtvoll die ganze Alpenwelt und Genf.

Weil alle Gasthöfe besetzt sind, so bleibt nur das Hôtel de l'Europe übrig. Da muß denn auch der alte Herr einkehren, den ich jetzt erst als Landsmann kennen lerne. Es ist ein Herr von Hopfgarten, preußischer Cammerherr, in Thüringen begütert und in Freiburg i. B. wohnhaft. Er wollte nach dem südlichen Frankreich übersiedeln, war deshalb nach Lyon gereist, um sich dort näher nach Allem zu erkundigen. Er kehrte jetzt wenig erbaut von dem was er gehört und gesehen hatte wieder heim. Auf dem Wege nach Carouge, wohin wir nach Tische spazierten, unterhielten wir uns viel über Frankreich. Er

sprach sich unter anderem also aus: 'Haben Sie denn auch gefunden, daß diese Franzosen so ganz andere Leute geworden sind? daß sich keine Spur mehr in und an ihnen findet von dem, was sie vor anderen Völkern auszeichnete: dies freundliche, höfliche, artige, rücksichtsvolle, gefällige Wesen unter einander und namentlich gegen Fremde? Ich habe gefunden, daß sie sogar grob und frech sein konnten und den Mangel an Bildung, den sie sonst durch ihr nettes, artiges Wesen vergessen machten, recht fühlbar zu erkennen gaben. Ich bin dermaßen enttäuscht, daß ich gar bald den Gedanken aufgab, unter den Franzosen zu leben; ich bin froh, daß ich aus dem Lande heraus bin.'

Zu alle dem wußte ich Belege in Menge beizubringen. Ich sprach nun ihm meine Ansichten über die Franzosen aus:

Die Franzosen sind egoistisch als Volk wie in ihrer Einzelheit. Sie möchten der übrigen Welt als Grande Nation nicht bloß erscheinen, sondern auch wirklich sein, das Volk, welches an der Spitze der Civilisation der Menschheit steht, und doch fehlen ihnen die nothwendigen Bildungsmittel dahin zu gelangen: unter hunderten kann oft kaum die Hälfte lesen und schreiben.

Wie sie unwissend sind über andere Völker und Länder, so sind sie auch unfähig irgend eine fremde Eigenthümlichkeit zu erfassen und sich hineinzuleben. Sie sind und bleiben unter allen Völkern, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten immer und ewig Franzosen, und wenn man Einen beim Schopf faßt, so hat man die ganze Nation in der Hand.

Die Franzosen sind unbeständig und neuerungssüchtig in Politik, Kunst und Wissenschaft und im Leben, daneben immer kriegerisch gestimmt. Das sagt ihnen schon Cäsar (de bello gallico 2, 10) nach: omnes fere Gallos novis rebus

studere, et ad bellum mobiliter celeriterque excitari. So war es früher, so ist es heute und so wird es wol immer sein.

Im Staatswesen sind sie centralistisch und polizeilich: Police, Gensd'armes, Passeport sind wie die Namen französische Erfindungen.

Selbstregierung (Selfgovernment) ist ihnen von jeher fremd gewesen.

Der Franzose ist verständig, scharfsinnig, witzig, doch ohne Gemüth, ohne tiefere poetische Regung und Anschauung, und entspricht somit seiner Sprache, deren poetische Anlage nicht groß und wegen ihrer Wort- und Wortbildungsarmuth an Wortspielen reich ist.

Der Franzose lebt und strebt mehr nach außen, hat keine Häuslichkeit und führt kein eheliches Leben im deutschen Sinne.

Er ist leichtsinnig in religiösen Dingen und manchen Lebensverhältnissen, er folgt seinen Neigungen mehr als Pflichten, welche Religion und Gesetze fordern.

Er ist mäßig im Essen und Trinken, auch sonst genügsam,*) und leicht zufrieden zu stellen (das wußten die Hauswirthe in vielen Gegenden Deutschlands 1803—1813), meist auch sparsam, bis zur Knickerei. Er berechnet Alles in Handel und Wandel wie in seinen Vergnügungen.

Er ist galant d. h. er kleidet sich geschmackvoll und weiß sich nach den gewöhnlichen Begriffen von Anstand zu benehmen,

*) '348000 Häuser oder Behausungen haben in Frankreich, nach amtlichen Berichten, keine andere Oeffnung als die Thür, und fast zwei Millionen haben nicht mehr als ein Fenster.' Kölnische Zeitung 1853. 6. October.

ohne jedoch auf Reinlichkeit wo selbige nicht sichtbar und im Hauswesen zu halten.

Er ist eitel, er hascht nach Orden und Titeln. Es war ganz im Sinne der Mehrheit der Franzosen, daß die Charte die früheren Titel des Adels wieder herstellte.

Gastfreundschaft ist, wenigstens wie sie in Deutschland noch immer geübt wird, dem Franzosen fremd; das Wort hospitalité ist nur in den Wörterbüchern, nicht aber im Leben vorhanden.

Noch weniger weiß der Franzose von Heimweh, und wenn er sein Vaterland, seine Heimat noch so sehr liebt, eine Sehnsucht die zum Heimweh werden kann, wird ihn nie heimsuchen. Er hat nicht einmal ein Wort dafür und begnügt sich mit le heimvé.

Eben so wenig hat er eine Ahndung von dem was wir Kneipen oder Commersieren nennen. Ein gemüthliches Beisammensein, Stunden lang beim Glase Bier oder Wein singen und scherzen wäre ihm unmöglich.

Das Höchste für den großen Haufen ist la Gloire, für den Épicier und Ouvrier la Rente, für den Studenten la Grisette und für den Gelehrten Membre de l'Académie royale des Sciences!

Das waren so meine Ansichten über die Franzosen, die ich gesprächsweise Herrn von Hopfgarten*) mittheilte. Der Weg störte uns nicht, nirgend gab es etwas Sehenswerthes.

*) Eine sehr dürftige Mittheilung über ihn im Neuen Nekrolog der Deutschen 1845. S. 214–216. Er starb 15. März 1845. Er scheint wenig Beziehungen zum Berliner Hofe gehabt zu haben: noch zehn Jahre nach seinem Tode wird er im Staatscalender unter den lebenden Kammerherren aufgeführt.

In Genf machte ich weiter keine Bekanntschaft als mit dem Buchhändler Keßmann, der sich freundlich meiner annahm.

Das Schönste in Genf war mir die Aussicht von der Rousseau-Insel auf den See, die Stadt und die Alpen mit dem Montblanc, die ist wirklich entzückend schön.

Am 9. August Nachmittags 2 Uhr mit dem Dampfschiffe nach Vevey. Heiterer Himmel, der Montblanc prachtvoll, grünlichblau der See. Bei allen größeren Orten wird angehalten. Der Montblanc verschwindet oft und kommt immer wieder zum Vorschein. Lausanne freundlich im Sonnenscheine am Abhange des Gebirges. Links verliert sich die Jurakette. Ein Schweizer der den Franzosen spielte und immer schlecht französisch sprach, spazierte auf dem Verdecke umher. Als der Wind ihm seinen Strohhut in den See wehte, lachten wir; da rief er: ''s macht nüt!'

Vevey, auf deutsch Vivis, ist wenig einladend. Ich war schon eine Strecke im Orte und erwartete wenig. Man hatte mir die Fleur de lis empfohlen. Ich stand vor einem Hause, welches nichts vom himmlischen Glanze einer Lilie hatte. Ich trat ein und stieg eine ziemlich dunkele hohe schmale steile Treppe hinauf. Da wurde ich deutsch angeredet. Ich erbat mir ein Zimmer und bekam eins wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich trat ans Fenster und sprang auch gleich voller Freude hinaus auf die Terrasse davor, die mit Sträuchen und Blumen freundlich geschmückt war. Da lag vor mir der See, ringsum blauer Duft, drüben die Alpen im Abendroth. Lange, lange stand ich im Anschauen versunken, ich konnte mich nicht satt sehen. Wie oft schon habe ich seitdem an Vevey gedacht, wie oft an diese seligen Augenblicke!

Vivis, du lebst in meinem Herzen!
Wohin ich wandre, wo ich bin,
In meiner Freude, meinen Schmerzen
Zieht's mich nach deinem Frieden hin.

Wann seh' ich ruhig so wie heute
Mein ganzes Leben noch einmal,
Was mich betrübte, was mich freute,
Verklärt im Abendsonnenstrahl?

Du Alpenstadt, du grüner Hafen
Im duftigblauen Himmelszelt —
Hier möcht' ich ruh'n, hier möcht' ich schlafen
Den letzten Traum in dieser Welt!

Mir war wehmüthig zu Muthe, ich ahndete, daß ich einer unruhigen, trübseligen Zeit entgegen ginge.

'Sind keine Deutsche hier?' fragte ich den Kellner. — 'O ja, einer wohnt bei uns, und drüben im Institute sind noch einige.' — 'Holen Sie alle herbei, so viel Sie auftreiben können!'

Nach einer Weile fand sich mein Hausgenosse ein, Dr. Moritz Carrière. Bald darauf kamen Wittig, Lehrer am Sillig'schen Institute, Maler Wegelin und ein Apotheker. Der Maler war Gott weiß wo überall gewesen, in Rußland, in der Türkei und im gelobten Lande. Er zeigte uns das heilige Grab und mehrere andere Bilder, die er auf seiner Wanderung aufgenommen hatte. Wir blieben beisammen und waren sehr heiter: wir sangen manches Lied und ließen Manches und Manchen leben.

Am anderen Morgen wandelte ich mit Wittig am See. Eine Stimme schrie uns nach, wir blieben stehen und sahen jemanden in der Ferne winken. Wir gingen ihm entgegen. Es war mein alter Freund Hagnauer von Aarau. Er hatte

Wittig gesucht und fand nun auch mich. Große Freude. Wir blieben mehrere Stunden beisammen. Ich mußte ihm versprechen, ihn in Aarau zu besuchen.

Am Abend fand sich noch ein Deutscher ein: Dr. Köhler, ehemaliger Bibliothecar in Zwickau. Der Sonnenuntergang wundervoll. Mit dem Apotheker und dem Maler dann noch Champagner getrunken und gesungen.

Über Bulle und Freiburg nach Bern. Schauderhafte Fahrt von Freiburg ab: hinten im Wagen zu sechsen, furchtbarer Staub und unerträgliche Hitze. Erst um 9 Abends zu den 'Webern.'

Am andern Tage besuchte ich Prof. Valentin, meinen ehemaligen Zuhörer und traf bei ihm den Physiologen Rudolf Wagner von Erlangen. Auf einem Spaziergange mit ihnen nur naturhistorische Gespräche, woran ich nur als Zuhörer theilnehmen konnte. Prof. Kortüm suchte ich vergebens, erst am Abend spät kam er zu mir. Ich lernte ihn zuerst kennen, als er noch mit Göttling dem neugegründeten Gymnasium in Neuwied vorstand. Wir freuten uns beide des Wiedersehns nach so langer Zeit. Wir saßen bei Tische und waren eben im besten Gespräche, da kam der Weibel und gebot Feierabend: ''s isch Zyt, ihr Here!' und der Republicaner mußte sich dieser philisterhaften Einrichtung fügen, wenn er nicht wie auch der Wirth einen Laubthaler Strafe bezahlen wollte.

Kortüm immer noch derselbe, ein biederer Charakter voll bewunderungswürdiger, rücksichtsloser Freimüthigkeit, der bis ans Ende seines Lebens seine glühende Freiheitsliebe bewahrte.

Wir verabredeten eine Fahrt ins Berner Oberland auf drei Tage, 14—16. August. Zunächst fuhren wir nach Thun. Der Postwagen vollgepfropft: 12 vorn, 8 hinten und 3 auf

dem Bock. Von Thun aus die schönste Ansicht des Sees. Mit dem Dampfschiffe nach Neuhaus, dann im Wägelchen durch Unterseen nach Interlaken, anmuthiger Weg; auffällig die ungemein hohen, dicken Wallnußbäume. In Interlaken europäische Cultur, hohe Gebäude in neuem Stil, lauter sogenannte Pensionshäuser, langweiliges Aussehn. Nach kurzem Weilen über den Brienzer See. Zu Nacht im Bären.

Den anderen Morgen ins Haslithal. Überall moderne Cultur, nichts Volksthümliches was uns erquickt hätte, die Berge ohne Mannigfaltigkeit, die Wege ohne Menschen. Nach Brienz zurück und dann über den See. Wir waren schon eine Strecke hineingefahren, da überraschte uns ein Unwetter. Wir erreichten noch zeitig eine Bucht. Da warteten wir, bis es ausgetobt und ausgeregnet hatte. Der See war noch lange, als wir schon wieder fuhren, sehr unruhig. Abends in einer Pension, dem sogen. Casino, in Interlaken.

Kortüm war eine in der ganzen Schweiz bekannte und sehr beliebte Persönlichkeit. Niemand aber, der ihn nicht kannte, konnte ihn für einen Schweizer erkennen: er sprach nur hochdeutsch und noch dazu mit einem starken meklenburgischen Accente. Da er sich nicht zu erkennen gab und ich fürchtete, wir würden gar als Engländer geschätzt und geschatzt werden, so redete ich ihn mehrmals bei Tische an: 'Herr Professor Kortüm von Bern', so daß es alle, auch die Kellner, deutlich hörten. Am andern Morgen wurden wir denn auch gnädig behandelt und zahlten nicht mehr als echte Schweizer. Wir gingen nun zu Fuß nach Neuhaus, und fuhren mit dem Dampfschiffe nach Thun. Als wir landeten trompetete es aus einem Kasten, der hinten angebracht war: God save the King, so schauderhaft kreischend, daß nur ein englischer Patriotismus dazu gehörte,

das als zarte Huldigung und schön zu finden. Wir blieben nun bis zum Abgange der Post in Thun und waren Abends um 9 in Bern.

Wir hatten uns in den drei Tagen viel, sehr viel unterhalten, ernst und heiter, wie es eben Stimmung und Stoff mit sich brachte. Wir sprachen über die traurigen Zustände Deutschlands, über Frankreich und die Schweiz, über unsere Geschichtschreiber und Politiker. Kortüm, der so vieles erlebt und durchforscht hatte, sprach sich frei über Alles aus, er ließ sich nicht durch glänzende Thaten und vortreffliche Werke verleiten, nur darauf allein sein Urtheil zu gründen; er faßte die ganze Vergangenheit und Gegenwart eines Mannes zusammen. Dahlmann konnte er es nie vergeben, daß er einst auf dem hannoverschen Landtage gegen die Amnestie der unglücklichen Göttinger aufgetreten war.

Die dreitägige Reise hatte für mich den Vortheil, daß ich in meinen politischen Ansichten bald berichtigt, bald aber auch befestigt wurde.

Zwei Tage dann in Biel. Ich fuhr in einem landesüblichen Fuhrwerke, char à banc, hinüber, vortrefflich wenn man kein besseres hat. Die Aussicht auf den Neuenburger und Bieler See recht schön.

Ich fand freundliche Aufnahme bei einem ehemaligen Breslauer Studenten, dem Lehrer Pabst. Den anderen Tag spazierte ich allein am Jura und freute mich über viele sonst nirgend gesehene schöne Schmetterlinge und Heuschrecken.

Über Solothurn nach Aarau. Ich kam erst spät Abends [illegible]. Der Junge, der mehr Suchen trug, wußte den Weg nicht, statt zu Hagnauer kam ich zu Zimmermann, einer Weinwirthschaft am Berge in der Nähe von Hagnauer's

Wohnung. Ich treffe dort Hagnauer und seine Freunde und Bekannte: Aebi, Mühlberg, Waller (Regierungsrath) und Dr. von Liebenau. Angenehme Überraschung und ein langes heiteres Zusammensein. Es gefiel uns dort im Freien so gut, daß wir uns fast jeden Abend einfanden. Es kamen noch dazu Tanner, Ernst Ludwig Rochholz und Wagner von Laufenburg. Der gesellige Ton war ein anderer als in ähnlichen Gesellschaften in Deutschland: es wurde mitunter so heftig gestritten, und man ward wechselseitig so ausfällig gegen einander, daß mir angst und bange wurde. Schließlich löste sich denn doch Alles wieder in Wohlgefallen auf. Den anderen Tag gingen Arm in Arm friedlich und gemüthlich, die Abends erbittert mit einander stritten. Das republicanische Wesen mit seiner ewigen politischen Aufregung macht die Leute leidenschaftlicher und rücksichtsloser in allen ihren Beziehungen zur Gesellschaft.

Von Aarau fuhr ich allein hinaus nach Lenzburg und besuchte den Seminar-Director Keller, den ich von Breslau her kannte. Ein erfreuliches Wiedersehen. Keller stand in hoher Achtung wegen seiner politischen Überzeugung und seines erfolgreichen Wirkens in seinem Berufe. Später kamen zu Fuß nach Hagnauer und Rochholz. Wir waren alle sehr heiter, und ich vor allen. Rochholz konnte sich nicht genug über mich wundern und freuen. 'Solche Jugend,' sagte er, 'und unter Ihren Verhältnissen in Deutschland!'

Noch den letzten Abend waren wir alle bei Zimmermann. Dann gaben sie mir das Geleit zur Post. Ich fuhr allein in einer kalten Mondscheinnacht nach Basel. Am frühen Morgen traf ich ein so erstarrt, daß ich wol zwei Stunden im Bette liegen mußte, ehe ich warm wurde und einschlafen konnte.

In Basel nur kurze Zeit. Wackernagel war auf's Land gefahren, ich traf ihn erst spät Abends. Ich besuchte diesmal nur noch Wunderlich und Gerlach.

Den 27. August mit dem Dampfschiffe nach Kehl. Von dort aus zu Fuß hinüber nach Straßburg.

Prof. Jung führte mich in die Stadtbibliothek. Ich sah mir viele Handschriften an. Dann ging er mit mir in die Polterkammer. Da stand die große rothangestrichene blecherne Jacobinerhaube, die man einst dem Münster aufgesetzt hatte, um ihn so als Eigenthum der Republik vor der Zerstörungswuth der Sansculotten zu schützen. Ferner wurde dort aufbewahrt der Züricher Breitopf und das Banner der Stadt Straßburg.

Am Nachmittag begleitete mich Jung und Strobel, der elsassische Geschichtschreiber, auf den Münster. Als ich von dem herrlichen deutschen Baudenkmale in das weite reiche und schöne Elsaß hinabschaute, ward ich wehmüthig, und welcher Deutsche würde es hier nicht? Ich las meinen Begleitern mein Heimwehlied zwischen Saône und Rhône. Wir waren dann noch in Kehl beisammen nnd nahmen auf deutschem Boden Abschied.

Von Kehl setzte ich meine Reise zu Dampfschiffe fort, übernachtete in Mannheim, dann in Mainz und zuletzt in Köln. Von da ging ich mit der Schnellpost über Aachen nach Lüttich und von hier auf der Eisenbahn bis Antwerpen. Den 3. September Abends war ich in Gent.

Ich wohnte wieder bei Willems, bequem und angenehm. Ich erfreute mich seiner Unterhaltung und seiner Bibliothek. Er zeigte mir alle seit meinem letzten Aufenthalte in Belgien erschienenen Bücher und Aufsätze über vlämische Sprache und

Litteratur. Wenn wir nicht beiſammen ſein konnten, ſo ging ich ſpazieren, oder las im Caſino die Allgemeine Zeitung, oder ſaß auf meinem Zimmer und beſchäftigte mich.

Die vlämiſche Bewegung war noch im vollen Gange. Daß auch ich mich daran betheiligte, beweiſen meine Genter Gedichte, die in dieſen Tagen entſtanden und ſpäter meinen Unpolitiſchen Liedern einverleibt wurden (Th. 1. S. 182—185). Meine Hoffnungen waren ſchon damals nicht ſonderlich. Der Einfluß des Franzöſiſchen war nach allen Seiten hin im Zunehmen begriffen.

Tricolor.

Schöne Blume, wie umſtricket
Dich die welſche Spinne doch!
Und du biſt noch nicht zerknicket,
Und du grünſt und blüheſt noch?

'Ja, ich blühe, roth und golden,
Etwas ſchwarz nur miſcht ſich drein,
Etwas ſchwarz — doch meine Dolden
Werden bald nur ſchwarz noch ſein.'

Ich machte eines Tags einen Ausflug an die See. Als ich vor Oſtende ausſtieg — die Eiſenbahn ging damals noch nicht bis in die Stadt — ſpazierte ich mit einem Manne von Brugge hinein. Wir unterhielten uns vlämiſch. Ich erkundigte mich nach Auſtern. Er begleitete mich bis an die Roche de la Cancale und meinte, dort würde ich wol Auſtern eſſen können. Als ich eintrete, bewillkommnet mich die Frau franzöſiſch. Ich frage: 'Mevrouw, hebje oesters?' — 'Ja wel.' — 'Zyn ze versch?' — 'Heel versch, gy zult er my een compliment voor doen.' Die Auſtern waren gut und der Wein dazu auch. Ich ſpazierte dann hin und her an der

See und in den geraden reinlichen Straßen — Alles echt holländisch. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich dann nach Brugge.

Ich besuchte Herrn de Jonghe, der nicht weit von meinem Gasthofe wohnte. Man wies mich in einen Liqueurladen. Ich trete ein. Eine stattliche Frau fragt mich was ich wünsche. 'Herrn Prof. de Jonghe zu sprechen.' — 'Mein Mann ist zu Hause. — Wollen Sie in das Nebenzimmer eintreten!'

Herr de Jonghe empfing mich sehr freundlich und zeigte mir seine kleinen Schriften und auch die von ihm veranstaltete Ausgabe der flandrischen Chronik von J. N. Despars. Von letzterer schenkte er mir ein auf gelbem Papiere gedrucktes Exemplar. Ich äußerte nun, daß ich wol wünschte das Brugger Volksleben kennen zu lernen. 'Nun, meinte er, dann wollen wir zunächst in einige Bierhäuser gehen. Und, fügte er hinzu, da Sie sich nach den Austern, wozu Sie leider Rothwein getrunken haben, nicht gut befinden, so wird das Bier Ihnen wohlthun.' Gut, wir gingen also in ein Bierhaus und trafen dort Peter Behaegel, der viel im pädagogischen und sprachlichen Gebiete wirkte und schrieb; er ist auch Verfasser einer drei dicke Bände umfassenden Nederduytsche Spraekkunst. Er hatte seine eigene Spelling, von der er nicht abzubringen war. Er hatte noch jüngst mit der Maetschappy von Brugge (6 Mitglieder!) gegen die bisherige landesübliche Schreibung protestiert. Ich sagte scherzhaft: 'Myn heer, gy hebt voor u protesteert.'*)

Den anderen Morgen, als ich mich wieder ganz wohl fühlte, besuchte ich wieder Herrn de Jonghe. Wir gingen nun in die große Kirche. Das Sehenswertheste die Marienstatue

*) Er starb zu Brugge 11. Dec. 1858. Vgl. über ihn Ida von Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas 3. Bd. S. 290.

von Michel Angelo und die Grabmäler Karls des Kühnen und ſeiner Tochter Maria. Von dort aus beſuchten wir das Gasthuis (Johannesſpital) mit den ſchönen Bildern von Jan Hemling (1479) und die Kas (Reliquienſchrein) der 11000 Jungfrauen. Als wir heimgingen, konnte ich mich doch nicht enthalten, Herrn de Jonghe zu fragen, wie denn das zuginge, daß ſeine Frau einen öffentlichen Laden habe. Er erklärte mir das ganz kurz. Er ſei wegen ſeiner Zuneigung zur früheren Regierung mißliebig geworden und habe ſo ſein Amt verloren. Um nun anſtändig zu leben und doch auch fortſchriftſtellern zu können, habe er mit ſeiner Frau die jetzige Einrichtung getroffen. So ſehr das gegen unſere Anſichten ſtreitet, ſo konnte ich es doch nur billigen. Sehr befriedigt und herzlich dankend nahm ich Abſchied und kehrte noch denſelben Tag nach Gent zurück. Ich blieb hier nur noch zwei Nächte und war ſchon den 13. Sept. in Brüſſel.

Sehr willkommen war mir, daß ich noch die Brüſſeler Kunſtausſtellung ſehen konnte. Sie enthielt viel Schönes. Stunden lang verweilte ich darin. Mich feſſelten beſonders die Bilder der vlämiſchen Maler. Die alte Eigenthümlichkeit und Meiſterſchaft im Genre, in Landſchaften und Seeſtücken lebt wieder auf. Ich war ſehr erfreut und angenehm angeregt.

Herr von Reiffenberg beſuchte mich, war ſehr freundlich und lud mich auf den folgenden Tag zu ſich ein. Ich dankte, ich konnte mich mit dem Manne nicht befreunden. Am Nachmittage reiſte ich ab über Lüttich nach Köln und dann mit Bibliothecar Böhmer nach Düſſeldorf.

Unter den Künſtlern ein recht friſches und reges Leben. Den Abend fröhlich zuſammen bei Sang und Wein mit Ebers, Andreas Achenbach, Breslauer und Kerner. Den andern Tag

veranstaltete Ebers ein Essen mir zu Ehren. Wir waren sehr heiter. Nach Tische suchte Achenbach durch allerlei Witze, Schnurren und Kunststückchen uns zu ergötzen. Ich brachte folgenden Trinkspruch aus:

Willkommen, wer in Bildern und Gestalten
Das deutsche Gemüth versteht zu entfalten,
Und in Deutschlands reichen Kranz flicht
Der Kunst beseligendes Glanzlicht,
Und die alte deutsche Herrlichkeit
Freudig miterneut in unserer Zeit!
So will ich denn das Glas erheben
Auf Deutschlands Kunst und Künstlerleben:
Glückauf! ruf' ich Euch mit Herz und Munde
In dieser und mancher künftigen Stunde.
Ich würde, könnt' ich am Rhein sein
Noch manchen Becher Rheinwein
Auf Euer Wohl und Gedeihn weih'n.

In der Nacht mit dem Dampfschiffe nach Bonn. Es war in der Ferienzeit, ich traf niemanden zu Hause. Am 21. Sept. mit dem Morgenschiffe hinauf nach Coblenz. Ich hatte erfahren, Prof. Schneidewin von Göttingen würde auf demselben Schiffe sein. Ich kannte ihn nicht, wie ihn nun auskundschaften? Auch sonst niemand kannte ihn. Da nahm ich ein Stück seiner Reisesachen und spazierte damit auf dem Verdeck umher. Es dauerte auch nicht lange, so kam verwundert der Eigenthümer auf mich zu, und wir fanden uns so. Wir kehrten zusammen in den Riesen ein, besuchten nachher Prof. Dronke und gingen den Abend ins Casino.

Als ich den anderen Tag den Eilwagen nach Gießen besteige, nimmt den Platz neben mir im Cabriolett Prof. Knobel ein — angenehme Überraschung. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es uns nicht: wir kamen immer wieder auf die alten und neuen Breslauer Verhältnisse zurück.

Den folgenden Tag, es war Sonntag, verlebte ich ganz angenehm in Gesellschaft Knobel's, Weigand's und anderer Gießener Professoren.

Am Montag darauf, 23. Sept. früh 6 Uhr mit der sogenannten Blamage nach Marburg. Der Wagen hielt in der unteren Stadt an. Ich kehrte in ein Wirthshaus ein, das von außen sehr einladend aussah. Ich merkte bald, daß ich mich getäuscht hatte. Nun, eine Nacht wird schon hingehn, dachte ich, morgen geht es weiter. Es war noch Vormittag. Ich kannte niemanden in der Stadt. Nur von Vilmar wußte ich, daß er sich mit deutscher Sprache und Litteratur befaßte, ich kannte wenigstens eine kleine Schrift von ihm: von der stete ampten. Ich fragte also nach Vilmar. Da hieß es denn, ich solle nur die Straße entlang gehen, oben in dem alten Hause wohne der Herr Director. Ich fand auf dem Vorsaal eine junge Frau mit blühenden Wangen und blitzenden Augen, die mit Biegeln beschäftigt war. Sie lud mich freundlichst ein näher zu treten. Ich mußte auf dem Sopha Platz nehmen, sie setzte sich zu mir. Ich wußte noch immer nicht, wer sie war. Da sagte sie: 'Mein Mann wird bald erscheinen, er ist nur noch mit einer Prüfung beschäftigt.' Nach einer kurzen Weile trat Vilmar ein, freudig überrascht begrüßte er mich, nahm mich bei der Hand und führte mich oben hinauf in sein Arbeitszimmer. Wir rauchten nun eine Pfeife zusammen und unterhielten uns. Da bemerkte er beiläufig: 'Es versteht sich von selbst, daß Sie einige Tage bei uns bleiben. Ich werde gleich Ihre Sachen holen lassen.' Ich hatte dagegen meine Bedenken, half nichts, ich mußte das freundliche Anerbieten annehmen.

Zum Abendessen waren eingeladen Huber, Professor der abendländischen Sprachen und der Orientalist Hupfeld. Beide

hatten wir vorher besucht. Obschon es nicht an politischen Gesprächen fehlte, so ging es doch sehr heiter zu, ich sang manches Lied und brachte manchen Trinkspruch aus.

Den zweiten Tag besuchten wir das Marburger Schloß. Unterwegs theilten wir uns unsere Ansichten mit über Poesie, Metrik, Volkslied u. dgl. und ich freute mich, daß wir darüber so einig waren.

Den dritten Tag war das Wetter so wunderschön, daß wir vor Tische einen Spaziergang um Marburg machten und nach Tische auf ein nahes Dorf zum Kaffee. Unterwegs sahen wir im Walde das Grab des Oberforstmeisters von Wildungen, bekannt durch seine Schriften über Forst- und Jagdwesen und seine Jagdgedichte. Auf dem Heimwege kamen wir auf die deutschen Zustände zu sprechen, und ich meinte, daß es gerade jetzt zeitgemäß wäre, auch auf poetischem Wege ein Besserwerden anzustreben. 'Aber, fügte ich hinzu, es wird schwer halten, etwas wie ich es meine durch die Censur zu bringen und dann auch, vor der Polizei die Verbreitung wenigstens eine Zeit lang zu sichern. Halt, ich werde die Lieder Unpolitische Lieder nennen.' Ich las nun einige vor, die Vilmar gefielen und denen er auch bei seiner jetzigen (1862) Gesinnung den Beifall gewiß nicht versagen würde.

Ich blieb auch den vierten Tag noch da. Es fehlte uns nie an Stoff zur Unterhaltung, und die Art und Weise, wie Vilmar sich über Alles aussprach, war so anziehend und oft so anregend, so lehrreich, daß ich mich noch heute gerne dieser Tage erinnere. Um so betrübender war es für mich, wie ich von Jahr zu Jahr erleben mußte, daß Vilmar sich immer mehr zu einem unausstehlichen politischen Rückwühler und religiösen Verfinsterer vollendete. Schade, daß so viel Geist und Phantasie,

so viel Forschungs- und Darstellungsgabe, so viel Kenntniß und Fleiß nicht einem besseren Ziele gewidmet wurden!

Den 27. September elf Stunden unterwegs, erst spät Abends in Cassel. Ich gehe noch zu den Grimms, und treffe dort Bettina, Frau von Herder mit Tochter, den hessischen Minister des Auswärtigen, und Ludwig Grimm. Ganz angenehme Gesellschaft. Bettina führte das große Wort, scherzte und lachte, und wir lachten mit. So harmlos anfangs ihre Scherze waren, so wurden sie doch gegen mich bald sehr beleidigend. Ich hielt es für anständig zu schweigen.

Den andern Tag war ich wieder viel dort. Mit Jacob sprach ich über das deutsche Wörterbuch, mit Wilhelm über ein Handbuch der altdeutschen Poesie. Dann sah ich mir die Heerschau der Garnison an und spazierte mit Jacob. Beiläufig erzählte ich, wie unartig gestern Abend Frau Bettina gegen mich gewesen sei.

Den dritten Tag war ich wieder bei den Grimms. Bettina war von ihrem Ausfluge nach Fritzlar zurückgekehrt. Als ich mich eben mit Wilhelm in seiner Stube unterhalte, tritt Jacob ein: 'Gleich wird Bettina kommen und Alles wieder gut machen.' Sie kam wie im feierlichen Aufzuge von allen Kindern begleitet und bat wie eine reuige Büßerin um Verzeihung. Ich lachte über den schnurrigen Einfall, reichte ihr die Hand, und Alles war gut.

Mit Ludwig Grimm in der Kunstausstellung. Sie gewährt nur wenig Bedeutendes, aber Anlaß genug, uns über Kunst und Kunstbestrebungen auszusprechen. Dann mit Bettina bei den Grimms zum Mittagessen. Sie ist sehr liebenswürdig und gesprächig wie immer. Nach Tische mit ihr und Jacob allein. Das Gespräch kommt auf die Berufung der Grimms

nach Berlin. Sie erzählt, daß Lachmann sehr falsch gegen jene gehandelt habe — höchst merkwürdige Geschichten, die gewiß, wenn man die Bettinaischen Zuthaten abrechnet, doch wol nicht alle aus der Luft gegriffen waren. Wilhelm kommt dazu und muß den Schluß gegen seinen Willen mit anhören. Zu mir gewendet sagt sie: 'Jetzt habe ich den Hoffmann erst doppelt lieb, seitdem ich weiß, daß er auch den Lachmann nicht leiden kann.'

Am Abend wieder große Gesellschaft: Prof. Ruhl, Henschel, der preußische Chargé d'affaires (ich glaube v. Sydow) und andere. Ich trug Einiges vor sprechend und singend. Endlich rührender Abschied.

In der Nacht mit der Schnellpost nach Braunschweig und dann mit Extrapost nach Fallersleben.

Die Meinigen wohl und munter. Viel Besuch von Verwandten, den einen Mittag 24 Personen zu Tische. Es waren die letzten schönen Tage, die ich mit meiner Mutter und den Meinigen und in der Heimat verlebte; noch drohte kein Polizist und kein Gendarme mit Ausweisung oder Verhaftung.

Den 11. October war ich wieder in Breslau.

Kaum erst heimgekehrt, war ich schon wieder in voller Thätigkeit. Zunächst dachte ich an die mit Ernst Richter beabsichtigte Sammlung der schlesischen Volkslieder. Da ich nicht selbst sammeln konnte, so wendete ich mich brieflich an allerlei Leute, von denen ich glaubte, daß sie Lust und Gelegenheit hätten, unser Unternehmen durch Beiträge zu fördern. Ich schrieb bis zu Ende dieses Jahres 44 solcher Bittbriefe. Ferner erließen wir mehrmals einen Aufruf in den Breslauer Zeitungen, und baten uns Volkslieder einzusenden. Um den Sammlern einen Anhalt zu geben, theilten wir die 76 Anfänge

der Lieder mit, von denen wir theils Texte schon hatten, aber noch bessere wünschten, theils Texte aus anderen nicht schlesischen Gegenden nur kannten.

Meine poetische Stimmung wandte sich unterdessen ganz dem Vaterlande zu. Das erste Lied nach meinem Wiederhiersein war das vom 21. October:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich Dir mit Herz und Hand.

Unterdessen las ich fleißig allerlei geschichtliche, politische, sogar statistische Schriften, um klar zu werden über unsere Zustände wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. So erhielt ich Stoff und Anregung. Ich dichtete weiter. Das nächste Lied war das mit der Ueberschrift: 'Er kann den Schlüssel nicht finden.' Ich dachte dabei an einen Fürsten, der gerne eine Verfassung geben möchte, nur nicht weiß, wie er es anfangen soll.

Als ich so auf der Fährte war, wußte ich auch das was ich suchte zu finden.

Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unablässig zum Dichten und Singen trieb.

Meine Vorlesungen hatte ich angekündigt, und auch wirklich die Absicht, sie zu halten. Als aber bereits andere Collegen lasen und vierzehn Tage nachher erst bei mir sich wenige Zuhörer gemeldet hatten, da erklärte ich, daß ich nicht lesen würde. In unserer Facultät war das nichts Ungewöhnliches und niemand wurde deshalb zur Rechenschaft gezogen wie ich später.

Den 10. November wurde wieder das Schillerfest gefeiert. Ich war zum Präsidenten ausersehen. Es war das sechste, welches in Breslau gefeiert wurde. Das erste fiel ins Jahr 1829, dann war das nächste erst wieder 1835.

Ich hielt eine kurze Anrede, worin ich die Geschichte der Schillerfeier berührte, über die bisherigen Geldsammlungen Auskunft ertheilte und eine jedesmalige Wahl eines Vorstandes empfahl.

Dann brachte ich einen Trinkspruch aus auf die Philister,*) und ließ nachher noch die schlesische Kunst leben. Beides fand rauschenden Beifall, nur nicht beim Censor, und mußte deshalb ungedruckt bleiben.

Fünf Trinklieder von mir wurden bei Tafel vertheilt und nach Compositionen von Eduard Philipp und Ernst Richter vorgetragen. Mein Freund Mächtig hatte dazu eine sinnreiche Zeichnung geliefert.

In einem Breslauer Blatte hieß es damals:

'An des Verblichenen (des Prof. Schön) Stelle war Hoffmann creiert worden. Obwohl beide Gelehrte von hohem Verdienst, so weiß sich doch Hoffmann in einer Fest-Runde, wie die heutige, noch weit mehr von dem, dem Laien feindlichen Schulstaub, von dem Folianten-Schweiß zu reinigen und durch des Humors unaufhaltsam sprudelnde Quelle des Lebens trockenen Ernst mit immer neuer Frische zu beleben. Seine Gelegenheits-Verse, nicht nur Schillersches, sondern auch Deutsches, Breslauisches lebenswahr erfassend, wirkten elektrisch auf Herz und Sinn der Schiller-Feierer und setzten Aller Lachmuskeln in Bewegung. Tüchtige Seitenhiebe wurden ausgetheilt, von denen sich rechts und links Mancher mag getroffen gefühlt haben —

*) Gedruckt in den Unpol. Liedern 1. Th. S. 201—204.

der aber auch weislich mitlachte, wo Alles heiter und guter Dinge war. Außer dieser, seiner originellen Art von Vereins-Toasten gab Herr Dr. Hoffmann diesmal noch sehr belustigende, geniale, freudig anregende Trinklieder zum Besten.'

Diese waren es aber gerade die mir anderswo einen öffentlichen Tadel zuzogen. Man nahm an, ich hätte nur meine Lieder drucken lassen und alle übrigen abgewiesen. Jedem stand es frei, sich bei der Schillerfeier zu betheiligen. Meine Lieder wurden auf Niemandes Kosten gedruckt. Daß ich mich über die schlesische Gelegenheitspoesie lustig machte, war nicht das erste Mal, und ist doch auch kein Verbrechen, und war überdem so allgemein gehalten, daß sich keiner davon getroffen fühlen durfte. Die Gedichte der vier Breslauer Dichter Geisheim, Grünig, Kudraß und Gabriel waren ja übrigens auch gedruckt, auch componiert und vorgetragen, und 'daß sie das Mahl würzten' ist in der Zeitung gebucht. Was konnte ich dafür, daß die meinigen besser gedruckt waren und besser gefielen und noch heute gesungen werden?

Kurzum, das Fest war sehr heiter, und das war für mich die liebste Genugthuung.

Noch mitten in der Festfeier stellte Geh. Rath Stenzel den Antrag, 'ob es nicht zweckmäßig sei, den Herrn Professor Dr. Hoffmann, der dies Jahr das Schillerfest so trefflich geleitet und durch seinen Geist zu beleben gewußt, auch für das nächste Jahr sogleich zum Präsidenten zu ernennen.' Durch ein dreimaliges Hoch auf mich wurde der Antrag angenommen. Ich antwortete:

Ich muß danken,
Daß Sie tranken
Auf mein Wohlergehn,
Zwar könnt' es mir wol wohler gehn.

Doch freu' ich mich der Gunst des Augenblicks —
Weiter verlang' ich in der Welt doch nix —
Und ich mache einen dankbaren Knix.

Die ersten vier Wochen im neuen Jahre (1840) war ich krank und mußte zu Hause bleiben. Trotzdem war ich geistig rege und fleißig, ich wurde nicht zerstreut und gestört und konnte jeden politischen Gedanken mit Lust und Muße poetisch behandeln.

Ich dichtete fast täglich und gab jedes neue Gedicht den Freunden und Bekannten zum Besten, wenn sie mich dann und wann besuchten. Zollten sie mir dann ihren Beifall und ich bemerkte: 'Das werde ich drucken lassen!' so wurden sie ängstlich und meinten, das sei doch mißlich. Ich aber ließ mich nicht irre machen und vielleicht war es gerade ihre Bedenklichkeit, die mich zu einem neuen Liede trieb.

Außerdem las ich noch alte handschriftliche und gedruckte Chroniken und machte mir Auszüge für mein schlesisches Idiotikon und für die Culturgeschichte Schlesiens, namentlich aus dem handschriftlichen Tagebuche des Joh. Georg Steinberger (geb. 1694), im Besitze des Prof. Kahlert.

Alle diese Auszüge konnte ich bald verwerthen: ich ließ sie mit erläuternden Anmerkungen versehen in der Schlesischen Zeitung 1840*) nach und nach abdrucken und erhielt dafür 44½ ℛ Honorar.

Mit einem Schreiben vom 20. Januar erhielt ich die am

---

*) Zur Culturgeschichte Schlesiens. Beiträge zur Breslauer Buchdruckergeschichte. Zur Geschichte des Postwesens. Schlesische Curiositäten, zwei Dutzend. Zur Geschichte der alten Leopoldinischen Universität zu Breslau.

1. October 1838 an das Ministerium eingereichten Abhandlungen:

1. Universitäts-Bibliotheken und ihre Verwaltung,
2. Bibliotheks-Ordnung für die Kön. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau

ganz einfach zurück. Weder von einem Danke war die Rede noch von einer Remuneration, solche wurde für meine interimistische Verwaltung der Bibliothek nur dem Herrn Rector Abegg zu Theil, der so fleißig Alles, was ich gemacht, unterzeichnet hatte. Sic nos, non nobis.

Eine große Freude ward mir in meiner poetischen Thätigkeit zu Theil durch einen Brief von Vilmar. Er schrieb mir von Marburg 18. Febr. 1840:

'Spät zwar, verehrtester Freund, kommt mein verbindlichster und innigster Dank für Ihre lieben, so freigebig gespendeten Geschenke — doch vielleicht noch immer früher, als der im Anfange December abgegebene Dank für die gütige Besorgung des Flügel. Manche Ihrer gütigen Gaben waren mir noch ganz, ja einige sogar hinsichtlich ihrer Existenz unbekannt, an allen aber habe ich mich höchlich erfreut; vor allem hätte ich der Monatsschrift statt eines einjährigen ein zehn- und zwanzigjähriges Leben gewünscht. — Ihre Trinklieder zum Schillerfeste prägen schärfer fast als irgend welche Ihrer Gedichte Ihre Eigenthümlichkeit aus, und den Ruhm unseres eigensten Skoliendichters wird Ihnen niemand streitig machen dürfen. Das ist echte Hornmusik; nichts von dem Blechschmiedsgeklapper unserer modernen Universal-Literatur-Poeten, die auch in ihren besten Stücken, wie selbst Freiligrath, immer falsche Töne greifen, d. h. unwahr werden. An Ihrem wohlbekannten Accent „Draus tönt dann der Wéin Gar lieblich und féin" habe ich mich nebst meiner Frau auf das Herzlichste gefreut; das waren Sie wieder, ganz. — Wenn Sie aber irgend Muße fänden, so

möchte ich Sie vor Allem bitten, uns mehr solche epische Kreiße von Volksliedern, wie die „Lieder der deutschen Landsknechte“ zu geben; das ist nicht allein das Beste, was wir haben, sondern etwas Einziges, noch Unversuchtes, und jedenfalls etwas Glänzendes, freilich nicht für den Haufen, freilich zum Theil zu gut für die Gegenwart. — Und was machen Ihre „unpolitischen Lieder“? — Ihren schlesischen Volksliedern wünsche ich bestes und baldiges Gedeihen; so viel ich sehen kann, ist bei weitem das meiste völlig unbekannt; sehr weniges allgemein verbreitet oder verbreitet gewesen, wie dieß mit dem „Kukuk auf dem Zaune“, dem „Schloß in Oesterreich“, „Warum bist Du denn so traurig“, „Jetzund muß mein Schatz abreisen“ (letztere zwei Stücke finden sich sonst auch zu einem Liede vereinigt) der Fall ist. — Übrigens bin ich durch dieses Ihr Unternehmen wieder lebhaft an ein Bedürfnis erinnert worden, dem wir uns nicht lange mehr entziehen können: es muß eine Anthologie der Volkslieder des 15—16. Jh. veranstaltet werden, nicht aber nach dem subjectiven Ermeßen, sondern nach dem objectiven Maßstabe, zunächst nur das aufzunehmen, was erweislich allgemein gesungen worden; der Beweis dafür ist aus der Nachahmung des Tons, weltlich und geistlich, und aus der geistlichen Umdichtung, welche Statt gefunden hat, zu entnehmen. Das wäre denn eine Grundlage für größere Sammlungen, in denen dann auch das Besondere, Eigenthümliche seinen Platz finden möchte, auf die uns aber Hr. v. Meusebach wohl bis auf „der Jüden Christtag“ wird warten laßen. Also vorerst eine solche, in sich feststehende und wohl abgegrenzte Sammlung! — Ihre altdeutschen Blätter machen Sie jetzt doch ja, nach dem Tode des Anzeigers, zum Centralblatte, mit Weglaßung der Geschichte und der Kunst; die alte Literatur aber laßen Sie nach allen Richtungen darin besprochen werden z. B. durch Bearbeitung einzelner kleiner Gebiete der Literaturgeschichte, der Grammatik, der Metrik ꝛc., auch würde ich in jedem Jahre ein Resumé der

für unser Fach erschienenen Werke geben. Jetzt liegt meine ich, viel, wo nicht alles in Ihrer Hand, um den Verkehr des Faches zu erhalten. Was machen Ihre Wiener Codd.? Wir werden dadurch doch endlich einmal einen Boden unter die Füße bekommen.'

'Daß wir Ihres erfreuenden und belebenden Hierseins in den freundlichen Septembertagen beinahe noch täglich gedenken, und daß wir nichts mehr, als eine Wiederholung solcher Tage wünschen, versteht sich von selbst. Hoffentlich breiten Sie Ihre elnonensischen Schwingen, fortes, fortuna adjutas, bald wieder aus, und berühren auf dem Fluge nach dem Westen auch wieder unsern Berg, um wenn auch nichts mehr, doch da zu rasten.'

'Herzlichst

der Ihrige
A. Vilmar.'

Je größer meine Theilnahme wurde an der Kenntniß der deutschen Zustände der Vergangenheit und Gegenwart, um so größer ward mein Drang, mich poetisch darüber auszusprechen. Als ich einmal in die richtige Stimmung dafür hinein gerathen war und den Ton gefunden hatte, der mir wirkungsvoll schien, da kamen die Lieder wie gerufen. Sie hatten sich bald so gemehrt, daß sie als Buch erscheinen konnten. Ich fing an zu ordnen und zu sichten. Am 16. März sendete ich mein Manuscript an Julius Campe (Firma Hoffmann und Campe) in Hamburg. Es entspann sich nun folgender Briefwechsel.

Breslau 16. März 1840.

Ew. Wohlgeboren

biete ich beifolgende Sammlung unpolitischer Lieder zum Verlag an. Die Gründe, warum ich mich gerade nach Hamburg und an Sie wende, werden Sie selbst leicht finden, wenn Sie be-

denken, daß ich ein Norddeutscher, ein Protestant, ein geborener Hannoveraner und ein kön. preuß. Staatsbeamter bin.

In Betreff des Druckes wünsche ich: wo möglich etwas breites 8°-Format (wie bei den Cottaschen Ausgaben von Uhland 2c.), damit nirgend eine Zeile gebrochen werden darf, neue scharfe deutsche Lettern, festes, nicht zu dünnes Papier, damit nirgend die Buchstaben der anderen Seite durchschimmern; auf jeder Seite wo möglich ein Gedicht, von längeren Gedichten nur 4 oder höchstens 5 Strophen; sorgfältigste Correctur — Druckfehler sind mir überall verhaßt und könnten hier gerade großes Unheil anrichten.*)

Ferner wünsche ich, daß die Auflage nicht zu stark wird (etwa 1000 Exemplare), auch nicht zu theuer, damit ich in einer bald folgenden zweiten Auflage auf die gewiß nicht ausbleibenden vielfachen Angriffe antworten kann.

Da Sie mit den dortigen Censoren gewiß persönlich bekannt sind, so werden Sie wohl den für mich bestimmten darauf aufmerksam machen, 1. daß ich mich genannt habe und 2. daß jede hamb. Rücksicht auf Preußen hier unnöthig ist, indem ich als kön. preuß. Professor ordinarius leicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Sollte jedoch eins oder das andere gestrichen werden, so würde ich dafür andere einschalten, damit jede Sitzung ihre 20 behält. Ich denke, die Censur wird gnädig sein. Da Sie keine Zeitung wie den Correspondenten herausgeben, so haben Sie von Hannover nicht viel zu fürchten.

Gut wird sein, daß Sie nirgend vorher eine Bekanntmachung erlassen, sondern die nöthigen Exemplare alle auf Einmal nach Leipzig zur Verschickung an die einzelnen Sortimentshandlungen

*) Denn nicht für die Setzer, die jedes gut geschriebene Manuscript schlecht setzen, sondern für den Corrector habe ich so deutlich und zierlich geschrieben, damit er leicht und sicher corrigieren kann.

senden. Doch es ist unnütz, in dieser Beziehung Ihnen Rath zu ertheilen.

Was nun das Honorar anbetrifft, so wünsche ich eine runde erkleckliche Summe, die sich vor dem Ministerium, welches mich doch am Ende zur Rechtfertigung zieht, mit als Grund meiner höchst unpolitischen litt. Beschäftigung anführen läßt.

Sollten Sie wider Vermuthen auf mein Anerbieten nicht eingehen, so senden Sie mir das Manuscript gefälligst mit nächster Post zurück.

Im Fall Sie Sich aber sofort zur Erfüllung der obigen Wünsche entschließen können, so lassen Sie denn nur den Druck auch sofort beginnen, ich bin überzeugt, daß wir uns dann unterdessen schon vollständig einigen. Suchen Sie nur mit der Censur ins Reine zu kommen. — Sieveking und Lappenberg, die doch beide öffentliche Ämter bekleiden, können wohl nichts in dieser Beziehung thun? Beide kenne ich sonst gut.

Auf jeden Fall erwarte ich baldigst Nachricht.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Dr. Hoffmann.

Hamburg 29. März 1840.

Verehrter Herr Professor!

Ihre Sendung vom 16. haben wir am 24. empfangen und danken wir Ihnen für das Vertrauen, womit Sie uns beehrt haben.

Den uns zunächst angehenden Punkt, das Honorar, ließen Sie offen, was uns nicht lieb ist, weil natürlich davon alles Übrige, uns Angehende, abhängig ist. — Mit Gedichten, außer Heines Buch der Lieder und den Spaziergängen eines Wiener Poeten — haben wir noch nicht viele Freude, wohl aber manche

Ohrfeigen einzucaſſieren gehabt, — daher ſind wir auf dieſem Gebiete etwas vorſichtig geworden.

Sie wünſchen, dieſe Gedichte gedruckt zu ſehen; gerne bieten wir Ihnen unſere Hülfe. Wir übergeben ſie der Preſſe, ſelbſt auf die Gefahr hin, wir verſtändigten uns darüber nicht; und ein Dichter, Dr. Uffo Horn, wird aus Gefälligkeit die Correctur übernehmen, wenn wir ihn darum bitten. So kann zur nächſten Meſſe Ihr Werk mit in Reih und Glied ſtehen. Jedenfalls ſoll es gedruckt werden — das Übrige ſtellen wir dem großen Meiſter anheim und Ihrer Billigkeit.

Das thun wir, weil Sie Sich auf Sieveking beziehen, der zwar nicht der gemeine Cenſor, ſondern als Syndicus die höchſte Inſtanz der Cenſur hier handhabt und der frei in allen Dingen denkt, nur in Glaubensſachen difficil iſt! — Mithin, befreundet mit ihm, würden Sie ſchwerlich einen günſtigern dieſes Standes finden. Oft haben wir ſiegend gegen unſern Cenſor, Dr. Hoffmann, Appellation bei ihm eingelegt.

Unſere Zeit iſt knapp; nur die erſten beiden Cahiers haben wir bis ietzt geleſen, denn Gedichte kann man nicht, wie ein Buch durcharbeiten —, wir ſind zu proſaiſch dazu, und darin finden wir nichts, das hier Anſtand finden könnte.

Sollten andere, ſchlimmere Dinge kommen? dann müſſen wir Ihnen im Vertrauen geſtehen, daß Rochow uns für eine ſchlechte Buchhandlung erklärt hat. Der Mann verſteht ſich, wie Sie ſehen, auch auf den Buchhandel; faſt fürchten wir, daß er noch einmal unſer Concurrent wird! Wahrhaftig, wir eröffnen ihm für ſeinen Leumund kein Conto, damit er wenigſtens etwas für ſeine vorlaute Äußerung empfindet, oder wir ſchreiben dereinſt ſeinen Nekrolog, und da ſoll es ihm ſchlimm ergehen. — Jedenfalls werden wir Preußen bedenken, wenn es zur Verſendung Ihres Buches kömmt, dahin iſt wol die Maſſe zu dirigieren?

Mit Ihren Artikeln sind wir Neulinge, jede Notiz hat für uns Werth, wenn sie sich auf den Markt dafür bezieht. Jeder Autor hat ein anderes Publikum und selten kann ein Buch wie das andere behandelt werden; daher muß der Verleger selbst lesen und denken!

Wir empfehlen uns hochachtungsvoll und ergebenst

Ew. Wohlgeboren

gehorsamste Diener

Hoffmann & Campe.

Breslau 11. April 1840.

Ew. Wohlgeboren

geehrtes Schreiben habe ich erst heute erhalten, obschon es drei Tage bereits in Breslau war. Ich wünsche, daß wenn Sie künftig nicht direct durch die Post schreiben, dann für Hrn. H. meinen lieben Freund und Landsmann Aderholz zu Ihrem Beforger machen, aus vielerlei Gründen.

Es freut mich, daß Ihnen mein Anerbieten genehm war. Ich bedauere nur, daß Sie nicht Alles gelesen haben, Sie hätten Sich sonst überzeugen müssen, daß der Druck unverzüglich zu beginnen und möglichst geheim zu halten ist. Ich bitte Sie also, zu dieser Überzeugung gelangen und dann sofort das Ganze der Presse übergeben zu wollen. Zu Anfang Juni muß nach meiner Meinung Alles schon versendet werden, damit zum Buchdruckerfeste (24. Juni) Exemplare in Leipzig vorräthig sind.

Sie sind ein Kaufmann und ich bin ein Gelehrter, aber wir sind beide Deutsche und wollen beide das Wohl unseres Vaterlandes, doch ich kann mit meinen geringen Kräften vorläufig ohne Sie nichts dafür thun; ich wünsche demnach, daß Sie mich darin unterstützen. Da wir aber beide nicht von der Luft leben können, so ist es billig, daß wir beide gewinnen, wenn zu gewinnen, obschon ich gern bereit bin zu verlieren, wenn es nicht

anders ginge, und das wäre für mich schon, wenn ich auf Honorar verzichten müßte. Meinen Wunsch nach Honorar werden Sie natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich jetzt nur einen vierteljährlichen Gehalt von 116 ℛ beziehe; ich habe nämlich, weil man mich nicht zum Oberbibliothecar machen wollte, meine bisherige Stellung bei der Bibliothek aufgegeben und 200 ℛ und eine Wohnung jährlich eingebüßt. Scheint es Ihnen wegen der Ohrfeigen, deren Sie gedenken, mit Poesien mißlich, so bitte ich, entschließen Sie Sich in Betreff des Honorars der meinigen erst dann, wenn Sie Sich vom guten Erfolge überzeugt haben.

Fünf Gedichte bitte ich wegzulassen:

Wem klag' ich jetzo meine Noth ꝛc.
Ihr seid im Winter blind gewesen ꝛc
Das Rückwärts ist euch nur die Brücke ꝛc.
Wer Brot uns giebt, ist unser Brotherr ꝛc.
Dem Verdienste seine Kronen! ꝛc.

und dafür die beifolgenden 5 gehörigen Ortes einzuschalten:

Freilich, Luthers Zeiten hatten ꝛc.
Was ihr von Lichtrecht schreibt und sprecht! ꝛc.
Ihr wolltet euch zu Göttern machen ꝛc.
Sprecht von Volks- und Menschenrechten ꝛc.
Ihr müßt durch alle Schulen wandern ꝛc.

In Betreff der Correctur bitte ich inständig um ein gnädiges Schicksal; es wäre wohl zweckmäßig, wenn schon vor Herrn Dr. Horn, dem ich mich bestens empfehle, ein anderer die Correctur handhabte.

Bei der Versendung befolgen Sie doch ja meinen Rath. Es ist unglaublich, wie unvorsichtig die Buchhändler immer noch sind! Manz hat sich um seinen ganzen sehr bedeutenden Absatz bei uns gebracht, und warum? weil er durchaus nicht hören wollte. . . . . .
. . . . . .

Sobald das Buch fertig ist, schicken Sie mir gefälligst Ein Exemplar zur Post und die übrigen über Leipzig; eins aber über Leipzig an Hofrath Jacob Grimm in Cassel Mit 7 Exemplaren bin ich zufrieden.

Schließlich flehe ich inbrünstig, daß der Druck schon in der Osterwoche beginnt, schnell fortschreitet und baldigst vollendet wird. Mögen die vielen heurigen Krebse nicht hinderlich dazwischen kriechen!

Herzlich grüßt

Ihr ergebenster

Dr. Hoffmann.

Hamburg 24./4. 1840.

Verehrter Herr Professor!

Sous Bande haben wir Ihnen den ersten Bogen übersandt, um Ihnen das Papier und Druckeinrichtung zu zeigen.

Im Mai denken wir wird das Werk zur Ausgabe fertig seyn.

Dichter fordern zuweilen für ihre Erzeugnisse Preise, die ins Blaue gehen; — wir wußten nicht, welche Ansichten Sie in dieser Sache hegen, daher unser Vorschlag.

Wenn Sie uns Ihre Forderung ietzt nennen und dabei zugleich für die Zweite und folgende Auflage Ihre Conditionen bemerken wollen, ist es uns lieb, wenn dann, welches Schicksal das Werk auch bestehen möge, der mercantilische Theil geregelt ist und wir ungeniert damit verfahren können, was nicht der Fall wäre, gingen wir als Commissionaire damit zu Werke.

Sie haben gut sprechen: die Buchhändler sollen sich wehren! Da wehre sich einer! Leute wie Aderholz, die gehen ihren ruhigen Weg, schlagen Abends ihren Triller, brauchen von dem interessantesten Buche höchstens vier Expl. — und damit sind wir fertig, — von vielen gar nichts.

Wer kennt die Leute jeder Stadt? H. braucht sehr viel — Verpöntes ebenfalls. Seine Lage berechtigt ihn, selbstständig aufzutreten und seinen Gang zu gehen. Thut er es nicht, kann er sich der Kriecherei nicht entheben — es ist traurig! In der Naturgeschichte muß es Esel und Hunde geben, sonst ist sie nicht vollständig. So giebt es im Buchhandel Leute jeden Schlages. — In den Provinzialstädten merkte man sich die Creaturen der Polizei nicht. Berlin hält man genauer unter der Lupe: weil von da aus alles ausgeht, und wehrt sich; doch wie soll man sich bei der organisierten Polizei sichern, die in Leipzig unter den Literaten, ihren Sitz hat? — —

In München ist uns der Spion nicht bekannt geworden; keiner will sprechen, alle zucken die Achsel. Und doch ist man dort so gut bedient, daß sie fast die Zahl der Expl. wissen, die von einer Sache expediert worden ist —: wo anders als in Leipzig könnte man solche Details erhalten? — Dieser Theil der Polizei wird sehr gut bedient, das Wie ist uns nicht klar.

Wie viele Expl. sollen wir an Aderholz senden? vielleicht direct mit Post —? Dann ist Breslau gesichert. Das Werk füllt 10 Bogen in Duodez.

Was hätte Manz nach Ihrer Ansicht thun sollen? Mit uns sprach er in Dresden über das Buch, uns wollte er es geben, wir lehnten es ab und warnten ihn. — Von Seiten seiner Regierung ist er gedeckt. Anonymer hätte er es treiben können, das ist wahr, denn zu offen stellte er sich vor den Riß. Es mußten nicht die Lettern des Athanasius und dessen Papier seyn; — er braucht nicht zu sagen, er und Benedey sey darüber einverstanden, — das war sehr dumm, und konnte bei der Erbärmlichkeit vieler Buchhändler nicht verschwiegen bleiben. Unter den Buchhändlern ist entsetzlich vieles Gesindel eingeschmuggelt! Früher war Esprit du Corps —; ietzt — Juden, Kreter und Araber sind uns zugelaufen. Wir üben — weil es so Mode ist — die

Toleranz bis zum Exceß und verlieren darüber den Standpunkt, den wir früher behaupteten, eben weil wir das Lumpenpack als Collegen uns zutheilen ließen! —

Jeder Chevalier d'Industrie findet im Buchhandel Aufnahme, selbst dann noch, wenn die Schneider-Gilde ihn ausstößt. Wie kann da von einem Zusammenhalten, einem Schutz- und Trutzbündniß, wie sonst, die Rede seyn?

Die Modernität raubte vieles; so hat die Hungerleiderei auch den alten guten Geist bezwungen, der da waltete und dem Despotismus Grenzen setzte. Getaufte und nicht getaufte Juden, die am Calico zum Teufel gingen, haben den ästhetischen Geschmack kosten gelernt, werden Buchhändler, üben so die Doctoren, welche im Examen durchfielen: das ist das Gesindel, die Pestbeule, die andere ansteckt und den nicht festen die Ausrede in die Hand geben: "thue ich es nicht, thut's ein Anderer gewiß." Ergo thue ich es und mache mich beliebt und erziele irgend eine Lieferung! Treu und Glaube, — Ehre und Schande kennen die Menschen nicht, — daher geht es, wie es geht, und der Klügste muß sich irren, weil man nicht weiß, wo die Spionage anfängt, wo sie aufhört! —

Leipzig zuerst zu versorgen, ist Thorheit: damit eben schadet man sich am meisten. Früher haben wir wol Kunststücke gemacht, daß ein Buch in Königsberg, Achen, Wien, Pesth, Frankfurt, hier, u. s. w. an einem Tage ausgegeben wurde, das haben wir aufgegeben, es lohnt der Mühe nicht und die Spionage bekömmt doch Wind davon; was hilft denn das mühevolle und theure Experimentieren? — Jetzt wo es nicht nach dem Recht, sondern Laune geht und die Brutalität gegen jeden bereit steht um loszuschlagen!

Wir empfehlen uns hochachtungsvoll und ergebenst

Die Ihrigen

Hoffmann & Campe.

Fortsetzung! —

Der beiliegende Brief war bereits im Voraus geschrieben fertig liegend, als der Drucker kam und klagte: „Der Censor fühle sich nicht ermächtigt, das Impr. zu ertheilen.“ — Da lag die Geschichte! — Sieveking war nicht hier; wir mußten uns an die Censur-Commission wenden, und da wissen wir im Voraus, was uns blühet.

Wir setzten uns, schrieben an selbige, aber nicht in der Form einer Petition, sondern bedienten uns des Briefstyles, consumierten darin allerlei Späße, wiesen auf Ihre amtliche Stellung und darauf hin, daß Sie nicht mit zu den mißvergnügten Nobili gehörten, sondern Ihre Stellung und Interessen zu wahren wüßten. Wir versicherten, wenn die löbl. Commission sich in eine gute Laune versetzen möge, sie herzlich lachen werde und gewiß fiele dann kein Gedicht als Opfer der Censur. — Im schlimmsten Fall, könnten wir diese Gedichte der Reihe nach schon gedruckt außerdem vorlegen, denn es sey dieses nur eine Sammlung des einzelnen, wie es entstanden und bereits gedruckten. Es half! — Und so ist bis zum Vierten Bogen keine Verkürzung vorgekommen.

Den Censor trafen wir und drückten ihm unser Befremden darüber aus, daß er dabei einen Anstand überall hätte finden können! — Er entschuldigte sich und wird uns Quartier geben.

Besser ist besser! Deswegen sandten wir keine Bogen mit der Post an Sie ab, sondern wählen wir diesen Weg.

Morgen gehen wir nach Leipzig ab; hierher erwarten wir erst zur Pfingstwoche Briefe; wenn Sie etwas früher zu sagen haben, dann trifft es uns in Leipzig.

Die Ihrigen
Hoffmann & Campe.

Den 5. Mai 1840.

Die Meßarbeiten brachten uns diese Angelegenheit ganz aus dem Gesichte; das die Ursache der Verspätung.

Ich erfuhr dann einige Wochen gar nichts wieder. Ich reiste ins Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling, blieb die Osterfeiertage dort, war sehr heiter in der liebenswürdigen Familie und der schönen Natur*), dichtete viel, und kehrte nach 14 Tagen wohl und munter nach Breslau zurück. Dann schrieb ich an Herrn Campe:

Breslau, 20. Mai 1840.

Verehrter Herr Campe!

Sie setzen mich durch Ihren Wunsch: meinerseits das Honorar für die erste Auflage und die künftigen zu bestimmen, in große Verlegenheit. Ich will durchaus nicht, daß Sie durch mich etwas einbüßen, ja ich will nicht einmal, daß Sie auf den Gewinn

*) Wie gern ich damals wie immer dort war, giebt noch mein Abschiedslied vom 28. April kund:

So leb nun wohl, du friedlich Thal!
Dein Frühling kommt, ich scheide;
Gern säh' ich wieder dich einmal
In deinem Festtagskleide.
Leb wohl! es muß geschieden sein —
Leb wohl! auch ferne denk' ich dein.

So leb nun wohl, du freundlich Haus!
Wie warst du frühlingshelle,
Wie fröhlich ging ich ein und aus
Oft über deine Schwelle!
Leb wohl! es muß geschieden sein —
Leb wohl! auch ferne denk' ich dein.

So lebt nun wohl viel tausendmal,
Ihr guten Seelen beide!
Durch Euch erst ward mir Haus und Thal
Zur Herz- und Augenweide.
Lebt wohl! und kehr' ich einst zurück,
Laßt finden mich das alte Glück.

verzichten sollen, welcher nothwendig ist, um ein ersprießliches Fortbestehen eines Geschäfts zu erzielen. Und doch muß ich es eben so billig finden, daß auch ich nicht leer ausgehe, daß ich auch auf verhältnißmäßige Weise an dem etwaigen Gewinne theilnehme, und diesen Wunsch finden Sie natürlich und gerecht. Nun weiß ich aber wahrhaftig nicht, was Ihre Anfoderungen an einen Verlagsartikel dieser Art sind, ich weiß nicht, was Sie in solchen Fällen den Verfassern bewilligen u. s. w. Es wäre mir darum lieb, daß Sie mir Ihre Vorschläge machten. Oder warten Sie doch lieber den Absatz in den nächsten Monaten ab, um ganz sicher in Ihren Vorschlägen zu gehen. Bis zum 1. Aug. oder 1. Sept. muß es sich doch herausgestellt haben, was sich mit dem Buche machen läßt. Dann brauche ich auch erst Geld, weil ich ins Bad reisen muß. Sollte ich auf ärztlichen Rath mich zu einem Seebade verstehen müssen, so ginge ich am Ende nach Helgoland, und dann wäre die Sache noch kürzer, wir könnten dann mündlich alles in Ordnung bringen.

Vorläufig lassen Sie Sich in Ihren Operationen durchaus nicht stören! Ich gehöre nicht zu den Dichtern, "die für ihre Erzeugnisse Preise fordern, die ins Blaue gehen." Meine Poesie ist leider nur zu oft ins Graue gegangen.

Senden Sie mir gefälligst die Fortsetzung der Aushängebogen von S. 73 an durch Aderholz!

Meine Freunde sind meinetwegen einiger Maßen besorgt. Ich aber bin frohes Muthes, habe auch neulich im Angesichte der Schneekoppe bei einem Freunde 20 neue Lieder gedichtet, worunter einige sehr pikante sind. Ich theile Ihnen eins mit, was in einer 2. Aufl. nicht fehlen darf.

Jüngst ist ein General erwacht ꝛc.

Und mit dieser tragischen Geschichte empfehle ich mich Ihrem freundlichen Andenken. H.

Zu den Pfingstfeiertagen machte ich einen Ausflug mit Dr. Gustav Freytag und Dr. August Geyder nach Gimmel, einem Gute des Grafen Alexander v. Dyhrn im Ölser Kreise. Der Graf war ein gutmüthiger, aber sehr leichtsinniger Mensch, der übrigens so thun konnte, als ob es für ihn noch höhere Interessen gäbe als das bloße Vergnügen. Er machte einen angenehmen Wirth und ließ seine Gäste weder hungern noch dürsten, für sonstige Unterhaltung aber selbst sorgen. Die Gräfin eine Frau von gefälligem Äußern und Benehmen. Sie war nicht mehr jung, ihr Sohn Arthur erreichte nächstens das 13. Jahr. Dr. Freytag, damals 24 Jahr alt, also ein wirklich junger Privatdocent, erwies der Frau Gräfin viel Aufmerksamkeit, mehr als sie von ihrem Herrn Gemal gewohnt zu sein schien.*) Dr. Geyder, damals noch ein beliebter und gesuchter Gesellschafter und glücklicher academischer Lehrer war wie immer unerschöpflich in Schnurren und Witzen und wie immer bester Laune, wo es am Besten, an einem guten Trunke, nicht fehlte.

Das Wetter war schön, sehr schön, nicht so die Gegend, aber der Frühling hatte sie auch mit seinen Gaben bedacht und wir waren zufrieden mit ihr und freuten uns in ihr. Abgeschieden von aller Welt erfuhren wir nichts von den Begebenheiten des Tages. Am ersten Pfingsttage starb der König, uns ward die Kunde erst viele Tage nachher.

Am 6. Juni waren wir gekommen und am 13. zogen wir erst heim mit aufrichtigem Danke, den ich für uns alle also aussprach:

---

*) 1847 ließ sich die Frau Gräfin Emilie, geb. Scholz von ihrem Manne scheiden und wurde dann Frau Hofräthin Freytag. Der Graf nahm 1850 ein klägliches Ende.

Es war ein langes schönes Träumen
Von längst verklung'ner Jugendzeit,
Von Vogelsang und Blüthenbäumen,
Von Wanderlust und Einsamkeit.

Ein Frühling sproß in unsern Herzen
Von Laubesduft und Blüthenschnee;
Vor stiller Lust, vor lautem Scherzen
Entfloh das letzte Leid und Weh.

Nun steht verwaist der schwanke Nachen,
Wir gehn nicht mehr ins Feld hinaus;
Nicht mehr vereint zu Scherz und Lachen
Uns traulich wieder Tisch und Haus.

Wir sitzen bei Gewitterschwüle
Nicht mehr im dunklen Laubengang,
Wir plaudern in der Abendkühle
Nicht mehr die Gartenbeet' entlang.

Wir zieh'n nicht mehr mit Sang und Klange
Zur grünen Au, an Busch und Bach,
Wir halten nicht mehr mit Gesange
Die Nachtigall zum Singen wach.

Nicht mehr vertreiben mit Gedichten
Wir uns einander froh die Zeit,
Erzählen uns nicht mehr Geschichten
Von Krieg' und Frieden, Lust und Leid.

Leb wohl! der Traum ist nun verschwunden,
Wir kehren heim zur Wirklichkeit,
Da segnen wir die schönen Stunden
Der unvergeßlich frohen Zeit.

Und wenn wir Dank Dir nicht mehr sagen,
So höre was ein Blümchen spricht —
Es ist erblüht in diesen Tagen
Und nickt Dir zu: Vergiß mein nicht!

Ich hatte Geyder meine neueſten Lieder vorgeleſen. Wir hatten viel darüber geſprochen, und wenn er auch gegen jedes einzelne Lied nichts einwenden konnte, ſo war ihm doch meine Richtung, die ich in meinem Dichten eingeſchlagen hatte, gar nicht recht. Ich ärgerte mich über ihn wie über ſo viele, die eine beſſere Einſicht hatten und doch ſo durchaus geſinnungslos und gleichgültig in den wichtigſten Angelegenheiten des Vaterlandes ſein konnten. Das Gedicht, welches er damals an mich richtete, iſt mehr ein Gedicht an ihn ſelbſt, als an mich, womit er ſein politiſches Nichtswollen und Nichtsſein beſchönigte. Es hatte die Überſchrift: 'Tempi passati' mit dem Motto: 'Noch einmal die ſchöne Gegend.' Es lautet:

Den Frühling, die Roſen, die Nachtigall,
Sie begrüßten einſt Deine Lieder,
Und in Deutſchlands Gauen, auf Bergen, im Thal
Sangen wir ſie wieder und wieder.

Der Wein war Dir ein lieber Cumpan,
Ihn begrüßten einſt Deine Lieder,
Und wir alle ſtimmten fröhlich mit an
Und ſangen ſie wieder und wieder.

Die Liebe, die nicht der Erde entſtammt,
Die feierten einſt Deine Lieder,
Und wir alle zu hoher Begeiſtrung entflammt,
Wir ſangen ſie wieder und wieder.

Der Frühling, die Roſen, die Nachtigall,
Sie kehren ſtets freundlich wieder,
Noch glühet die Traube auf Bergen, im Thal,
Noch ſtrahlt die Lieb' auf uns nieder.

Du wandteſt ab von ihnen den Blick
Zu den materiellen Intereſſen
Und auf die leidige Politik
Biſt Du jetzt wahrhaft verſeſſen.

Laß kümmern Dich nicht den Zollverband
Und nicht die Diplomaten,
Und den hohen und allerhöchsten Tand,
Der umstricket die Potentaten!

Und gleiche Du der Frau Nachtigall,
Die nichts weiß von der deutschen Geschichte,
Und singe wie sie mit fröhlichem Schall
Deine alten schönen Gedichte!

Was die besungen, wird nimmer vergehn
Und erfreut noch entfernteste Zeiten.
Die Politik hat kein Bestehn,
Die mag nach dem Blocksberg reiten!

Den 15. Juni erließ ich mit Ernst Richter eine abermalige Bitte, uns Beiträge zu unserer Sammlung schlesischer Volkslieder beizusteuern. Damit die Sammler erführen, mit was für Liedern uns gedient sei, so gaben wir die äußerlichen Kennzeichen der Volkslieder an, wie sie nachher auch in meine Vorrede zu dem Werke aufgenommen wurden.

Um diese Zeit besuchte mich Theodor von Kobbe. Er kam des Morgens ganz früh. Er entschuldigte sich: da er in Breslau nichts Interessantes weiter wüßte als mich, so wolle er die wenigen Stunden noch bei und mit mir verleben. Er war leidend, aber guten Humors. Er ging nach Gräfenberg. Als er nach einigen Wochen zurückkehrte, begleitete ich ihn bis Lissa. Wir verbrachten einen Tag in größter Heiterkeit. In seiner Reise, die zu Oldenburg unter dem Titel: 'Prießnitz und Gräfenberg' erschien, gedenkt er gleich zu Anfang unseres Wiedersehens. Das Wasser hatte bei ihm die Wirkungen des Weins nicht beseitigen können: er starb bereits den 22. Febr. 1845.

Den 16. Juni kam ich beim Ministerium um Urlaub ein zu einer Badereise und legte ein ärztliches Zeugniß bei.

Den 18. Juni verlangte das Ministerium durch den Curator der Universität von mir nähere Erklärung, warum ich im vorigen Halbjahre nicht gelesen hätte. Den 30. Juni sandte ich meine Erklärung ein. Das Wichtigste daraus ist später unter dem Titel: 'Die deutschen Studien auf preußischen Universitäten und Schulen' gedruckt worden.*) Da die Gleichberechtigung der deutschen Sprache und Litteraturgeschichte auf den höheren und höchsten Lehranstalten immer noch nicht gesetzlich anerkannt ist, so möge dieser Beitrag zur Lösung dieser deutschen Frage abermals veröffentlicht werden:

Das königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin hatte eine nähere Erklärung von mir gefordert, warum ich im Wintersemester 1839—40 zwei Vorlesungen nicht gelesen, da der angeführte Grund „wegen unzureichender Zahl der Zuhörer" für nicht haltbar erachtet werde. Am 30. Juni 1840 gab ich diese nähere, und meines Erachtens vollkommen genügende Erklärung. Bei dieser Gelegenheit sprach ich unverhohlen meine Ansicht aus über den gegenwärtigen traurigen Zustand der deutschen Studien auf Universitäten und Schulen.

Seitdem ist Alles beim Alten geblieben, fürs Deutsche ist gar nichts gethan; wohl aber hat das hohe Ministerium neue strenge Vorschriften gegeben, wonach kein Zögling höherer Bürger- und Realschulen, wenn er nicht die vorschriftsmäßige Prüfung im Lateinischen besteht, zum Eintritt in das Post-, Bau- und Forstfach und in die Bureaux der Provinzialbehörden berechtigt ist; auch hat dasselbe hohe Ministerium eine Professur fürs Slavische mit 1500 Thlr. Gehalt in Breslau gegründet und jährlich 1500 Thlr. noch nebenbei zu Anschaffung slavischer Bücher u. dgl. ausgeworfen.

*) In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst (Lpz. Otto Wigand) Nr. 186. 6. Aug 1842.

Somit mag es denn gerechtfertigt erscheinen, daß ich jetzt, wo alle Welt von „wiedererwachtem deutschen Nationalgefühl“ singt und sagt, ein Stück meiner damaligen Eingabe veröffentliche.

Die Gründe meiner beschränkten akademischen Thätigkeit liegen nur in der gänzlichen Untheilnahme an deutscher Sprache und Litteratur von Seiten der Studierenden. Es hat sich unter ihnen der Glaube an gewisse nothwendige Collegia gebildet, welche Jeder dereinst gehört haben muß; zu diesen Collegien gehört keins über deutsche Sprache und Litteraturgeschichte. Dieser Glaube ist zu einer heiligen Ueberlieferung geworden, die sich wie ein alter Zunftbrauch fortpflanzt und fanatisch festgehalten wird. Dagegen richtet kein Professor etwas aus: es ist eine Macht, an die man sich gewöhnt hat, die man als süße Bequemlichkeit nicht aufgeben will, worin man sogar durch die Erfahrung an Andern bestärkt wird. Der Philologe treibt nur Griechisch und Latein, der Theologe und Jurist halten sich ziemlich eng in den Grenzen ihrer Wissenschaft, und der Mediciner denkt vollends nicht daran, sich eine allgemeine Bildung anzueignen, wie das curriculum vitae jeder medicinischen Dissertation zur Genüge darthut.

Der Nachtheil, der aus dieser Einseitigkeit für das gesellige und Staatsleben entspringt, ist unberechenbar, wenn auch noch heute nicht in allen seinen verderblichen Wirkungen und Einflüssen recht ersichtlich. Zunächst wirkt er empfindlich auf die Wissenschaft selbst. Das Institut der Privatdocenten in der philosophischen Facultät wird dadurch so gut wie zu Grunde gerichtet. Die Privatdocenten sind bis jetzt unbesoldet; wenn sie also nicht mehr auf Honorare von Seiten der Studierenden rechnen können, so müssen sie von vornherein so viel eignes Vermögen haben, um eine besoldete Professur abzuwarten; fehlen ihnen aber die Subsistenzmittel, was beinahe immer nach vollendeten Schul- und Universitätsjahren der Fall ist, so müssen sie auf eine akademische

Laufbahn verzichten. Es werden also hinfort nur Wenige sich zu akademischen Lehrern ausbilden, und wer leidet dann zunächst? Die philosophische Facultät, die Universität, ja zuletzt die Wissenschaft selbst. Der gegenwärtige Andrang junger Leute zur Docentenlaufbahn scheint mit dieser Ansicht zu streiten. Aus den Jahrbüchern aller Universitäten erhellt jedoch, daß nicht alle Docenten Ausdauer und Zähigkeit genug hatten, abzuwarten, bis ihnen das Glück eine Professur, vielleicht ohne Gehalt, bescheerte. Ob jene glücklich Ausharrenden immer die Besten waren, bliebe zu erörtern.

Es erscheint unglaublich, wie eine solche Untheilnahme an vaterländischer Sprache und Litteratur entstehen konnte, wenn man die vorhandenen Schulprüfungsreglements durchblättert.

Im Edict über die Abiturienten-Prüfungen vom 25. Juni 1812, §. 6, A. d. nimmt das Deutsche noch den vierten Platz ein nach Latein, Griechisch und Französisch:

„Im Deutschen muß der schriftliche Ausdruck nicht nur von grammatischen Fehlern, sondern auch von Undeutlichkeit und Verwechslung des Poetischen mit dem Prosaischen frei sein. Eben so muß ein zusammenhangender mündlicher Vortrag gelingen. Auch wird Bekanntschaft mit den Hauptepochen in der Geschichte und Litteratur und den vorzüglichsten Schriftstellern der Nation verlangt."

Nachdem aber die Wiederbelebung deutscher Sprache und Poesie zur Befreiung von fremdem Joche anfachte, und Preußens Ruhm und Größe mit begründen half, durfte auch dem Deutschen in der Schule ein beßrer Platz eingeräumt werden, und das geschieht denn wirklich in dem Reglement für die Prüfungen der zu den Universitäten abgehenden Schüler vom 4. Juni 1834, worin zugleich die Anforderungen an den Schüler noch etwas gesteigert werden.

§. 23 beginnt: „Die mündliche Prüfung ist: 1) in der

deutschen Sprache auf allgemeine Grammatik, Prosodie und Metrik, auf die Hauptepochen in der Geschichte der vaterländischen Litteratur, so wie auch darauf zu richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Sinn gelesen haben."

Diese hohen Bestimmungen setzen einen zweckmäßigen und genügenden Unterricht im Deutschen auf den Gymnasien voraus; der Unterricht ist aber weder das eine noch das andre. Die meisten Lehrer, denen das Deutsche als Unterrichtsfach auf Gymnasien zugetheilt ist, verstehen von dem, was heutiges Tages bei dem Stande der deutschen Philologie verlangt werden kann*), gar wenig, haben oft von einem geschichtlichen Entwicklungsgange der Sprache gar keine Ahnung, wollen auch nebenbei nichts darin leisten, und die wenigen dafür beseelten Lehrer, die sich eine gehörige Kenntniß dieses Faches erworben haben, können nichts darin leisten, weil (nach mehrseitigen Erkundigungen) für das Deutsche auf den meisten Gymnasien wöchentlich nur zwei Stunden**) bestimmt sind.

---

*) Deutsche Philologie — um Mißverständnissen zu begegnen, bemerke ich, daß ich darunter verstehe: das Studium des geistigen Lebens des deutschen Volkes insofern es sich durch Sprache und Litteratur kundgiebt.

**) Das schlesische Provincial-Schulcollegium theilt 12. Dec. 1837 eine Verfügung des hohen Ministeriums mit, wonach (in Folge der Lorinserschen Schrift) ein neuer Lehrplan eingeführt werden soll; nach diesem sind in den obern 4 Classen für das Deutsche (es nimmt die dritte Stelle ein) wöchentlich 2, in der 5. und 6. Classe 4 Stunden bestimmt, während alle Classen im Lateinischen 10 Stunden (mit Ausnahme der 1., die nur 8 hat) unterrichtet werden, und im Griechischen die 4 ersten 6 Stunden. Leider ist es anderswo auch nicht viel besser. In Frankfurt a. M. waren 1840 in den 6 Classen des Gymnasiums der latein. Sprache wöchentlich 66 Stunden, der griechischen 26 bestimmt, während sich die deutsche mit 16 begnügen mußte.

Daß eine solche schmähliche Vernachlässigung des Studiums unsrer eignen vaterländischen Sprache und Litteratur nicht in der Absicht der hohen Behörden liegt, spricht sich deutlich aus in dem Reglement für die Prüfung der Candidaten des höhern Schulamts vom 20. April 1831. §. 17 heißt es ausdrücklich: „Im Deutschen bezieht sich die Prüfung auf die allgemeine Grammatik, auf den eigenthümlichen Charakter und die Gesetze der deutschen Sprache, so wie auf ihre historische Entwicklung und die Geschichte ihrer Litteratur. Wer nicht so viel Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur und so viel wissenschaftliche Bildung besitzt, daß er in jeder Classe, selbst der höchsten mit Nutzen in der deutschen Sprache zu unterrichten vermöchte, kann auf die unbedingte facultas docendi im philologischen Fache keinen Anspruch machen."

Die Absichten der höchsten Behörden sind also klar und deutlich ausgesprochen und behaupten noch jetzt volle Gesetzeskraft. Wie aber zwischen Idee und ihrer Verwirklichung, zwischen Wort und That ein großer Abstand liegt, so auch zwischen diesem Reglement und seiner Befolgung.

Die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen bestehen nur aus 6 (7) Männern, es hat also nicht jede Schuldisciplin ihren Vertreter, mehrere Fächer werden in einer und derselben Person als vereinigt vorausgesetzt, und es ist nur dem Zufalle zu verdanken, wenn Einer etwas wissenschaftliche Kenntniß vom Deutschen hat, oder, wie Lachmann, classische und deutsche Philologie in sich vereint. Selten also kann einmal ein Candidat die unbedingte Facultas docendi erlangen, weil Niemand vorhanden ist, der in einem noch dazu erforderlichen Fache gehörig nach Vorschrift prüfen kann. Doch wenn auch das Glück einen deutschen Philologen mit in die Prüfungscommissionen geführt hat, und wenn dieser nun die Candidaten in deutscher Sprache und Litteraturgeschichte prüft, nun, so ist es auch weiter nichts, wenn der

Candidat nicht besteht. Ich habe aus Lachmann's Munde gehört, daß die meisten Candidaten erst in Gotthold Ephraim Lessing den Anfangspunct der deutschen Litteratur fanden, daß nur Einige etwas vom Theuerdank und Hans Sachs wußten, auch wohl mal vom Nibelungenliede gehört hatten, daß Einer den Jacob Böhm 1720 noch leben ließ u. dergl.

Ich will nicht für meine Wissenschaft oder für mich eine Bevorzugung haben — traurig um die Wissenschaft, noch trauriger um den Lehrer, wenn beide eines Privilegiums bedürfen, um wirksam ins Leben zu treten — aber ich muß den innigen Wunsch hegen, daß meine Wirksamkeit als akademischer Lehrer nicht unmöglich gemacht wird, oder daß sich ihr nicht Schwierigkeiten entgegenstellen dürfen, die nur aus Bevorzugung andrer Disciplinen entstehen können; ich muß die Hoffnung aussprechen, daß das Studium vaterländischer Sprache und Litteraturgeschichte so geschützt und förderungsfähig dastehe, daß ihm die einmal eingeräumten Rechte niemals mehr geraubt oder auch nur verkürzt werden können.

Und wenn ich gefragt würde, welche Mittel denn zu einem umfassendern und gründlichern Studium deutscher Sprache und Litteratur auf Schulen und Universitäten führten, so würde ich vorläufig folgende vier zu hochgeneigter Berücksichtigung empfehlen:

1. An jedem Gymnasium müßte ein Oberlehrer angestellt werden, der als deutscher Philologe eben solchen Anforderungen in seinem Fache entspräche, als man an den classischen Philologen im Griechischen und Latein macht. Nur auf diese Weise ließe sich mit der Zeit ein zweckmäßiger und genügender Unterricht erwarten und es würden nicht Klagen darüber laut werden, wie ich sie bereits 1834 in der Vorrede zu meiner deutschen Philologie S. XXVIII. aussprach oder wie sie Thiersch einem ausgezeichneten Schulmanne in Berlin nachsprach. (S. Ueber den

gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts 1. Thl. 1838, S. 446.).

2. Für den deutschen Unterricht müßte eine genügendere Anzahl Lehrstunden, zumal in den höheren Classen festgesetzt werden. Beim ersten Blick in die meisten Lehrpläne unsrer gelehrten Schulen wird ersichtlich, daß ein großes Mißverhältniß stattfindet zwischen der Stundenzahl für das Classische und jener für die Muttersprache. Bei der oberflächlichsten Kenntniß unsrer Sprache und Litteratur muß man die Nothwendigkeit einsehen, daß in wenigen Stunden der gewaltige Lehrstoff nur berührt, keineswegs aber bewältigt werden kann. Wer glaubt heutiges Tages nicht, daß allerdings in diesem Studium, welches sich von Jahr zu Jahr mehr zu einer strengen Wissenschaft ausbildet, viel gelehrt und gelernt werden muß? Sagte doch Jacob Grimm vor zwanzig Jahren schon, als er mit seiner Grammatik auftrat: „Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen?“ (Deutsche Grammatik 1. Th. 1. Ausg. S. XVII.)

Darf heutiges Tages noch Jemand zweifeln an der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung mit dieser unsrer deutschen Sprache und Litteratur? Muß nicht Jeder heutiges Tages denken, was derselbe Jacob Grimm schon vor zwanzig Jahren sagte?

„Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Werth unsrer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre.“ (Brief an Hrn. v. Savigny

1819.) Ist etwa der wahrhaft poetische Gehalt in der deutschen Litteratur gering? hat nicht jeder Zeitraum vom Ludwigsliede an bis auf König Ludwig von Baiern etwas aufzuweisen, das des Studiums, das des Lesens werth ist, und das Gemüth erquickt und zu einer edlen und höhern Bildung den Geist leitet? Freilich ohne Studium der altdeutschen Dichtung ist kein Genuß in ihr zu erwarten, auch kein richtiges Urtheil über sie zu erlangen. Sollte dann aber Mancher nicht auch so denken, wie Wilhelm Grimm sich gelegentlich aussprach? (Rec. von Lachmann's Walther von der Vogelweide, Gött. gel. Anzeigen 1827, S. 2038.)

„Freilich mit einer ungefähren Kenntniß der Sprache kommt man nicht fort, und wer hier und da eine Strophe lesen und den äußern Zusammenhang errathen kann, versteht gerade am wenigsten. Wer aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich auf die Behauptung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer vor Kurzem öffentlich gehaltenen, an sich wohlmeinenden Rede gelesen: daß die Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der Sprache und poetischen Entwickelung Werth hätten, nicht aber, wie die Erzeugnisse des classischen Alterthums an und für sich selbst den Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen werden mit jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde auf beiden Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an ihrer Stelle dürfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth geltend machen. Und um nicht mit bloß allgemeinen Betrachtungen zu schließen, so fragen wir, ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und großartigen Gesinnung, wie das letzte hier in Walther's Sammlung: owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! von sich weisen würde? ob Epimenides' Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegen zu stellen habe?"

3. Bei den Abiturientenprüfungen müßten die darauf bezüg-

lichen von einem hohen Ministerium (4. Juni 1834 im §. 23, 1) vorgeschriebenen Bestimmungen genauer befolgt werden. Wie wenig dasselbe hie und da geschieht, läßt sich an jenen wenigen Studenten wahrnehmen, die, obschon mit dem Zeugnisse der Reife versehen, dennoch im Deutschen ganz unvorbereitet zu den akademischen Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteraturgeschichte gelangen.

4. a. Müßte jeder Student ohne Ausnahme, ehe er sein Fachstudium begönne, verpflichtet sein, ein halbes Jahr philologische, litterarhistorische und historische Vorlesungen zu hören, und ein zweites halbes Jahr Vorlesungen aus dem Gebiete der Philosophie und Naturwissenschaften. Oder soll einmal die ohnehin kurze akademische Studienzeit nicht geändert werden, so müßte

4. b. Völlige Lernfreiheit gestattet sein, so daß also Niemand künftig gefragt wird, ob er dies oder jenes gehört hat, sondern ob er von dem, was zu seinem künftigen Berufe als nothwendig erachtet wird, wirklich etwas weiß. Lehrfreiheit, wie sie heutiges Tages noch als wesentliches Merkmal unsrer Universitäten gilt, ist nur Schein, sobald nicht Lernfreiheit ihr zur Seite steht; Lernfreiheit aber ist factisch nicht vorhanden, weil von den Consistorien, Oberlandesgerichten und anderen Staatsbehörden, denen die Prüfungen für irgend ein Staatsamt obliegen, mancherlei Disciplinen als gehört und getrieben verlangt werden, die mit dem künftigen Berufe des Examinanden oft nur in sehr loser Verbindung stehen, die sich auch auf einem bequemeren und sicherern Wege als auf dem akademischen erlangen lassen.

So lange sogenannte Brotcollegia, sei's nun nach Vorschrift oder aus Mißverständniß, als die wahrhaft privilegierten den Studierenden drei Jahre lang ausschließlich beschäftigen, werden alle Vorlesungen, die auf eine allgemeine Bildung hinwirken, verabsäumt werden, und eine langweilige Einseitigkeit muß nothwendiger Weise immer mehr um sich greifen, wobei nicht nur das

gesellige Leben, sondern sogar der Staatsdienst empfindlich leidet. Es wird eine Zeit kommen und wir werden häufiger als jemals aus dem Munde studierter Leute das bekannte Faustsche Klagelied hören:

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Es war große Landestrauer: die hohen Würdenträger, der Adel, die Geistlichen, die Officiere, die Staatsbeamten — Alles ging vorschriftsmäßig mit den Zeichen der Trauer einher. Auch ich hätte trauern sollen, überließ das aber meinen Herren Collegen, die für dergleichen eher etwas auszugeben hatten als ich, und auch gerne mit schwarzem Krepp (crêpe) Hut und Arm schmückten; viele, die sich sonst nicht auszuzeichnen vermochten, zeichneten sich jetzt doch wenigstens durch Trauer aus. Einige legten einen solchen patriotischen Eifer an den Tag, daß sie ihre ganze Familie, sogar die Kinder von drei bis vier Jahren in eitel Schwarz kleiden ließen.

Die Volksstimmung war eine zweifelhafte. Niemand wußte recht, was nun kommen würde, ob man sich mit den alten Zuständen begnügen müsse oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß etwas Besseres hoffen dürfe.

Von meinen Unpolitischen Liedern erfuhr ich nichts. Es war mir am Ende lieb, daß sie eben jetzt nicht erschienen.

Endlich in den ersten Tagen des Juli erhielt ich einen Brief von Campe.

Hamburg den 8. July 1840.

Verehrter Herr Professor!

Seit ich Ihnen schrieb bin ich in Leipzig gewesen, habe die Messe gelesen und bin zurückgekommen; habe hier ein Weilchen gelebt. — Von Leipzig hätte ich Ihnen schreiben können, ich

bekam dahin die Nachricht, daß unser Censor das Höchst und Allerhöchst und das Landwirthschaftliche gestrichen habe; — erhielt von der Censurcommission das Rescript der Bestätigung. Dieses Rescript hätte ich Ihnen senden können; was wäre die Folge gewesen? Sie hätten sich in Sorgen gesetzt! Ich legte es auf die Fensterbank, schrieb nach Hause: der Drucker solle sich an nichts kehren, streichen lassen, was das Zeug hielte und doch drucken. Im schlimmsten Falle könnten Cartons die Lücke ersetzen. Dabei dachte ich an Sievekings großartigen Geist, der leider in Copenhagen war und noch dort ist und Gott weiß wie lange er dort bleiben wird; er gefällt sich da und wird nicht zu viel zu thun haben. — Der Zugwind — es war infames Wetter — riß mein Fenster auf und fort war mein Rescript und einige Krebsfacturen, die der Teufel gerne holen konnte; ich sah das als eine gute Vorbedeutung an.

Außer den genannten sind noch mehrere gestrichen, die ich nicht nennen kann, aber am Schlusse namhaft machen werde. Der Drucker war zaghaft geworden und machte Halt. Ich kehrte am 6. Juny zurück und fand die gemeldete Bescherung. Guter Rath war theuer. — Indeß fand ich ein Hausmittel; ich ließ sie auswärts drucken, so ist denn das vollständige Imprimatur in meinen Händen! der letzte Bogen in der Presse und die ersten in den Händen des Buchbinders — und wills Gott, sind in 8 Tagen die Exemplare auf dem Marsch ins Land: O Knüppel aus dem Sack auf's Lumpenpack! — — Nasenrümpfen wird es geben; vielleicht Nasen selbst, — trotz dem daß seitdem sich 2 Augen geschlossen haben. Wir wollen sehen, was der neue Hausvater thut; es ist das ein Probierstein ganz eigener Art, die Leute zu nivellieren. Ihre Freunde haben nicht Unrecht, wenn sie einige Bedenken hegen; ich gestehe Ihnen ganz ehrlich, daß ich sie ebenfalls gehabt habe, aber jetzt denke, daß der König ein gescheuter Mann ist, der selbst Witz und Humor in sich

trägt und oft hat glänzen lassen — daher tolerant gegen andere seyn könnte . . . .

Daß Sie wie eine Jungfer um das Honorarfordern sich drehen und wenden: gefällt mir nicht, und läßt mich zweifeln, daß Sie so denken wie Sie schreiben. Es sey wie ihm wolle, ich werde dem Dinge ein Ende machen, will und muß es thun, die ekelhaften Rechnereien sind mir in den Tod zuwider, wie soll man im Buchhandel rechnen, kann man es? Ich sage Nein.

. . . . . .

Wie man mit dem Eigenthum der Verleger umgeht und was man diesen wenn sie human sind, zumuthet, ist arg. Wie wäre es möglich im Aug. oder Sept. eine Ansicht zu haben? Ich glaube nichts, als was ich auf dem Papier sehe und als abgemacht dasteht; alles andere ist Täuschung und bringt auf Abwege und Glatteis.

Herrn Friedländer ersuche ich Ihnen 100 ℛ zu zahlen, für die 2te Auflage, die ich aber stärker als diese machen werde, erfolgt derselbe Betrag. Das Werk ist in Duodezimo gedruckt und füllt $8\frac{1}{2}$ Bogen und hoffe ich, daß Sie mit dieser Abmachung einverstanden seyn werden.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung und Ergebenheit

Der Ihrige
Julius Campe.

Den 22. Juli kamen die ersten Exemplare der Unpolitischen Lieder in Breslau mit der Post an.

Nachdem ich meine Vorlesungen geschlossen und Urlaub erhalten hatte, reiste ich am 12. August ab nach Helgoland.

Langweilige Fahrt nach Leipzig: zwei Nächte mit der Schnellpost bis Dresden und dann über 4 Stunden auf der Eisenbahn bis Leipzig. Als ich am folgenden Morgen mit der

Post weiter reisen wollte um 6 Uhr, war mein Paß noch auf der Polizei und ich mußte auf ihn warten.

Es that mir wohl, mich mit Haupt aussprechen zu können. Er war erst am Abend gegen 10 zu mir gekommen ins Hôtel de Bavière und besuchte mich den folgenden Morgen wieder. Da die Bahn bis Magdeburg noch nicht eröffnet war und ich die Post nicht benutzen konnte, so mußte ich zur Lohnkutscherei meine Zuflucht nehmen. Wir gingen in den Palmbaum. Die Lohnkutscher warteten ganz gemüthlich auf die letzten Gäste. 'Ihr seid alle würdig, redete ich sie an, mich zu fahren. Wieviel sind Euer?' — 'Sieben.' — 'Gut, Ihr sollt losen und wer den längsten Halm zieht, fährt mich.' — Ein alter Kerl mit dem eisernen Kreuze that so, als ob er doch nichts gewinnen könnte: 'Nun, Alter, zieht doch auch! versucht doch auch das Glück!' — Er zog und war der Glückliche. Es fand sich schnell Reisegesellschaft. Wir stiegen ein und die Fuhre ging ab. Als wir schon lange unterwegs waren und uns viel erzählt hatten, kamen wir nun auch auf unsere Reiseabenteuer, und jeder wußte vom Pferdestürzen, Zusammenfahren mit anderen Wagen, Umwerfen u. dgl. zu berichten. Da ruft uns ein Vorüberfahrender zu: 'Heda! das Rad läuft ab!' Wir alle vier rechts und links zum Wagen hinaus. Wirklich, das Rad hing nur drei Finger breit an der Achse. Unser erfahrener Fuhrmann wußte sich zu helfen: er fand in seinem Wagenkasten einen blechernen Löffel, den steckte er vor das Rad und bog ihn unten und oben um, daß er festhielt. Wir stiegen wieder ein und fuhren weiter. Unterwegs aber rief er jedem Vorüberfahrenden zu: 'Du, ich habe meine Mutter verloren — wenn Du sie findest —' Die Geschichte von der verlorenen Mutter verfolgte uns bis in die Festungswerke von Magdeburg.

Den folgenden Tag, Sonntag den 16. Auguſt, machte ein neues Elbdampfſchiff, der engliſche Courier, ſeine erſte Fahrt. Das eben mochte viele Reiſende beſtimmt haben, dieſe Gelegenheit nach Hamburg zu benutzen. Um 5 Uhr früh fuhr unſer Courier ab. Es war ein ſchöner Morgen. Man ging auf dem Verdecke auf und ab. Niemand kannte mich, aber auch ich kannte Niemanden.

Bei Tiſche machte ich die Bekanntſchaft mit einer intereſſanten Frau, der Hofräthin v. Deſſauer aus München. Wir ſprachen viel über Münchener Gelehrte und Künſtler. Unſere Unterhaltung waren wir uns ſelbſt: zu ſehen war wenig oder gar nichts. Da gab es denn mal eine kleine Abwechſelung: bei Tangermünde blieben wir ſtecken, und kaum flott, bald abermals. Als wir die ſeichten Stellen bei Schnakenburg glücklich beſeitigt hatten, brach die Nacht ein und wir legten vor Anker. Jeder ſuchte ſo gut es gehen wollte eine Schlafſtätte.

Bei Anbruch des Tages ging die Fahrt weiter. Erſt zwiſchen 9 und 10 kamen wir in Hamburg an. Wir nahmen Abſchied und jeder ging ſeines Weges. Der Courier war noch zu jung, er hatte das Laufen noch nicht recht gelernt, ſonſt würde er wol nicht 24 Stunden bis Hamburg gebraucht haben.

Nachdem ich Profeſſor Cornelius Müller begrüßt hatte, begab ich mich in die Deichſtraße zu Herrn Julius Campe, den ich noch nicht perſönlich kannte. Er empfing mich in ſeinem Comptoir, das klein und unanſehnlich war. Zum Setzen konnte er mich nicht einladen, es war kein Stuhl vorhanden, eine weiſe Einrichtung, um von Beſuchern nicht zu lange aufgehalten oder beläſtigt zu werden, eine andere Art von freundſchaftlichem Wink, nur minder grob als bei Ernſt Keil in Leipzig, in deſſen Comptoir

an der Wand mit großen goldenen Buchstaben zu lesen ist: ZEIT IST GELD.

So wie man ihn erst erblickt, glaubt man einen frommen Wupperthaler, Herrenhuter oder Altlutheraner vor sich zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber ist er nichts weniger als das. In seinen Augen liegt eine lauernde Schlauheit, die sich erst recht verräth, wenn er sich die Mühe giebt, durch Blick und Worte sich als treuherzigen, grundehrlichen, uneigennützigen Geschäftsmann darzustellen. Er ist dann so weich in seiner Sprache, in seinen Reden so milde, so theilnehmend, daß man irre werden könnte, wenn er uns selbst nicht davor bewahrte, denn es dauert nicht lange, so ist er wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser: scherzhaft und witzig, rücksichtslos, bissig. Jedenfalls ist er ein gewandter, umsichtiger Buchhändler, der sein Publicum, seine Zeit und seinen Vortheil sehr genau kennt und der vor vielen seines Gleichen den großen Vorzug hat, daß er ein sehr ergötzlicher Unterhalter ist.

Campe zeigt mir den Rest der Auflage der Unpolitischen Lieder, etwa 12 Exemplare, — in Leipzig liegen keine mehr auf Lager — läßt mich die Versendungslisten einsehen und ist sehr erfreut über den höchst günstigen Erfolg: in Hameln allein sind 12 Exemplare auf feste Rechnung nachverlangt. Er spricht von einer zweiten Auflage. Von der ersten hat er nicht nach meinem Wunsche 1000, sondern, wie er mir beiläufig selbst bemerkte, 1250 drucken lassen. Der Punkt des Honorars ist noch nicht erledigt.

Am Nachmittag führt mich Cornelius Müller nach Tivoli, wo im Freien vier kleine Stücke gespielt werden. Das Publicum andächtig, aber kalt. In den Zwischenacten arbeitet die

Rutschbahn. Bei einer erträglichen Musik rauchen wir gute Cigarren zu Kaffee und Thee.

Zweiter Hamburger Tag. Morgens mit meinem Vetter F. Wiede gefrühstückt. Dann bei Campe. Ich treffe dort Dr. Wille und Uffo Horn. Als wir allein sind, zahlt mir Campe 100 ℔ Honorar und will mich bei der zweiten Auflage entschädigen. — Bei C. Müller zu Mittag gespeist und mit ihm Abends bei Campe in angenehmer Gesellschaft von — Austern, Lachs, Makrelen und Neunaugen. Campe giebt die lustigsten Geschichten zum Besten von allerlei Schriftstellern, mit denen er in Verbindung stand oder die mit ihm Verbindung suchten. Wir kamen aus dem Lachen gar nicht wieder heraus.

Mittwoch den 19. August ging das Dampfschiff nach Helgoland. Von meinen früheren Reisegefährten hatten sich einige eingefunden. Ich machte noch einige neue Bekanntschaften: Dr. Haubold mit Frau und Schwester aus Leipzig, Kaufmann Komarek aus Prag ꝛc. Ich war sehr heiter und suchte auch Andere in heitere Stimmung zu bringen und darin zu erhalten. Bis Cuxhaven eine fröhliche Fahrt: wenig Seekranke an Bord. Wie wir uns der Nordsee näherten, die Küsten nach und nach verschwanden, da wurde es still und stiller in der Gesellschaft, im Meere aber lebendiger, es stürmte immer stärker, und als wir 'die alte Liebe' erreichten, da brach Manchem das Herz. Die Musik hatte noch immer lustig gespielt: Marseillaise, God save und alles Mögliche, jetzt schwieg auch sie. Ich hielt mich tapfer und blieb bei meiner heiteren Stimmung von der traurigen Seekrankheit verschont.

Der Anblick der See war mir nichts Neues, aber neu, daß ich nun selbst mitten darin war, nichts sah als Wasser und Himmel.

Endlich zeigte sich unseren Blicken das ersehnte Eiland. Der Ruf: Land! belebte die Schwachen und Kranken. Bald hatten wir es erreicht. Unter den Klängen der Musik wurden wir ausgeschifft. Es war mir doch ein angenehmes Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Ich bezog eine kleine Wohnung in einem kleinen Hause, dem letzten und höchsten Helgolands, oben auf der Klippe bei Ölrichs, es war eigentlich nur eine Schlafstelle.

Mein Leben war einfach: Morgens Spazierengehen, dann Überfahrt zur Düne, Baden, Rückfahrt, Spazieren, Mittagsessen, Kaffeetrinken im Trichter, Ausruhen auf der Klippe, einen Augenblick im Conversationshause um Zeitungen zu lesen, dann letzter Spaziergang auf der Klippe und zu Bette.

Ich suchte keine Gesellschaft, ich war mir selbst genug und freute mich, daß ich es war: ich konnte Stunden lang im Sonnenschein oben auf der Klippe liegen und in die See sehen, während Andere Stunden lang bei Peter Franz, Block, Rickmers, Mohr tafelten und dann müde vom Baden, Essen und Trinken bis in den Abend hineinschliefen.

In diesen einsamen Stunden auf der Klippe, drüben auf der Düne, oder wenn ich allein im Boote hinüberfuhr, entstanden meine 'Helgolander Lieder', womit ich Manchen damals erfreute, und die später viel componiert und gesungen wurden.

Die meisten unter den tausend Badegästen waren Hamburger und Berliner. Mit einigen stand ich in näherem Verkehre. Von den Berlinern waren es die Banquiers Bielfeld und Conrad, die Fabrikanten Fonrobert und Risch, Buchhändler Morin und Frau, Postcalculator Schulze; von den Hamburgern die Kaufleute Refardt, Wolf mit Frau, geb. Niemeyer, und Lutze.

Außerdem gehörten noch zu meinen näheren Bekannten Baron v. Gyllenkrok aus Lund, Hofräthin von Dessauer aus München, Frau Gedike aus Altona, Banquier Vogt aus Petersburg, Fabrikant Hirschmann mit Tochter aus Polen, Dr. Schütte und Schmelzkopf, Lehrer aus Helmstedt, Lieutenant v. Schleicher aus Bielefeld, Dr. Straube, der Helgolander Arzt, Scheby aus Kiel.

Das Leben war sehr einförmig. Es war schon ein großes Ereigniß, wenn zweimal wöchentlich das Dampfschiff kam, und ein noch größeres, wenn es durch Sturm verhindert, nicht kam.

Die außerordentlichen Vergnügungen der Badegäste waren eine Umschiffung der Insel bei Beleuchtung der Grotten, oder eine Fahrt mit Feuerwerk; ferner eine Fahrt auf den Hummer- oder auf den Haifischfang. Wer Einmal so etwas mitgemacht hat, verlangt nicht nach einer neuen Auflage, wenigstens mir ging es so, mit Ausnahme des Haifischfanges, der war wenigstens ganz ergötzlich. Wir fuhren eine Meile weit in See. Dann wurden die Angeln ausgeworfen und nach einiger Zeit aufgezogen. Wir fingen 14 Haifische, darunter ein getigerter, einen Rochen, ein häßliches Geschöpf, eine Seerose mit 13 Zinken und einen Seestern. Für ein ausgezeichnetes Frühstück war gesorgt. Obschon die See hoch ging, so ließen wir uns nicht irre machen. Im Entstöpseln des Champagners entwickelte ich eine bewundernswerthe Fertigkeit.

Rührend war am 28. August das Begräbniß des Herrn von dem Busch. Er hatte als Flüchtling hier geheirathet und war heimisch geworden. Verwandte und Freunde hatten nach altem Brauch das Grab selbst gegraben und begruben ihn nun. Seine Frau, in landesüblicher Trauertracht, wurde von zwei

Männern geführt; sie mußte dem Sarge folgen — ein bejammernswerther Anblick!

Das Baden bekam mir gut, auch war ich immer glücklich gewesen. Eines Tages aber ging es mir schlecht. Der Wellenschlag war sehr stark. Eine Welle schleuderte mich an den Strand. Ich verletzte mir an einem Feuersteine, deren es dort viele giebt, die Kniescheibe. Ich stillte das Blut mit Papier und band ein Tuch drum. Mit Mühe und Noth erreichte ich das Boot und unter ziemlichen Schmerzen stieg ich die 173 Stufen der Treppe hinan, die ins Oberland führt. Durch Kaltwasserumschläge beseitigte ich vorläufig die Schmerzen, die aber bald darauf sich wiederholten, ja, ein halbes Jahr nachher hatte ich noch zu Zeiten heftige Stiche.

Den 20. August sendete ich an Campe das Manuscript der neuen Auflage der U. L., für die ausgeschiedenen Lieder waren neue eingefügt S. 48. 93. 99. 116. 118. 119. 141. 143. 145. 151.

Eines Tages besuchte mich der Buchhändler Fleischer von Leipzig. Der Mann gewann durch sein einfaches, offenes Wesen mein ganzes Vertrauen. Ich erzählte ihm, wie es mir bisher mit seinen Collegen ergangen sei und wie es mir jetzt mit Campe ergehe. Er erbot sich zum Vermittler und ich nahm sein Anerbieten an. Das nahm Campe sehr übel und schrieb mir den 16. September:

Verehrter Herr Professor!

Vor circa 4 Wochen sandten Sie mir den Hrn. Prof. Müller mit einem Auftrag —. Heute kam Hr. Gerhard Fleischer abermals mit einem ähnlichen Anliegen. Was soll ich davon denken, daß Sie Selbst mir nicht nahen, sondern stets durch andere

Leute mit mir verkehren wollen; — gewiß wäre es richtiger, Sie gingen vor die rechte Schmiede, statt darum herum. — Diesem Dinge ein Ende zu machen, nehme ich, der ich keine Umwege liebe, den graden Weg zu Ihnen.

Herrn Prof. Müller sagte ich, was unsere Übereinkunft sey; nämlich, was ich Ihnen nach Breslau geschrieben und mündlich hier bestätigt habe. Sie ließen mir wissen, —: ich könne soviel Auflage machen wie ich wollte.

Das halte ich fest; und dem zufolge sagte ich Ihrem ersten Mandatar: wenn ich für 250 ℔ das Verlags-Recht, ein für alle Mal, erwürbe, dann acceptierte ich das; sonst stände unser Accord fest! —

Genehmigen Sie das, gut. Dann mache ich eine neue Auflage; wünsche aber, daß diese Sammlung ietzt keine Vermehrung erfahre, sondern so gedruckt werde, wie sie ist; mit Ausnahme dessen, was Sie über Bord davon werfen wollen. Alles Neue bleibt der Zweiten Sammlung, die bald complet, als 2tes Heft oder Bändchen, werden wird. Für diese Zweite Sammlung stellen wir bei Abschluß unseres Vertrages ietzt das zu zahlende Honorar fest, und bedinge ich mir, daß alles, was Sie in dieser Gattung dichten möchten, **dieser** Sammlung als 2ter oder weitere Theile, einverleibt werde und bei mir erscheint. Nur unter dieser Condition gehe ich den Vertrag ein. Wollen Sie Sich auf die Woge der Zeit tragen lassen? In meinem Thun liegt es, in dem, was ich wirken kann und will, gehen Sie darauf ein. Wenn nicht, habe ich für die nächsten 6 Monate Expl. genug, weil ich soviel zurückerhielt, daß ich jedem festen Verlangen parieren kann.

Es handelt sich also nur darum, ob ich das Geschäft forcieren oder gehen lassen will.

Bis ietzt ist **keine** Kritik erschienen; in der eleganten Zeitung war eine Notiz, die wenig rühmliches enthielt; Horn hat dem

'Correspondenten' eine behändigt, die ist jedoch der Gattung, daß ich es lieber sehe, sie wird **nicht** gedruckt. Er sucht nur das Scharfe auf. Er ist Österreicher —, und ist consequent nach den Gesinnungen jenes Landes: uns aber kann das nicht dienen! Wir gebrauchen das Schöne, das Harmlose, Scherzende und geben das Politische und Piquante als Zugabe. Machen wir zuviel Lärm von dem Scharfen, trifft uns ein Verbot und das kann uns gar nicht dienen, weil damit der größere Raum, dessen ich bedürftig bin, eingeengt würde, und mit Hemmschuhen kann ich mich nicht frei bewegen.

Kömmt eine Zweite Auflage, dann kann die Kritik nicht mehr schweigen: sie muß heraus! denn es ist dergleichen ein Ereigniß in unserer Literatur! —

Diese Sammlung wünsche ich nicht vermehrt, weil wenn Ostern Expl. zurückkehren, ich dann nur neuer Titel und Cartons bedarf, um aus der ersten, die **Zweite** Auflage zu machen.

Was Sie thun wollen, thun Sie **bald.** Es ist heute der 16. September; soll ein Buch gedruckt und noch auf Rechnung 1840 versendet werden, dann ist die höchste Zeit es zu thun da.

Ich schreibe Ihnen, um die Mittelmänner zu entfernen, aus keinem andern Grunde nicht! und sehe Ihrer gefälligen Antwort hierauf baldigst entgegen, um die nöthigen Dispositionen für den einen oder andern Zweck einzuleiten.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und Ergebenheit

Der Ihrige
Julius Campe.

Den 21. September verließ ich Helgoland. Sehr zeitig begab ich mich an Bord der Henriette. Sie lag $^3/_4$ Stunden vor Anker und schwankte dermaßen, daß mir ganz flau ward. Während der Fahrt erholte ich mich wieder, und als wir die

'rothe Tonne' erreicht hatten, machte ein gutes Frühstück Alles wieder gut. Um 6 Uhr Nachmittags kamen wir in Hamburg an.

Den anderen Mittag zu Campe. Wir sprechen viel über die zweite Auflage und einigen uns erst als wir beim Frühstück sitzen und mit einer Flasche Champagner nachhelfen. Er zahlt mir für die zweite Auflage und alle übrigen 300 ℔ Gold. Der Druck wird binnen acht Tagen vollendet. Auch über den zweiten Theil wurde der Vertrag abgeschlossen:

'Für 300 ℔ überlasse ich Herrn Hoffmann und Campe die zweite und jede folgende Auflage des ersten Theils meiner unpolitischen Lieder. Ferner überlasse ich den zweiten Theil dieser unpolitischen Lieder für 300 ℔ in der ersten Auflage, deren Größe die Herren Verleger zu bestimmen haben; über jede etwa folgende Auflage dieses Theils haben sich jedoch die Herren Verleger mit mir zu einigen.'

'Zugleich mache ich mich anheischig, Alles was ich in dieser Art dichte und für den Druck bestimme, im Verlage der Herren Hoffmann und Campe erscheinen zu lassen.'

'Hamburg den 26. Sept. 1840.' Dr. H.

Campe war recht liebenswürdig gegen mich. Den einen Tag blieb ich von 1 Uhr Mittags bis Abends 10 bei ihm. Er erzählte mit köstlichem Humor alle seine Händel mit dem jungen Deutschland, mit Gutzkow, Wienbarg und Wihl, wobei er dann immer im schönsten, und die anderen im schlechtesten Lichte erschienen. Noch den Tag vor meiner Abreise gab er einen großen Austernschmaus, wozu auch mein Vetter, sein alter Kriegscamerad (beide standen unter den Lützowern), Cornelius Müller und Uffo Horn eingeladen waren. Campe in bester Laune erzählte wieder die lustigsten und tollsten Geschichten von seinen Schriftstellern. Wenn alle Lumpe waren, so

war und blieb er immer der edle, großmüthige Freund und Förderer der deutschen Litteratur.

Refardt und Wolf, die Helgolander Bekannten, Cornelius Müller, mein Vetter Wiede und sein Compagnon Franke ließen es an Aufmerksamkeit nicht fehlen. In die Nähe und Ferne, London Tavern, Blankenese, Altona, Nienstedten mußte ich mit ihnen hin, und überall gab es Austern und Champagner. Was wäre auch Hamburg für einen Fremden auf die Länge ohne dieses?

Herr Lutze hatte mich schon in Helgoland vor vielen Wochen zu einem Mittagsessen eingeladen, das aber eigentlich ein Abendessen war. Ich kannte diese Art von Schmausereien und hatte wenig Lust der Einladung zu folgen, aber ich hielt mein Versprechen und fand mich rechtzeitig ein. Es ging sehr feierlich her. Als jeder eine Dame zu Tische zu führen hatte, wählte ich mir die schönste aus. Da ich aber wie sie unverheirathet war, so erforderte der Anstand, daß sie mit mir nicht sprechen durfte. Ich wußte das nicht. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wendete ich mich ab von ihr und unterhielt mich mit meiner Nachbarin zur Linken, einer munteren Americanerin. Ich machte noch den Scherz, ich wäre eigentlich ein Dr. der Rechten, hätte mich aber zur Linken schlagen müssen. Sie war mitunter sehr naiv, so daß ich bei dem langweiligen Schmause, wo ich nichts als vom Wechselrechte hörte, doch noch Spaß hatte. Als ich ihr von Paris erzählte und auf die Soeurs grises zu sprechen kam, fragte sie: 'Ach! das sind wol die Grisetten?' — Das Essen war in reicher Auswahl vorhanden, neben den Früchten aus Canton kamen die kostbarsten Weine auf den Tisch.

Die verfassungstreuen Hannoveraner hielten in den Tagen eine Zusammenkunft. Ich mochte mich nicht betheiligen, ging

aber doch mit Campe auf einen Augenblick in die Erholung. Da lernte ich nun Hauptmann Böse und Dr. Freudentheil von Stade und noch einige andere kennen. Es ging stürmisch her und wir suchten der belebten Stimmung mit einer Flasche Champagner nachzukommen.

Den anderen Tag fuhr ich mit Campe, Dr. Wille und obgenannten Hannoveranern zu Uffo Horn nach Ottensen. Wir wurden in einen großen dunkelen kalten Saal geführt, endlich brachte man 6 Lichter und eine große Schale mit Punsch. Als es etwas gemüthlicher wurde, erzählte Böse Geschichten aus dem Lande Hadeln, die mich zu Thränen rührten.

Obschon ich mit U. Horn öfter zusammen war, so blieben wir uns doch fremd. Ich erkläre mir das aus meinem gründlichen Widerwillen gegen die litterarische Klüngelei, die damals in voller Blüthe stand und wobei sich Horn auch stark betheiligte. Wir trafen später nie wieder zusammen, obschon auch er ein viel bewegtes Leben führte.*)

Flüchtig bekannt wurde ich nur während meines jetzigen Aufenthalts mit Dr. Siemers, Dr. Zimmermann, Soetbeer, dem Censor Dr. Hoffmann und Prof. Wurm. Otto Speckter und Lappenberg sah ich nur Einmal, Sieveking war verreist.

Mit meinem Vetter Wiede war ich öfter zusammen, auch noch den letzten Tag. Ich erfuhr jetzt erst Näheres über das traurige Schicksal seines Bruders Georg. Dieser junge Fallersleber war einer der ersten Deutschen, die Texas nach allen Seiten durchstreift hatten. Wir besahen die von ihm gesam-

*) S. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller von Hans Schröder, 3. Bd. S. 369—372. — Constant v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Österreich, 9. Bd. S. 292—296.

melten Vögel, Fische, Schlangen, Schmetterlinge ꝛc., gewiß zum Theil große Seltenheiten, und lasen seine Briefe, die reich sind an merkwürdigen Mittheilungen.

Den 1. October corrigierte ich die letzten Bogen: mein Buch war fertig und ich auch. Am 3. reiste ich mit dem Dampfschiffe nach Hoopte und mit dem Omnibus, den der Volkswitz Clabumptibus nannte, auf holprigen Wegen nach Lüneburg.

Aus Hamburg berichteten die Zeitungen:

'Professor H. v. F. hat uns am 3. Oct. wieder verlassen. Mit dem letzten Dampfschiffe von Helgoland kommend, gedachte er weiter zu reisen, wurde aber durch seine vielen alten und neuen Freunde und Bekannte zu einem etwas längeren Aufenthalte bewogen. Die große Theilnahme, welche seine neuesten Gedichte hier fanden, ging auch in gleichem Maße auf den Dichter selbst über. Möge ihm Hamburg eine nachhaltige, freundliche Erinnerung und das belebende Gefühl einer Anerkennung gewähren, welche seine vielseitige literarische Thätigkeit gerade da, wo man es am ersten erwarten sollte, am wenigsten fand.'

In Lüneburg besuchte ich Tags darauf meine alten Göttinger Freunde Nolte, Merkel, die beiden Meyer, den Doctor und den Senator, auch Dr. Christiani. Den Nachmittag lud uns alle Dr. Theodor Meyer (in Göttingen nur Dr. Bieber genannt) zum Kaffee ein. Als ich eintrat, führte er mich an einen kleinen Tisch, worauf er mit Nippessachen u. dgl. meine Unpolitischen Lieder sehr sinnreich bildlich dargestellt hatte.

Am Nachmittag wieder weiter mit der Schnellpost nach Gifhorn. Mit mir reiste Professor Havemann von Göttingen. Ich war anfangs mißtrauisch und zurückhaltend; ich erinnerte mich, daß man es ihm sehr übel nahm, wie er im J. 1838 einem Rufe als Professor der Landesgeschichte nach Göttingen

folgte. Als er sich nun aber so frei und offen über Alles aussprach, faßte ich Vertrauen zu ihm und er wurde mir vor Tagesanbruch lieber als sein vermeintlicher Vorgänger der ernste und vornehme Dahlmann.

In meiner Heimat verweilte ich einige Tage. In Braunschweig besuchte ich Dr. Hermes, Herausgeber der Viewegschen Zeitung. Durch Halberstadt fuhr ich am 15. October, als eben zur Geburtstagsfeier des Königs illuminiert wurde. In Halle war ich einen Tag fröhlich zusammen mit Ruge, Echtermeyer, Eckstein, Witte und Gustav Schwetschke. Nach Leipzig fuhr ich mit Dr. Förstemann und besuchte Professor Gersdorf und Moriz Haupt.

Ich schlug nun den alten Weg wieder ein über Dresden und Görlitz und kam den 24. October in Breslau wieder an.

Meine nächste Arbeit war, das Verzeichniß der Wiener Handschriften zu vollenden. Schon den 31. October schickte ich mein sauber geschriebenes Manuscript an Moriz Haupt, der dann den Verlag vermittelte und für einen tüchtigen Corrector sorgte.

Den 10. November wurde wieder das Schillerfest gefeiert. Ich betheiligte mich auch diesmal. Weil doch das was ich gesprochen hatte, nicht in Breslau gedruckt werden konnte, so schickte ich es, einem Berichte über das Fest einverleibt, schon den 12. November an Campe.

Bald darauf erhielt ich folgende Antwort:

Hbg. den 23/11. 1840.

Verehrter Herr Professor!

Gestern den 22/11. ließ ich mir von Hrn. Prof. Müller den für mich bestimmten Brief erbitten, dessen Besitz er mir

3 Tage früher schon beiläufig angezeigt hatte. Nachmittags behändigte er mir alles.

Heute habe ich es in die Druckerei gegeben. — Donnerstag kann alles fertig und zur Ausgabe bereit liegen.

Breslau muß direct versorgt werden — wieviel soll ich senden? — An die Majestät soll ich ein Exemplar geben. Dazu muß ich schreiben? Etwa daß Tzschoppe mit meinem Verlage Schindluder gespielt hat? — oder daß einst der Hr. v. Rochow zu einem meiner Autoren sagte: 'Sie ließen Ihr Buch in einem schlechten Verlage erscheinen!' — Soll ich den Preußen spielen? sagen: ich habe unter preuß. Fahnen in den verhängnißvollen Jahren 13—15 der guten Sache gedient und für sie geblutet; soll ich krepieren — oder lachen?

Damit ich die rechte Melodie treffe bitte ich um ein Notenblatt, von dem ich spielen kann, wie es sich gehört, damit keine Mißtöne mitlaufen die mir besser gelingen würden als diese schmiegsamen Adagios. Ein lustiges Donnerwetter schlage drein; das sollte schon gehen, ohne Soufleur.

Dieses Schillerfest ist wol nur in Preußen zu verwenden, wo anders wird es nicht gehen.

In den Blättern der Börsenhalle Nr. 1906 finden Sie eine Recension Ihrer U. L. Der in Stuttgart erscheinende Deutsche Courier hatte in Nr. 45 eine 2 Spalten lange Censurlücke. Darauf setzte er aus den U. L. mit Angabe des Titels d. G. Licht und Finsterniß und fügte darunter: 'Die Fortsetzung dieses Artikels auf den beiden Unsichtbaren Blättern.' —

Wenn ich bis jetzt keinen Lärm machte in den Zeitungen, so sind 2 Gründe, die mich abhielten, 1) will ich absichtlich keinen Rumor damit machen, sondern wollte die Handlungen, jede für sich, wirken lassen wie sie kann, wozu meine Notiz unter der Factur sie herausfordert, 2) bat ich Sie um eine kurze gedrungene Buchhändler-Anzeige — Sie wollten sie mir schicken; ich erhielt

sie aber nicht. Damit Ihnen niemand etwas darin verderbe, thun Sie es selbst, es bleibt unter uns beiden. Dann gehe ich im Januar damit los, sonst gehen diese Anzeigen unter dem Weihnachtskram verloren, der sich im December schändlich breit macht, alles bedeckt. Oder ich könnte zwischen Weihnacht und Neujahr es zu inserieren auftragen.

Das ist nun unsere Sache, wie es damit gehalten werden soll.

Den 2ten Theil übereilen Sie nicht, sichten und sondern Sie ja, damit er hinter dem 1sten nicht zurückbleibt; daß es Ihnen nicht wie Rückert geht, der zu rasch, zu schnell damit bei der Hand war. Ist er zeitig, dann heraus damit! Aber zeitig muß er seyn, ich meine gehörig Reif, nicht Unreif.

Was Sie über die kurzen Hosen der Lieder sagen, würde mich unglücklich machen, trüge ich die Verantwortlichkeit davon. Indeß wasche ich meine Hände von dieser Sünde rein und erinnere Sie an meine Worte in der Druckerei, als ich den ersten Bogen zu sehen bekam —, wie ich Sie schalt, mich lustig darüber machte: daß ein alter Biblioman sein eigenes Buch so verwahrloſt habe!

. . . . . .

. . . . . .

Ihrer baldigen Antwort entgegen sehend, empfiehlt sich meine Familie mit mir hochachtend und freundschaftlichst

Der Ihrige
Julius Campe.

Vier Wochen später erhielt ich folgenden Brief:

Hbg. den 17/12. 1840.

Verehrter Herr Professor!

Das Schillerfest ist in gehöriger Anzahl an Hrn. Aderholz gegangen und gestern nach Berlin erst, weil das an den König sauber gebunden werden mußte, nicht früher geliefert wurde.

Was die Majestät dazu sagen wird —? ich habe ihr noch mehr gesagt —, ich bin neugierig, ob ich Antwort erhalten werde oder ob man das Ding unter das alte Eisen wirft.

Ihnen kann ich sagen, daß in Berlin die Reaction große Fortschritte macht und daß Maßregeln bevorstehen —; ich weiß das aus hoher Quelle. Ich habe mich zu wahren; Vorsicht ist unter allen Umständen gut, hier aber wol nöthiger, wie Sie ietzt glauben mögten und daher bin ich in der That gespannt, was man mir antworten wird, ich bezweifle eine Antwort sehr.

Diese Schrift sandte ich nach ganz Preußen; Frankfurt, aber nicht allgemein an alle Handlungen. Findet sich späteres Verlangen, lasse ich sie dann lieber noch einmal drucken, indeß ist sie zu local, als daß ich das nur vermuthen mögte.

In Breslau wird meine gesandte Zahl nicht zureichen, das vermuthe ich, obgleich ich Hrn. Aderholz statt 30 Exemplare, wie Sie genügend glaubten, 200 gesandt habe. Ich kenne das und weiß, wie in einer Stadt etwas eingreift, das Örtliches berührt und zwar in der Weise ernst (die Censur), scherzend (den Gabeljürgen ꝛc.). 5 Silbergroschen hat jeder dafür in der Hand bereit. — In Magdeburg gingen von meiner Schrift gegen Dräseke über 1000 Exemplare in 3 Tagen ab; ich mußte mehr liefern und kenne davon das Resultat noch nicht. — Sie glaubten vorläufig wäre jene Sendung genug; allein solche Brochürchen gehen gleich, aber nur **gleich**, wenn sie da sind en masse, so aber mußten sie da seyn und sich selbst annonzieren; dann erlangt dergleichen allgemeine Kundwerdung und tritt dann ein allgemeines Begehren ein. Um des Himmelswillen nicht damit tröpfeln —; überschwemmen, wie die Rieselwiesen, dann macht man Heu! —

Von den U. L. stand eine Recension im Correspondenten, wie ich Ihnen gemeldet habe; eine 2te von Dr. Warnstorf in Harburg gab ich an dieselbe Redaction, die nach den Feiertagen

aufgenommen werden wird, und die Ihnen gefallen dürfte. Er wehrt Sie gegen Beranger.

Mit erstem Fuhrballen von hier sollen Sie noch 10 U. L. haben auf französischem Papier, deren Hosen über die Kniee reichen.

Was ich vom 2ten Theile Ihnen sagte, drückt keine Furcht von meiner Seite aus, es ist eine Warnung. Die Erfolge, die Sie von dem Ersten erlebten, müssen Sie nothwendiger Weise an- und aufregen. Das ist ja die Wohlthat des Druckenlassens, daß man die Stimmungen des Publikums hört, die uns wohlthuend berühren und so weiter und weiter vorschieben und ermuthigen. Je schlüpfriger nun der Boden ist, auf dem Sie Sich bewegen, je mehr muß man wachsam seyn, die Leute nicht zu überfüttern. Gutes darf man nur bringen, um das Lob fest zu knüpfen, das leichthin gespendet wurde.

Der Politischen Gründe gedenke ich weiter nicht, weil diese Dinge zu schwankend sind und man dann, wenn es zum Druckenlassen geht, diese erst betrachtet. Was ich nun vorstehend von Reactionen sagte, bezieht sich nicht auf Ihr Wirken, sondern lediglich auf Dinge, die im allgemeinen in Berlin sich vorbereiten, wovon wir später erst die Wirkungen empfinden werden. Ich habe Freunde, die mir oft Vorsicht oder Vorwärts rathen. — Es ist möglich sogar, daß das bessere Princip siegt, obgleich in Berlin sonderbare Dinge sich zu bilden scheinen, deren End-Resultat noch nicht ermittelt ist.

. . . . . .

Gebeten habe ich Sie um eine Anzeige der U. L., die der Verleger in die Zeitungen setzen lassen will. Kurz, gedrungen, alles fassend, wie das Volk sie aufnehmen soll.

Sie sagen nicht Ja, nicht Nein —: Sie schwiegen. Das ist nicht recht. Wer kann so compact, so das Richtige darüber wol geben, wie Sie es am besten können?

Bitte! zieren Sie Sich nicht so jüngferlich; sondern thun Sie, was hier dient, mehr oder minder jetzt nöthig ist.

Ich grüße Sie hochachtend und freundschaftlichst

Der Ihrige
Julius Campe.

Das Schillerfestbüchlein*) war also gedruckt und versendet. Da ich mich bei den späteren amtlichen Verhandlungen über die U. L. auf diese kleine Schrift öfter bezog, so mag ein Wiederabdruck meines Antheils daran gerechtfertigt erscheinen.

Das Schillerfest wurde auch dies Jahr in herkömmlicher Art und Weise feierlich begangen. Gegen 100 Theilnehmer aus verschiedenen Ständen hatten sich dazu im Hôtel de Pologne eingefunden. Durch den Rathssecretär Wagner war das Festmal und alles Dahingehörige vortrefflich vorbereitet worden. Prof. Hoffmann führte den Vorsitz.

Zuerst wurde ein Geisheim'sches Lied „Dem König" gesungen. Nach den Schlußworten desselben erhob sich die ganze Gesellschaft und der Präsident des Festes, Hoffmann von Fallersleben, brachte folgenden Trinkspruch aus auf Se. Majestät den König:

So hochgeboren ist kein Mann,
Daß er die Lieb' entbehren kann.
Wer aber Treu' und Liebe gewann,
Das ist fürwahr der höchste Mann.
Heil Ihm! der nicht allein auf dem Throne thront,
Heil Ihm! der auch in unsern Herzen wohnt;
Der uns gehört, wie wir Ihm gehören,
Noch eh' Er uns ließ sich Treue schwören;
Der mit gleicher Lieb' uns all' umfängt,
Wie ein Vater an seinen Kindern hängt;
Der jede biedre Gesinnung ehrt

*) Das Breslauer Schillerfest 1840. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1841. 8°. 21 SS.

Und sich an keine Verdächtigung kehrt;
Den Leisetritt, Heuchler und Schmeichler fern hält,
Und nicht den Sklaven zum Wächter des freien Herrn stellt;
Der die Gewissen nicht beläſtigt, zwänget und schnürt,
Sondern Jedem schützt und befestigt, was ihn zum Himmel führt;
Der dem freien Worte läſſet Bahn und Weg,
Und dem edlen Streben bauet Brück' und Steg;
Der niemanden, der hie und dort zu spitz singt,
Oder zu Markte ein Scherzwort, einen Witz bringt,
Sofort von seinem Ort oder Sitz zwingt;
Der in begeisterter Red', in des Herzens Tönen
Uns ermahnt, wir sollen dienen und fröhnen,
Doch nur dem Wahren, dem Guten und Schönen;
Der nicht Kunst und Wissenschaft beschützt,
Weil sie dem Staat ist ehrenhaft und nützt,
Sondern weil sich die ganze Welt um diese Angel dreht
Und die Menschheit mit ihnen gesellt nur vorwärts geht;
Der mit deutschem Gemüthe das Leben erfaßt hat,
Und die Kunst und Poesie bei sich zu Gast hat,
Und in die steten Herrscherſorgen und Mühn
Flicht der Häuslichkeit Rosen und Immergrün;
Der in Seinem Herzen Frieden trägt,
Und Frieden für Alles hienieden hegt,
Und allen gern mit eigenen Händen,
Allen Lebensberufen und allen Ständen
Alle Güter des Glückes möchte spenden;
Der erkennt das Bedürfniß seiner Zeit,
Und übet Recht und Gerechtigkeit,
Und durch festen Willen und Rath und That
Einheit und Gedeihen bringt in Kirch' und Staat;
Der versöhnet und wehrt, vermittelt und schlichtet,
Belohnet und ehrt, begnadet und richtet;
Ein Mann in Thaten, ein Held im Glauben,
Klug, wie die Schlangen, ohne Falsch wie die Tauben —
O daß Er lange, lange regiere!
Noch lange den Thron Seiner Väter ziere!
Will Er doch sein mit uns vereint
In guten und bösen Tagen,
Will wider des Vaterlandes Feind

Voran das Banner tragen:
Er rufe, wir stehn mit Ihm, wolan!
Sein ganzes Volk Ein Herz, Ein Mann!
Wir sind bereit
Für Ihn hienieden
Zu jeder Zeit,
In Krieg und Frieden,
In Freud' und Schmerz
Ein Mann, Ein Herz.
Hoch lebe! hoch!
Der uns regiert und uns regierte,
Hoch lebe Friedrich Wilhelm der Vierte!

Die ganze Gesellschaft stimmte voll lauter herzinniger Freude in diese begeisternden Worte des Dichters ein.

Hierauf folgte ein Hoffm. Trinklied*), componiert und vorgetragen von Ernst Richter dem Breslauer. Daran reihte der Präsident des Festes folgenden Trinkspruch auf Schiller:

---

*) Ach, gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden.
Tieck im Zerbino.

Was hilft's, daß billig ward der Schiller †)
Und daß es giebt so manches Weinhaus?††)
Die Welt wird still und immer stiller
Und graulich wie ein altes Beinhaus.

Die schöne Zeit, sie kehrt nicht wieder,
Wo jedes Herz und jedes Geld klang.
Wer braucht noch heute Klang und Lieder?
Stumm und papieren ist der Weltgang.

Nur haben, haben und behalten,
Nicht weiter bringt es die Genußlust;

---

†) Die neueste vollständige Original-Ausgabe in zwölf Bänden kostet 3 Rthlr. 10 Sgr.

††) In Breslau giebt es jetzt über 70.

Gegen das Geistige, das Ideelle
Zog zu Felde das Materielle
Und nahm dahin den Ruhm und das Geld
Und ist geworden der Held der Welt.
Eine arme Waise sitzt die Poesie,
Die Hände gefalten auf dem Knie
Und wendet in ihrem trüben Geschicke
Von der Erde hinweg die matten Blicke
Zum Himmel empor, wo Sonn' und Mond
Inmitten der güldenen Sterne thront,
Und sie beweinet was sie verlor,
Und sie ringet die Hände zum Himmel empor:

„Die Welt ist geworden so klug und so alt,
Und der Menschen Herz so träg' und so kalt.
Ich bin eine Waise, eine arme Magd,
Wonach nicht Jugend und Alter fragt.
Und wenn ich auch singe das ganze Jahr,
Sie hören nicht, und es bleibt wie es war.
Sie wissen ja nicht, warum's Januar war,
Und sind sie auch längst im Februar zwar,

Läßt sie einmal den Frohsinn walten,
So sieht es aus als wär's Verdruß just.

Doch soll mein Herz vor Freude springen,
Schreit auch der Nachbar: welch ein Leichtsinn!
Und leben will ich, trinken, singen,
Geht drüber der Credit auch leicht hin.

Kommt her, ihr Kargen, kommt, ihr Kärgern,
Ich trinke, kommt und seht genau hin,
Ich trink' und stell', euch recht zu ärgern,
Die leeren Flaschen hier zur Schau hin.

Euch ward gar vieles hier auf Erden,
Mir nur ein Wunsch, fürwahr ein klein Heil:
Nie Mangel des Gefühls mag werden
Und nie Gefühl des Mangels *mein* Theil.

Hoffmann Fallerslebensis.

So denken sie doch auf keinen Märzscherz
Und ahnen nimmer, was der April will,
Und was ein liebeblühender Mai sei.
Drum frag danach im Juni und Juli sie,
Und frag danach im September,
October, November, December, —
Sie haben nun einmal Poesie nie."

Da scholl eine Stimme vom Himmel nieder!
O wende dich zu der Erde wieder!
Nach Breslau mußt du, du Gute, du Beste,
Nach Breslau heute zum Schillerfeste!
Da wird nicht gesparet des köstlichen Weins,
Da hört man nichts von Einmaleins,
Von Eisenbahnen, Procenten und Zinsen,
Von Zink und Galmei, von Erbsen und Linsen,
Von Pech und Schwefel und bairischem Bier,
Von Lumpenausfuhr, von Maschinenpapier,
Pfandbriefen und schlechter Agiotage,
Von Porto, Spesen und Leccage,
Von materiellen Interessen,
Von Handel und Wandel, von Märkten und Messen,
Von Zwillich und Drillich, von Woll' und Flachs,
Von Jauerscher Wurst und rheinischem Lachs,
Von Rübenzucker und Kartoffelschnaps,
Von Gasbeleuchtung, von Rips und Raps,
Von schlechten Chausseen und abscheulichem Pflaster,
Von geschmiertem Wein und theurem Knaster,
Von Relationen und Actenschwänzen,
Und wie sich läßt das Landrecht ergänzen,
Von Hundesteuer und Adelsgerichten,
Von gleichem Maß und gleichen Gewichten,
Von Sporteln und Taxen und Preiscouranten,
Von mindestfordernden Lieferanten,
Und hauswirthschaftlichen Debatten,
Von Wanzen und Fliegen, von Mäusen und Ratten,
Von Merinos und Zuchtviehhalten,
Von Kleinkinderbewahranstalten,
Von Armenpraxis und Sparkassenbanken,

Von Honorar für Gedicht' und Gedanken,
Von Nachdruck, Schnell- und Winkelpressen,
Von Plagiaten und Verlegerfinessen,
Von Krebsen, Rabat und Maculatur,
Von Recensionen und Zeitungscensur,
Und nichts von der Kunst, das menschliche Leben
Zu verlängern — ohne Steuern geben.
Nichts hört man da von diesen Dingen,
Weil von dir und von Schiller die Ohren klingen.
Nach Breslau mußt du, du Gute, du Beste,
Nach Breslau heute zum Schillerfeste!
O höre, wie sie dir und Schillern Dank singen
Und ihm ein Lebehoch im Trank bringen *):

Hoch lebe der deutsche Gesangesmeister,
Der Liebling deutscher Herzen und Geister,
Der uns der traurigen Erd' entrückt
Und uns in den dritten Himmel entzückt,
Unser Freudenspender und Schmerzenstiller,
Hoch lebe, hoch! hoch, Friedrich Schiller!

Demnächst folgte ein Wagner'sches Lied, ebenfalls componiert und vorgetragen von Richter; Text und Melodie waren von erheiternder Wirkung.

Nach einer kleinen Pause überreichte dem Präsidenten der Professor Purkinje seine eben vollendete böhmische Uebersetzung der Gedichte Schillers. Dies gab zu folgendem Toaste Anlaß:

Gott hat nicht gewollt, daß Schiller allein
Soll Deutschlands Ruhm und Freude sein —
Schiller gehört der ganzen Welt,
So lange noch unter dem Himmelszelt
Für das Schön' und Erhabene Herzen schlagen
Und Herzen zu lieben, zu hoffen wagen.
Daß aber Schiller heimischer werde

*) Nach diesen Worten erhob sich die ganze Gesellschaft.

Auf der ganzen weiten gesitteten Erde,
So hat ihn manches Volk und Land
Gekleidet in sein eigen Gewand,
In der Sprache heimatliche Klänge
Gekleidet des deutschen Dichters Gesänge.
Willkommen jedes Bestreben und Beginnen,
Dem Dichter in der Fremde Heimat zu gewinnen!
Willkommen der Mann, der in unsrer Mitte steht
Und das Schillerfest heute mitbegeht,
Der Schillern zum Böhmen hat gemacht,
Ihm werd' ein Lebehoch gebracht!
Auf, laßt uns unsern Dank aussprechen
Dem Professor Purkinje, dem Deutschen und Czechen!

Professor Purkinje erhob sich und dankte für die ihm bewiesene Theilnahme und las auf allgemeinen Wunsch „das Mädchen aus der Fremde" nach seiner Uebersetzung vor.

Der Präsident ließ dann die schlesischen Künste leben und zwar mit folgender Einleitung.

Die Censur hat sich an mir gerochen
Und hat gestrichen, was ich gesprochen,
Ich will dafür an ihr mich rächen
Und will was ich gesprochen abermals sprechen.
Das Wort das unmittelbare
Ist eine gar zu mißliche Waare:
So lang' es wie der Vogel in Lüften sich wiegt,
So lange bleibt es frei und unbesiegt,
Erst wenn es ans Lumpenpapier sich gehangen,
Dann ist es verloren und gefangen;
Dann streicht es der Censor mit seinem Rüthchen,
Um so recht daran zu kühlen sein Müthchen.
Das mündliche Verfahren ist gut zu allen Dingen,
Auch wenn man will die schlesischen Künste besingen.
Gott soll mich vor der Censur bewahren
Ich bleibe bei dem mündlichen Verfahren;
Ich lasse die schlesischen Künste ihren Reigen springen,
Und keine Censur soll mich zum Schweigen bringen.

Die Breslauer Censur*) hatte ihm nämlich seine sämmtlichen im vorigen Jahre ausgebrachten Toaste gestrichen, und deshalb gab er nun das Ganze mit einem kleinen Zusatze (der durch Klammern angedeutet ist) abermals und zwar wörtlich zum Besten.

Wir haben in Schlesien freie und schöne Künste,
Und dies Reis ist in Schlesiens Krone nicht das dünnste.
Wir haben in Breslau mehr als Eine Kunst,
Nämlich eine große Kunst und eine kleine Kunst.**)
Und wird den Künstlern auch Manches zu Wasser und Dunst,
So giebt's doch für die Kunst und den Künstler mancherlei Gunst.

Der Kunstverein wirft aus den Handschuh
Und ermuthigt die Künstler mit goldenem Kantschu.
Da rennen dann die Künstler mit ihren Rennern
Vor allen Liebhabern und allen Kennern;
Und wer dann ein Bild hat von echter Race,
Einen Vollblut-Pegasus vom Parnasse,
Der darf niemals meinen: Gott weiß!
Mein Bild geht weg um einen Spottpreis.
Ist es da nicht Schade um viele schlesische Maler,
Daß sie sich nicht fesseln lassen durch unsere Thaler?
Hübner, Lessing, Ebers und Mücke

*) Von dem, was die Censur jährlich in den beiden Bresl. Zeitungen streicht, könnte eine ganze Familie das ganze Jahr sehr anständig leben. Der ehemalige Zeitungscensor, Baron von Kottwitz, pflegte nicht selten Artikel der Preußischen Staatszeitung, die doch wahrlich nie etwas Verfängliches enthält, zu streichen. Der jetzige Zeitungscensor, Herr von Terpitz, geht noch weiter und streicht sogar kön. Handschreiben, wie z. B. das an die Gemeinde zu Inowroclaw gerichtete, und so strich denn der Geheime Oberregierungs-Rath, außerordentliche Regierungsbevollmächtigte, Curator der Breslauer Universität und Polizeipräsident Heinke die nachfolgenden harmlosen Witze. Wer kann es wagen, nach solchen Vorgängen in Breslau noch einen Kunstritt zu machen?

**) Zwei Wasserkünste, welche Breslau mit Wasser speisen.

Wollen nichts wissen vom schlesischen Kunstglücke;
Sie scheuen sich vor der Nähe der Polacken und Kosacken,
Und wollen sich lieber in der Fremde plagen und placken.
Der graue Bär *) kann sie auch nicht locken,
Worin die Künstler im Winter fröhlich hocken
Und trinken auf der Künste Wohlergehn,
Wenn es ihnen selber auch könnte wohler gehn.

Wir haben in diesen Tagen in der Zeitung gelesen,
Wie das Ausland beurtheilt schlesisches Wesen.
Das Ausland bewundert unsre hohe Cultur,
Sucht sie aber in unsrer Schafzucht nur.
Das Ausland findet uns sehr beglückt,
Ist aber nur von unsern Stähren und Muttern **) entzückt.
Es hat noch viel zu lernen und zu erfahren,
Es weiß noch zu wenig, was wir sind, was wir waren.
Nach Breslau muß gehn der Fremde jetzunder,
Da wird er sehn sein blaues Wunder:
Wie werth, wie begehrt das Theater ist,
Daß die erhöhten Preise***) ein Familienvater vergißt.
O Schauspiel schon heute populär und zünftig,
Was wirst du erst sein im neuen Theater künftig!
Die Börse wird endlich ganz verlassen,
Und ihr großes W.†) wird ganz auf sie passen.
Man verwendet einst auf dich nur alle Kräfte,
Und macht in Theateractien Geschäfte.

In Betreff der Poesie blieb's immer beim Alten,
Und der Eifer dafür wird nimmer erkalten.
Neue Poeten erstehn in allen schlesischen Gauen,
Daß manchen ankommt ein Schauder und Grauen,

*) Versammlungsort des Breslauer Künstlervereins auf der Altbüßerstraße.

**) Schles. Benennung der Widder und Mutterschafe.

***) Während der Anwesenheit der Berliner Hofsängerin Fräulein Löwe.

†) Inschrift an der Börse, aus dem Breslauer Stadtwappen, der Anfangsbuchstabe von Wratislavia.

Und als ein hochverſtändiger Richter ſpricht er
Immer nur von Dichtergelichter
Und ruft: vor 200 Jahren ſtarb Opitz*),
Wo biſt du heute geblieben, o Witz,
O Phantaſie, o Poeſie?
Ich ſage: die Schleſier ſchweigen nie;
Sie laſſen es nicht an gutem Willen fehlen,
Und werden ſich öffentlich und im Stillen quälen,
Die Ehre der ſchleſiſchen Poeſie zu erhalten,
Und ſie ſingen und dichten wie die Alten.
Kaum guckt ein Kind in die Welt ein,
So muß es auch beſungen wie ein Held ſein.
Fährt jemand zur Kirche im Hochzeitsrocke,
So ſitzt die Poeſie vorn auf dem Bocke.
Keiner kann unbeſungen in ſeiner Stube ſtehn,
Keiner unbeklungen in die Grube gehn.
Es giebt keine Reſſource, keinen Club,
Die Poeſie iſt der Cherub und der Beelzebub,
Dem man ein Opfer des Dankes bringt
Und die Opferſchale des Trankes ſchwingt.
Wie ſich dem Meere vermählt der Doge,
Vermählt ſich die Poeſie jeder Loge.
Und mit Poeſie ladet ein auf Karpf- und Stockfiſch
Jedes Jahr ihr treuer Freund Sabiſch**).
Hier, meine Daphne, hier iſt Arkadien gewiß!
Komm hieher, komm, komm, trink und iß!
Hier kannſt du leben wie Apollo unter den Hirten,
Man wird dich mit friſcher Luft bewirthen,
Man wird dich lieben, ehren und preiſen,
Und dir eine Stelle im Gelehrten Schleſien***) anweiſen,
Und haſt du einige Fürſprecher und Mittel,
Auch wol eine Stelle im reichen Spittel†).

*) Der ſogen. Vater der deutſchen Poeſie ſtarb bekanntlich 1639.

**) Ein Breslauer Speiſewirth, der ſich jährlich mehrmals in den Zeitungen poetiſch vernehmen läßt.

***) von Karl Nowack, am 6. Hefte wird bereits gedruckt.

†) Hoſpital zur heil. Dreifaltigkeit, Einkaufsſumme iſt 300—600 Thaler.

Nur wenig Poeten sind fortgegangen,
Was können sie auch in der Fremd' erlangen?
Was kümmert sich darum Nante,
Daß Kopisch übersetzt den Dante?
Was kümmert man sich um Laube in Algier?
Viel eher spricht man von ihm auf jedem Ball hier.
Und ist es nicht Schade, daß Menzel mit seinem Morgenblatt
In Stuttgart noch immer für sich zu sorgen hat?
Hier blüht die Poesie wie die Welt im Frühlingsanfang,
Man sehe die schlesischen Provinzialblätter im Anhang!

(Die bürgerliche und schöne Architectur
Wetteifert mit unsrer schönen Litteratur.
Hat sich doch hoch über alle Lobeserhebung
Breslau verschönert mit seiner Umgebung!
Ins Grab der Vergessenheit gezogen
Ist der alte Ohlauer Schwibbogen;
Vor dem Sinne für das Magnifike
Verschwand so manche grundfeste Boutike;
Und in den Guten-Graupenthurm,
Der getrotzt so manchem Wetter und Sturm,
Hat das Wetter der Aesthetik eingeschlagen,
Und er ist bis auf die Sohle abgetragen.
Doch hat man nicht nur Sinn für's Niederreißen,
Man wird auch aufzubauen sich wieder befleißen.
Ein Museum ist längst schon ausgedacht,
Und es wird gebaut, das ist ausgemacht,
Nur ist man noch nicht einig über Wo, Wie und Wann?
Doch ausgemacht ist es, wer zweifelt daran?
In dies Museum wird man versetzen
Die Bibliotheken mit ihren Schätzen,
Die im Grabe noch ruhen immerfort,
Wie im Rheine der Nibelungenhort.
Doch es gehet die Kunde, von Munde zu Munde
Die glück- und segenverheißende Kunde:
Gebauet wird ein prächtiges Museum!
Bereitet euch vor auf ein mächtiges Te Deum!)

Von der Musik muß ich gänzlich schweigen:
In Breslau hängt der Himmel voller Geigen.

Die schönen Tage der Sontag, Catalani und Schröder
Erneu'n sich immer als Wonnetag' und Theaterköder,
Und die Liedertafeln scheuchen des Lebens Ueberdruß
Mit des Weines und des Liedes Ueberfluß,
Und Akademien und musikalische Zirkel sind bereit,
Einem angenehm zu verkürzen die kurze Lebenszeit.

So ist die Kunst thätig nach allen Seiten und Ecken,
Zu unserer Freud' und der Philister Schrecken.
Es wurde oft geleistet das Unmöglichste,
Und erstaunt war Alles auf's Höchlichste.
Durch Croll*) und die Bajaderen
Kamen die Ballette wieder zu Ehren.
Und mancher brachte die Kunst auf die Beine,
Wenn er auch selber kam auf keine.
Die Kunst hat sich der Küch' und des Kellers bemeistert,
Und die Herrn des Papiers und des Hellers begeistert.
Und was kann in der Welt wol kühner sein,
Als in Schlesien ein rother Rebhühner-Verein?**)
Ja alle Künste gediehn und gedeihn,
Die plastische blieb zurück, nur sie allein.

Wir haben einen Gabeljürge***), der sich gewaschen hat,
Und weder Rock noch Hosen noch Kamaschen hat,
Sondern gedacht ist im antiken Style,
Und gemacht ist mit griechischem Profile.
Wir haben einen marmornen Tauenzien,
Und die nach Breslau kommen, beschauen ihn,
Und denken: wenn solcher vor dem Thor steht,
Was einstens daraus wol noch hervorgeht,
Wenn die Kunst sich der Stadt bemeistert
Und was es drinnen hat begeistert!

---

*) Der unerschöpfliche Breslauer Maître de plaisir, der sich durch seinen Wintergarten unsterbliche Verdienste um das Breslauer Publikum erworben hat.

**) Ein Actienverein, der die französischen rothen Rebhühner nach Schlesien verpflanzen will.

***) So nennt das Volk den Neptunus, der auf einem Springbrunnen des Neumarkts steht.

Und so hat es sich begeben,
Daß wir noch bei unserm Leben
Sahn den alten Blücher sich erheben,
Als General Vorwärts vorwärts streben.
Doch haben wir mit der plastischen Kunst kein Glück,
Hier blieb die schlesische Gunst zurück;
Sie hatte sich erschöpft an diesem Einen*),
Und dachte lange an weiter keinen.
Blücher konnte die Franzosen schneller zum Gehen zwingen,
Als ihn seine Landsleute konnten zum Stehen bringen.
Und dennoch geht's vorwärts mit der plastischen Kunst,
Und sie erfreut sich heut' echtschlesischer Gunst.
Und weil Friedrich der Große vor 100 Jahr
Zum erstenmal in Schlesien war,
Und die Schlesier hat gänzlich eingenommen,
So ist heute die Kunst in die Schlesier gekommen.
Es strömen herbei unendliche Gaben**),
Es füllt sich die Zeitung mit köstlichen Haben,
Und es will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch Ein Meer gebären.
Zwar wollen nun der ein' und der andre denken
Bei den vielen schlesischen Kunstgeschenken:
Der große Friedrich ward mit ihnen eher fertig,
Als die Schlesier mit ihm wol gegenwärtig;
Und mancher 7jährige Krieg kann sich auf der Erde zeigen,
Ehe bei uns der alte Fritze wird zu Pferde steigen.
Auf solche Gedanken aber erwieder' ich:
Hoch lebe der große Friederich!
Hoch lebe die schlesische Kunst und der schlesische Kunstsinn
Und niemals sei für die Kunst die Gunst hin!

Es wurden dann noch zwei Lieder, nach bekannten Melodien, ein Gabriel'sches und Geisheim'sches gesungen. Professor Kahlert

---

*) Erst 1826 konnte die Aufstellung zu wege gebracht werden, nachdem der Guß schon viele Jahre vorher vollendet worden war.

**) Auf 80,000 Thaler ist das Friedrichsdenkmal angeschlagen, und es sind schon über 30,000 Thaler eingekommen.

brachte die Gesundheit des Präsidenten aus, und dieser dankte mit einigen Versen, in die er die schönen Worte aus dem Tasso zu verweben wußte:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Es begann nun eine Sammlung zum Besten der unglücklichen hochbetagten Freundin Schillers, der verwittweten Dr. Albrecht in Hamburg. Der Präsident bevorwortete dieselbe durch ein an den Schillerverein deshalb gerichtetes Schreiben von Friedrich Clemens Gerke, und dankte darauf für die reichlich gespendeten Gaben.

Die fröhliche Stimmung der Gesellschaft war fortwährend im Wachsen und fand neue Nahrung durch einen Trinkspruch, den der Präsident der „besseren Zeit" ausbrachte.

* * *

Unter dem Gesange Schiller'scher Lieder und traulichen Gesprächen endete das Festmal, das wol Jedem irgend eine frohe Erinnerung zurücklassen wird.

Um 8 Uhr setzten sich dann nach echt deutscher Weise die noch übrig gebliebenen Gäste, Stadtverordnete, Stadträthe, städtische Beamte und Professoren um eine große Bowle. In diesem engeren und traulichen Kreise mußte der Präsident des Festes abermals den Trinkspruch auf Se. Maj. den König vortragen, und Jeder der Anwesenden fühlte nun erst recht, wie sehr darin auch seine Verehrung und Liebe gegen den verehrtesten und geliebtesten König des ganzen deutschen Vaterlandes mit ausgesprochen war. Stadtrath Warnke wußte durch Mittheilung einiger vaterländischer Gedichte die überaus heitere Stimmung zu fesseln, und unter Gesängen und Scherzen schied die frohe Gesellschaft von dannen.

So endete das Breslauer Schillerfest am 10. November 1840, und diesmal wirklich zur allgemeinsten Zufriedenheit, denn auch

die hochlöbl. Censur fand am folgenden Tag bei den Zeitungsberichten über dies Fest nicht die mindeste Veranlassung, ihr höchst trauriges Amt in Ausübung zu bringen.

Von meinen Vorlesungen war nur eine zu Stande gekommen. Ich las ein Publicum über das deutsche Volkslied. Elf Zuhörer hatten sich zwar nur einschreiben lassen, es fanden sich aber jedesmal weit über zwanzig ein.

Obschon bereits sehr mißliebig in hohen und höchsten Kreisen, so erhielt ich doch um Weihnachten durch den k. k. Geschäftsträger am Berliner Hofe, Freiherrn v. Erberg von Sr. Maj. dem Kaiser von Österreich in ehrenvoller Anerkennung des Verdienstes meines Allerhöchstdemselben zugesendeten Werkes: Iter Austriacum (Theil 2. der Fundgruben) eine goldene Medaille.

Mein Verhältniß zu Campe hatte sich wieder zu einem guten gestaltet: der erste Theil der U. L. war jetzt sein Eigenthum und er konnte damit ganz nach Belieben schalten und walten; der Vertrag über den zweiten Theil war seinen Wünschen entsprechend abgeschlossen. Wir waren wieder gute Freunde.

Schon in den ersten Tagen des neuen Jahrs erhielt ich einen Brief von ihm (Hamburg 6. Januar 1841), worin er sich über Allerlei offen und traulich gegen mich ausspricht.

Die bei ihm anonym erschienene Schrift: 'Der Bischof Dräseke und seine amtliche Wirksamkeit in der Provinz Sachsen (Bergen 1840)'*) veranlaßte ihn zu folgenden Betrachtungen:

---

*) Dräseke nahm in Folge dieser Schrift seine Entlassung, die ihm 1843 gewährt wurde. Als Verfasser des Büchleins gilt der Pastor König von Anderbeck.

'Überhaupt, glaube ich, wird gegen die Frömmlinge noch einmal ein förmliches Hepp Hepp! eintreten. Die Menschen übertreiben alle billige und schickliche Gränze und dafür ist Was vonnöthen. Fr. W. IV. thäte wohl, sich mit dem Gelichter nicht zu sehr in Cumpanei zu begeben; daß er das thut, ist ein arger, ein böser Mißgriff, der leicht sehr übele Folgen in der Meinung der Menschen erzeugen kann. Gott schütze ihn, Zweifel und Mißtrauen zu erwecken. Ginge er den Leuten in die Falle, es wäre nicht abzusehen, wohin ein solches Verfahren führen könnte.'

'Ein junger Monarch muß felsenfest stehen. Wie die Mutter Natur muß er, der Isis gleichend, seine Brüste Jedem reichen, ihn stärken und nähren; — Keinen darf er abwehren, Jeder erhole sich an ihm! Die Aufgabe mag schwer seyn —, aber darum ist auch nicht Jeder König! Schon in den Spielen der Kinder ist der Beste König, um so mehr für Erwachsene und Gereifte soll diese Aufgabe höher gestellt seyn. Der Reichste, der Klügste, der Beste soll das seyn, uns als Muster vorzuschreiten'

Er kommt dann auf den zweiten Theil der U. L. zu sprechen:

'Für den 2. Theil der U. L. sammeln Sie nur lustig zu. Die Zeit ist nicht poetisch, — sie gähnt, wie ein vollgefressener Gourmand — der nur noch nach Pikantem greift — Hausmannskost reizt ihn nicht mehr; von allem ist genug da. Wenn der Lümmel gestachelt wird, dann erst regt er sich und wird mobil.'

Etwa vierzehn Tage später erhielt ich wieder einen Brief von ihm.

Hamburg 16/1. 1841.

Verehrter Herr Professor!

Aus Berlin empfing ich am 11. d. folgende Antwort:

„Ew. Wohlgeboren habe ich zu benachrichtigen, daß die mit Ihrer Immediat-Eingabe vom 16. v. M. eingesandte Druckschrift: Das Breslauer Schillerfest, zu Allerhöchsten Händen gelangt ist.

Berlin den 7ten Januar 1841.

Müller (? ich lese den Namen so) —."

Was heißt das: Danke? — wie legen Sie das aus? Ich kenne den Inhalt nicht, den Sinn, der darin liegt. Ist vielleicht darin eine Bedeutung: daß der Brief unfrankirt kam, und des dicken Papieres wegen, doppeltes Porto kostete?. Voyons!

Nun habe ich etwas zu berichten, das Sie näher angeht, wie Sie vermuthen. Gutzkow stachelt stets auf Sie im Telegraphen, ich vermuthe: weil Sie ihn nicht besuchten. Einliegend empfangen Sie Nr. 11. des Telegraphen, lesen Sie das Räthsel. —

Ich sah Abends, nachdem am Tage hier das Blatt überall ausgegeben war, also auch an die Posten, den Inhalt und fand es für nöthig, das Blatt — das mit Censur gedruckt ist! — zu confiscieren. Sandte Abends um 10 Uhr auf die Preuß. Post, bat um eine Stafette: die Nummer in Preußen nicht auszugeben, die umgedruckt werden würde.

Dem Censor gab ich einen Wischer, — dieser aber berichtete mir: er habe es gestrichen, die Censur-Behörde habe das Impr. gegeben, jedoch mit Weglassung des Ortes — Breslau!! — Merken Sie auf wen das gemünzt war? Darum und kurzum: ich ließ alles confiscieren und druckte ein anderes Blatt. Ich will Ruhe haben! nicht in Teufelsküche mich transportieren lassen.

Ihnen aber glaube ich diese Mittheilung schuldig zu seyn, damit Sie auf Ihrer Huth sind und Sich nicht von irgend einem Lumpazy was einbrocken lassen, woran Sie zu kauen haben mögten. Diese Nummer lassen Sie nicht sehen, man würde dennoch glauben, Sie wären der Urheber derselben und das

wäre doch jedenfalls sehr unangenehm. Seyn Sie ja vorsichtig. Man ist sehr reizbar in Ihrem Lande!

Was ich that, glaube ich Ihnen schuldig zu seyn, und ebenfalls dem Könige, der erst kurz seine Bahn betreten hat und dem die Dornen überall ietzt schon die Spitzen bieten. Ich habe eben eine Schrift gegen ihn vor mir. Sie ist sehr gut geschrieben, histor. und philos., und würde ich leicht 100,000 davon absetzen; aber, ich will sie nicht drucken, ich gebe sie zurück und werde dem Autor so in die Suppe spucken, daß ihm der Appetit vergehen soll.

Der König sucht sich seine Bahn, Gott leite ihn richtig auf seinen Weg! Er möge irren, irren wir nicht Alle? Aber ich hoffe zu Gott, daß er sich zurecht findet und das wird er, was wir alle wünschen; doch das bedarf seine Zeit, wie jedes Ding, das sich bilden soll. Seyn wir in unserm Verlangen nicht unbillig.

Sie herzlichst grüßend!

Der Ihrige

Julius Campe.

Das Räthsel war von Friedrich von Sallet. Eine Abschrift von seiner Hand besaß ich selbst. Es war in Breslau ziemlich verbreitet. Gutzkow hatte es wahrscheinlich von dort her mitgetheilt erhalten. Es ist unglaublich, was damals Alles für staatsgefährlich betrachtet wurde!

Räthsel.

Zum Kinde sprach der Herr Papa:
„Geh', Kind! und thu' mir dieses da:
Jag' mir die fremden Thiere fort,
Die mir die Saat durchwühlen dort!
Und thust Du das, dann geb' ich Dir,
Was Du schon längst gewollt von mir:

Das schöne Goldstück, blank und schwer.
Sieh! auf den Tisch leg' ich Dir's her."
Auf sprang das Kind bei diesem Wort
Und jagte flugs die Thiere fort.
Dann kam's zurück und rief „Papa!
Nun gieb mir auch das Goldstück da!" —
„Ja wohl! das Goldstück ist nun Dein.
Sieh' her! ich leg' Dir's in den Schrein."
„Wie? Giebst Du mir's nicht in die Hand?" —
„Nein Kind! Dir fehlt's noch an Verstand.
Für Deinen jungen Kindermuth
Sind Rechenpfennige nur gut.
Geh', spiel' damit! Hier hast Du sie,
Und frage nach dem Goldstück nie.
Erwart' es mit Bescheidenheit,
Bis ich's erachte an der Zeit!"
Er nahm das Goldstück in Verschluß.
Das Kind schweigt still, dieweil es muß;
Doch denkt's: „Das ist doch wunderlich:
Was mir gehört, behält er sich."
Es wartet nun Jahr ein, Jahr aus,
Doch der Papa rückt nicht heraus,
Denn er war geizig sehr gesinnt,
Und furchtsam sehr das gute Kind.
Es denkt: „Dereinst im Testament
Der Vater mir's wohl zuerkennt."
Er starb. Das Testament war schön:
Vom Goldstück nur thät nichts d'rin steh'n.

Mama nahm d'rauf 'nen andern Mann.
Da tritt das Kind zum Schrein heran.
„Neuer Papa! o gieb es mir,
Was mir der alte aufhob hier:
Das Goldstück in dem Schube dort!"
Papa, entrüstet bei dem Wort,
Wirft einen Blick auf's arme Kind,
Daß es zu zittern gleich beginnt.
Er war ein unverdross'ner Mann,
Der selbst das Goldstück gern gewann.

Er holt es aus dem Schube vor
Und ſchreit dem Kinde ſtreng in's Ohr:
„Was ſo 'nem Kinderkopf nicht ſcheint!
So hat's der Alte nicht gemeint.
Die Rechenpfennige haſt Du,
Und willſt das Goldſtück noch dazu?
Du haſt das Deine. Dies iſt mein.“
Spricht's und ſteckt's in die Taſch' hinein.
Das Kind, verdutzt, ſprach heimlich: „Ach!“
Und ſo war aus die ganze Sach'.

Nun ſagt mir an, wo das geſchah?
Wer war das Kind, wer der Papa?
Das rathet mir und ſeyd nicht faul!
Und wer's erräth, der halt' das Maul.

* * *

Das gewohnte Einerlei meines Breslauer Lebens wurde plötzlich durch ein Ereigniß unterbrochen, das für mich und meine Hausbewohner leicht einen ſehr unglücklichen Ausgang hätte nehmen können.

Spät Abends am 4. Februar war ich aus einer Geſellſchaft heimgekehrt. Ich war ſehr müde und legte mich gleich ſchlafen. Da träumt mir von Feuer. Ich wache auf und höre ein eigenes Getön: ticktick tick tick ticktick tick ticktick. Ich halte es für Tropfenfall auf ein blechernes Dach vor der Hausthür, oder für das Kniſtern von Feuer, als ob nebenan in der Küche Waſſer zum Waſchen heiß gemacht würde. Ich will wieder einſchlafen. Das Ticktick läßt mir keine Ruhe. Da ſehe ich in meinem Zimmer an der Wand unter der Decke einen rothen Fleck. Ich ſpringe auf, greife hinein und ſpüre, daß es Feuer iſt. Ich ziehe mich ſchnell an und laufe die Treppe nach oben hinauf. Da ſchlägt mir oben die Flamme entgegen. Ich ſchreie fürchterlich. Die Hausbewohner eilen

herbei. Ich suche in meinem Zimmer und meiner Küche mit dem wenigen Wasser, welches mir zur Hand ist, zu löschen so gut es gehen will. Jetzt kommen Nachtwächter, Soldaten, Polizisten, Schornsteinfeger, Gendarmen, Sprützenmänner, Zimmerleute, sogar Ballgäste — Alles will löschen und retten. Ich hatte bereits ein Bücherbrett an der bedrohten Wand geleert. Nur meiner entschiedenen Erklärung, daß nichts gerettet werden sollte, hatte ich es zu verdanken, daß ich nichts von meinen Sachen einbüßte. Als der Heerd des Feuers entdeckt war, wurde das Feuer schnell gelöscht. Durch schlechte Fortführung einer Ofenröhre waren Funken auf einen Balken gefallen und dieser hatte sich nach und nach entzündet. Das Knistern rührte von der Berohrung der Decke her, die schon ziemlich angegangen war. Die mehrere Fuß breite Öffnung, die durch das Feuer und Löschen entstanden war, wurde durch eine Stubenthür mit darunter angebrachter Stütze vorläufig geschlossen, und so mußte ich acht Tage, bis die Sache gerichtlich untersucht wurde, in einer wüsten Stube wohnen.

Eine Breslauer Zeitung gab darüber einen witzig sein sollenden Bericht, der wohlgemeint, aber albern war, und da er auch in andere Zeitungen überging, noch den Meinigen großen Schrecken einjagte. Er lautet:

'Das Feuer, welches hier am Morgen des gestrigen Tages Gefahr drohte, hatte sich einen etwas sonderbaren Platz auserwählt. Die Poetenstube H.s v. F. barg in ihrer Decke den Heerd der Flamme, über das schlummernde Poetenhaupt selbst hatte sich als ein umgekehrter Vulcan die phantastische Decoration von Rauch und Funken gewölbt. Ob daraus ein politisches oder unpolitisches Lied werden wird — jedenfalls hat die Muse des glücklicherweise wohlbehaltenen Dichters Gelegenheit gehabt, an

einem wirklichen und wahrhaften irdischen Feuer heiß zu werden.'

Den 17. März schloß ich meine Vorlesungen und schon den 25. trat ich meine Ferienreise an: ich begab mich zuerst nach Berlin.

Unterwegs lernte ich Herrn v. Kunow kennen. Er ging von Glogau nach Berlin als Geh. Ober-Tribunals-Rath, ein geistreicher, vielseitig gebildeter Mann. Von Ziebingen bis Frankfurt saßen wir im Wagen einander gegenüber und unterhielten uns sehr lebhaft. Er sprach sich über Alles sehr freimüthig aus, und es war mir sehr überraschend, daß er von seinen Berufsgenossen nicht eben besser dachte als ich:

'Unsere jungen Juristen sind so einseitig gebildet, daß sie von nichts etwas wissen als Prozessen. Ich war in Glogau in meinem Verkehre lediglich auf den Präsidenten v. Oswald beschränkt. Ich bedauere ihn, er wird, nun ich fort bin, ganz allein stehen. So oft ich mit meinen Collegen beisammen war, konnte ich ein Gespräch anfangen welches ich wollte, sie schwiegen; wenn ich aber auf Prozesse zu reden kam, da waren sie alle bei der Hand. Nun, es wird sich mit der Zeit zeigen, ob die alte oder jetzige Art, Staatsbeamten zu bilden, die richtige ist. Ich glaube, wenn es so fortgeht, werden wir die untauglichsten Leute in alle Zweige der Verwaltung bekommen: Examina können uns davor nicht schützen, weil die Examinatoren selbst nicht mehr im Stande sind, durch die Prüfung herauszubringen, ob die Candidaten wirklich den Anforderungen des Staats entsprechen oder nicht. Selbst diejenigen, die das dritte Examen glücklich überstanden haben, sind deshalb noch nicht wirklich brauchbar für den Staatsdienst ꝛc.'

Wir sprachen dann über die einseitige Schul- und Universitätsbildung und gingen auf viele andere Mängel und Ge-

brechen der Zeit über. Auch ich äußerte mich sehr freimüthig und schied mit den Worten: 'Herr Geh. Rath, einen Diplomaten mehr haben Sie nicht kennen gelernt.'

27. März. Morgens 1/4 6 Uhr in Berlin. Mein Bruder krank, er leidet am Podagra. Ich bleibe den Tag über meist zu Hause.

28. März. Ich besuche Emil Sommer. Er war mein liebster und dankbarster Schüler. Schüchtern und bescheiden, mit einem zarten, schwächlichen Körper lebte er unter kümmerlichen Verhältnissen. Ich suchte ihm in Breslau Muth einzuflößen und unterstützte ihn mit Rath und That. Als Nösselt's Geschichte der deutschen Litteratur für Töchterschulen 1840 in neuer Auflage erscheinen sollte, wünschte der Verleger, daß ich die ältere deutsche Litteraturgeschichte umarbeitete. Ich schlug Sommer dazu vor, und obschon dieser meinte, er sei der Aufgabe noch nicht gewachsen, so übernahm er die Arbeit doch und führte sie ganz gut aus. Er bekam ein hübsches Honorar und was noch mehr war, er gewann größeres Selbstvertrauen. In Berlin setzte er unter Lachmann anderthalb Jahre seine Studien fort. Und so fand ich ihn nun eben wieder.*)

Ich wollte Curschmann besuchen, der damals für einen der ersten Liedercomponisten galt. Er hatte viele meiner Lieder componiert und manches wanderte damals als beliebtes Concertstück durch Deutschland. Ich hatte vorigen Sommer an Curschmann, während er im Bade zu Salzbrunn war, einige neue Lieder geschickt und war begierig zu erfahren, ob sie componiert waren.

*) Er starb als Privatdocent zu Halle 22. Juli 1846. Ausführlich über ihn Dr. Rumpel im Neuen Nekrolog der Deutschen 1846. S. 456 bis 463.

Sommer begleitete mich. Wir wurden sehr freundlich empfangen. Bald erschien auch Frau Rosa Curschmann. Sie war eine anmuthsvolle, sehr beliebte Sängerin. Ich bat sie, mir einige Lieder zu singen; es würde mir ein doppelter Genuß sein, von ihr ihres Herrn Gemals Compositionen meiner Lieder vorgetragen zu hören. Sie sang, Curschmann begleitete sie auf dem Flügel, wir saßen andächtig da und freuten uns eines Genusses, den wir beide nicht geahndet hatten. Wir dankten herzlich und wollten nun gehen, wurden aber so freundlich zum Mittagsessen eingeladen, daß wir noch länger blieben.

Mit inniger Freude erinnere ich mich heute noch dieser angenehmen Stunden. Noch immer sehe ich das liebenswürdige Künstlerpaar, beide nett und geschmackvoll gekleidet, beide gleich heiter und gemüthlich, und Alles umher im Zimmer so ansprechend und traulich. Es that mir wohl, ein solches Ehepaar auch einmal außerhalb der Romanenwelt gefunden zu haben: beide jung, hübsch, wohlhabend, fein gebildet, liebenswürdig im geselligen Verkehre, ausgezeichnet in der Kunst, rühmlichst anerkannt, und — glücklich.

Dem fröhlichen Frühlinge folgte bald ein trauriger Herbst: Rosa Curschmann meldete mir den Tod ihres Gatten, er starb bei ihren Verwandten zu Langfuhr bei Danzig am 24. September 1841 *). Sie selbst folgte ihm im Juni des nächsten Jahres und ward an seinem Geburtstage beerdigt.

---

28. März. Gegen Abend mit Sommer zu den Grimms. Sie waren seit dem 19. März schon in Berlin. Herzlicher

*) Seine Werke verzeichnet Carl Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins (Berlin 1841) S. 100. 101.

Empfang. Jacob's Erstes war: 'Ich habe mit großer Freude die U. L. gelesen, und sie mir gleich angeschafft, ich weiß, daß Sie keine Gedichte verschenken. Meusebach wollte erst nicht anbeißen; nachher aber, als Sie ihm das Schillerfest geschickt hatten, bequemte er sich. Wenn der König darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.' — Wir blieben drei Stunden beisammen.

29. März. Mein Bruder hatte eine besondere Liebhaberei an Hyacinthen. Jedes Frühjahr hatte er an beiden Fensterbänken eine lange Reihe der seltensten und schönsten; sie standen eben in vollster Blüthe. Ich bat mir zwei davon aus: Goudbeurs und Mars. Mit diesen und einer Fallersleber Knappwurst ging ich zu den Grimms und überreichte sie Wilhelms Frau. Sie freute sich sehr und scherzte: 'Wenn Sie nicht unser Freund schon wären, so müßte ich es jetzt glauben, daß Sie es sind.'

Um 3 Uhr beim Buchhändler Lehfeldt. Ich treffe dort Dr. Moser von Königsberg, Dr. Lehmann und Prof. Benary.

30. März. Theodor Mundt verfehlt. Um 5 wiederhole ich meinen Besuch: 'Ist Herr Dr. Mundt zu Hause?' — 'Nein, Sie sind nicht zu Hause.' — 'Nun, so melden Sie mich mal an!' — Der Herr Doctor und seine Frau (Luise Mühlbach) wollten eben ins Concert gehen, geben aber dies Vergnügen auf und laden mich ein, den Abend mit ihnen zu verleben. Wir sind sehr heiter. Ich theile viele Lieder aus dem neuen Theile der U. L. mit und freue mich, daß sie gefallen.

31. März. Ich lese die alten Vorreden Bürger's zu seinen Gedichten. In der von 1789 sagt er:

'Allein ein edler und tapferer Mann muß, kraft der ihm zuständigen menschlichen, europäischen und deutschen Bürgerfreiheit, die er für sich, seine Mitbürger und Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit sein soll, sich nie scheuen, klare und offenbare Weisheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich schon oft genug von Anderen vergeblich geschehen sein sollte.'

Curschmann und Risch machen Gegenbesuche.

Dann bei Bettina (unter den Linden 21). Sie empfängt mich gleich mit den Worten: 'Von dem Augenblicke an, daß Sie in Cassel sich mit mir gegen Lachmann vereinigten, da flogen unsere Herzen zusammen und sind nun ewig vereint.' Sie blieb einmal dabei, daß Lachmann der Berufung der Grimms nach Berlin entgegen zu wirken versucht habe. Wir sprechen viel über Politik. Ich muß ihr viele neue Lieder vorlesen und singe ihr zum Abschiede noch (Rheinlied und Rheinleid):

In jedem Hauf' ein Klimperkasten.

Nächstens soll ich mit den Grimms bei ihr einen Abend zubringen.

1. April. Ludwig Erk besucht. Er ist Lehrer der Musik am Kön. Seminar für Stadtschulen. Er hat mit W. Irmer 6 Hefte 'Volkslieder mit ihren Singweisen' herausgegeben, eine werthvolle Sammlung, die er jetzt allein unter dem Titel: 'Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien' fortsetzt. Er hat hübsche Studien gemacht und viel gesammelt. Wir unterhalten uns meist nur über Volkslieder.

Abends bei Grimms, trauliche Unterhaltung, ich fühle mich sehr heiter und milde gestimmt.

2. April. Lachmann hat den Grimms als Willkomm zu ihrer Ankunft 19. März 1841 in Berlin die zweite Auflage des Nibelungenliedes gewidmet. Mein Bruder meint: 'Die Widmung ist billiger als eine Fallersleber Knappwurst.'

Dr. Carriere und Sommer besuchen mich. Sie äußern sich mißbilligend über die sehr gemeinen Ausfälle Gutzkow's in seinem Telegraphen. — Später kommt Mundt.

Um 1 auf der Bibliothek. Ich treffe Droysen, der mir große Hoffnung macht auf eine Professur in Kiel.

Es ist heute mein Geburtstag. Ich weiß ihn nicht besser zu feiern als bei den Grimms. Ich gehe noch Abends zu ihnen und nehme mit eine Flasche Rosé von Chanoine Frères, Wurst, Apfelsinen, Fallersleber Räucherpulver und ein Stück Felsen von Helgoland. Wir sind recht heiter.

3. April. F. W. Jähns besucht mich. Wir sprechen viel über compositionsartige lyrische Gedichte.

Auf der Bibliothek zeigt mir Dr. Friedländer die neulich erst erworbene musicalische Sammlung des Musikdirectors Naue in Halle.

Zum Mittagsessen bei Dr. Lehmann. Zugegen auch Dr. Waldeck und Dr. Dönniges. Mit letzterem streite ich viel über Preußenthum. Daß es mit dem seinigen nicht so gewaltig war, bewies er bald selbst: 1847 trat er ganz in baierische Dienste, nachdem er bereits 1842—45 als Professor der Staatswissenschaften den Kronprinzen Max von Baiern begleitet hatte.

Abends in der geographischen Gesellschaft: Oberst O'Etzel, Dove, Poggendorf, A. Zeune ꝛc.

4. April. Um 11 bei Jähns. Er hat 16 Lieder von mir componiert, die er mir alle vorsingt, und später, so weit

sie gedruckt sind, schenkt*). Einige finde ich ganz vortrefflich, namentlich aus Op. 20:

Nun schweigt die Höh, nun schweigt das Thal.

Abends bei Dr. Friedländer, Custos der kön. Bibliothek. Ich treffe dort mehrere seiner Verwandten und Freunde: Droysen, Bendemann mit Frau, Maler A. Kretschmer. Letzterer, der erst jüngst von seiner Reise zurückgekehrt, erzählt sehr hübsche Geschichten. Als er den Sultan malen sollte, erschien Kretschmer im Frack. Der Sultan darüber verwundert, fragt ihn, wie er dazu käme, in einem so kleinen Rock zu erscheinen? 'Kaiserliche Majestät, erwiedert K., wenn wir jemanden ehren wollen, so ziehen wir einen Frack an.' — 'O, meint der Sultan, da ehrt man doch jemanden mehr, wenn man zu ihm kommt in einem langen Kleide, darin ist doch mehr Tuch.'

5. April. Morgens mit den Liederbüchern beschäftigt, die ich aus der kön. Bibliothek geliehen. — Nachmittags mit Carriere, Sommer und Oppenheim spaziert.

Um 6½ Uhr zum Minister Eichhorn. Unter den etwa 30 Audienz-Suchenden bin ich der vierte, der vorgelassen wird. Ich kam auf meine Eingabe vom 30. Juni v. J. zurück. Der Minister wußte nichts davon, wußte aber auch eben so wenig von unseren Universitäts-Einrichtungen. Als ich ihm darzuthun suche, wie nachtheilig es für die philosophische Facultät sei, daß die Studenten fast nichts von dem was dieselbe lehrte zu hören brauchten und daß sie angewiesen seien, durch Testata gewisse Vorlesungen als gehört sich bescheinigen zu lassen, und daß diese Testata gar nichts bewiesen, nicht einmal den Besuch der

*) S. das Verzeichniß in C. Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins S. 266. 267.

Vorleſungen, — da meinte der Herr Miniſter zwar erſt, wenn den Studenten nicht befohlen würde, dies oder jenes zu hören, ſo würden ſie gar nichts hören, ſtimmte mir denn doch ſpäter bei, daß die Teſtata unnütz ſeien und füglich abgeſchafft werden ſollten. — Ich zeigte ihm nun die Aushängebogen meines Verzeichniſſes der altdeutſchen Handſchriften der Wiener Hofbibliothek und deutete an, daß ich ſpäter ein Handbuch der altdeutſchen Poeſie herausgeben wolle, wozu ich aber noch manche Reiſen machen müſſe. Der Herr Miniſter war zum Urlaubertheilen auf ein halbes Jahr geneigt, von einer Unterſtützung war keine Rede. Endlich forderte er mich auf, ihn an meine Eingabe ſchriftlich zu erinnern, was auch den folgenden Tag ſchon geſchah. Und ſo empfahl ich mich Sr. Excellenz. — Bei den Grimms dann wieder einen angenehmen Abend wie auch den Charfreitag.

Bis zum 14. April nichts Bemerkenswerthes, nur den erſten Oſtertag (11. April) im Sonntagsverein. Aſſeſſor Streber bringt mir eine ſchriftliche Einladung. Um 5 Uhr dort. Sie leſen ſich ihre eigenen Gedichte vor und kritiſieren ſie dann. Nachdem die Sitzung aufgehoben, giebt Smid noch ein Trauerſpiel zum Beſten. Zuletzt ſpielt der Hoffänger Schneider ſpaniſche, franzöſiſche ꝛc. Volkslieder. Der Mann, den ich kennen lernen ſollte, Dr. von Mühler, war bald nach meiner Ankunft fortgegangen. Er hätte damals ſchwerlich ſingen können ſein 'Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus', denn es ging ſehr nüchtern zu.

15. April. Im Concertſaale des kön. Schauſpielhauſes zum Beſten des Fons caritatis (armer Schullehrer) große muſicaliſche Geſangaufführung 'vaterländiſcher Geſänge' unter Leitung des kön. Muſikdirectors Wieprecht. Von mir werden

drei Husarenlieder gesungen, zwei von E. Richter, eins von Wieprecht componiert. Ich war zugegen. 'Ich bin Husar gewesen, ein preußischer Husar' fand rauschenden Beifall und mußte wiederholt werden, so auch das letzte von Wilhelm Wieprecht: 'Es ist nichts Lust'gers auf der Welt.'

16. April. Am Morgen bei Glaßbrenner, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen machte.

17. April. Mit Moriz Bielfeld im Opernhause: die 40 französischen Bergsänger singen, eigenthümlich, aber nicht sonderlich. Zuletzt Bär und Bassa, zu dumm.

18. April. Abschied von den Grimms. Hermann baut Festungen aus Pappe. Seine Mutter bemerkt: 'Der Junge hat viel Geschick zum Bauen, er will Baumeister werden. Bei dem Studieren kommt freilich nicht viel heraus.' — 'Ja freilich, erwiedere ich, es kann nicht jeder die Brüder Grimm werden.' — 'Nun, meinte sie, die Brüder Grimm sind jetzt Liebhaberei'. Bei diesen Worten erschrak sie und bat mich, sie um Gotteswillen nicht weiter zu sagen.

Mein Bruder war immer noch sehr leidend. Obschon seine Krankheit nicht bedenklich war — ein heftiger Brustkrampf hatte sich nicht wiederholt —, so war mir mein diesmaliger Aufenthalt doch sehr getrübt. Ich nahm Abschied mit dem Gefühle, daß wir uns bald gesund und munter wiedersehen würden.

Noch denselben Abend reiste ich ab. Am Morgen in Brandenburg. Ich besehe mir den Roland auf dem Markte. Es ist noch früh am Tage. Eine Hökerin öffnet ihre Bude neben dem Roland und freut sich, daß ich ein Alterthumsforscher bin. 'Vor hundert Jahren soll der Mann noch gelebt haben.'

— 'Ja, liebe Frau, das ist wol möglich, aber nicht wahrscheinlich.'

Den nächsten Abend bei Schwetschke d. ä. Den Morgen darauf besuche ich seinen Bruder, den Dr. Gustav. Wir spazieren auf den Berg und am Nachmittage zugleich mit Leo und Eckstein nach Giebichenstein. Damals noch Alles freisinnig und einig, wenigstens äußerlich, und in freundlichem Verkehre mit einander. Wir fanden uns Abends bei Gustav ein, trafen dort seinen älteren Bruder und ihre Schwäger, und blieben bis Mitternacht alle in heiterster Stimmung beisammen. Gustav brachte folgenden Trinkspruch auf mich aus:

Wie mit lindem Wehen und Weben
Hauche des Lenzes uns umschweben:
So mild tönt Hoffmann von Fallersleben.

Aber wie brausend die Wogen sich heben,
Schäumend zu Kiel und Masten streben:
So wild rauscht Hoffmann von Fallersleben.

Es wogen auf und gleiten nieder
Politische und Liebeslieder.

Lob sei dem Sangesmeister gegeben,
Hoch soll leben
Der Dichter Hoffmann von Fallersleben!

In Leipzig einen Tag. Ich treffe Dr. Eduard Burckhardt. Wir kannten uns von Dresden her. Sehr ergötzlich sind mir seine Mittheilungen über Tieck, den er zuweilen besuchte. 'Wie gefällt Ihnen denn H. v. F.?' — Tieck: 'Das ist noch der Student von Anno 15.' — Ferner, als ich mich vielleicht etwas zu rücksichtslos über Tieck's Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein geäußert hatte: 'Das hätte er mir doch auf eine humanere Weise sagen können?' — Tieck über Alfieri: 'Er ist Republicaner und damit ist Alles gesagt.'

Burckhardt war ein schlagfertiger Publicist und gewandter Darsteller der neuesten Zeitereignisse. Er ist mir nachher ganz aus der Kunde gekommen.

Robert Blum und Dr. Wuttke besuchen mich. Später treffen wir uns in der Stadt Berlin.

Den 22. April nach Dresden. Unterwegs Braun von Braunthal, den ich seit 1829 zum ersten Male wiedersehe. Damals war er Protestant geworden, soll aber, weil er seine Rechnung nicht dabei fand, bald wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sein. Er ging 1830 nach Wien. Ein österreichisch-gutmüthiger, aber zerfahrener Mensch, wie im Leben so in seiner Schriftstellerei*).

Das wunderschöne Wetter fesselte mich, ich spazierte viel in und um Dresden, im großen Garten, und machte mit Postsecretär Martin und Braunthal einen Ausflug in den Plauenschen Grund.

26—28. April in Zittau bei Moriz Haupt. Frohes Wiedersehen. Ich schreibe die Vorrede zu meinem Verzeichnisse der Wiener Handschriften**).

Die beiden letzten Tage des Aprils in Görlitz. Schönes Wetter und heiterer Verkehr. Ich wohne wieder bei Leopold Haupt. Baron von Stillfried und Polizeirath Köhler unsere Mittagsgäste. Nach Tische Wanderung nach dem freundlichen Hennersdorf. Noch zwei Görlitzer, Dr. Tillich und Kaufmann Hecker schließen sich an. Ich singe einige U. L. Dann in

*) Vgl. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon Österr. 2. Bd. S. 122. 123.

**) Erschien bald nachher:
Verzeichniss der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1841. 8°. XVI. 429 SS.

Folge davon ein langes Gespräch, das der Herr Baron mit einem Hoch auf Se. Majestät beschließt.

Die ersten acht Tage des Mais verlebe ich bei meinem Freunde Kießling zu Eichberg im Hirschberger Thale.

Den 8. Mai wieder in Breslau. Ohne Hoffnung auf Verbesserung meiner amtlichen Stellung war ich heimgekehrt, und so war ich denn nicht im Mindesten überrascht, daß abermals nichts für mich geschah. Se. Excellenz der Herr Minister Eichhorn schrieb mir unter anderm am 11. Mai 1841:

'Die Geschichte der deutschen Universitäten lehrt, daß Professoren, die mit einem lebendigen und nachhaltigen Eifer für das ihnen anvertraute Lehrfach durchdrungen sind, und mit einer gründlichen Gelehrsamkeit die erforderliche Lehrgeschicklichkeit verbinden, auch für ihre Vorlesungen überall eine lohnende Theilnahme von Seiten der Studierenden finden. Gern gebe ich der Hoffnung Raum, daß es auch Ihnen noch gelingen wird, für das Ihnen anvertraute Lehrfach der deutschen Sprache und Litteratur eine größere und Sie selbst befriedigende Theilnahme unter den dortigen Studierenden zu wecken, wenn Sie nur mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint, Ihre Hauptthätigkeit Ihrem akademischen Lehrberufe zuwenden wollen. Sie werden dann auch zu der Überzeugung gelangen, daß es nicht erst der in Ihrer Erklärung vom 30sten Juni v. J. in Vorschlag gebrachten die bisherige Verfassung der diesseitigen Gymnasien und Universitäten und den ganzen öffentlichen Unterricht in den Königlichen Staaten wesentlich abändernden Mittel bedurfte, um auch auf der dortigen Universität ein gründlicheres und umfassenderes Studium der deutschen Sprache und Litteratur einheimisch zu machen.'

Der Minister oder einer seiner Räthe war also auf meine Eingabe vom 30. Juni v. J. eingegangen. Daß mir zuge-

muthet wurde, in meinem 43. Lebensjahre mit 500 ℛ Gehalt als Professor ordinarius nur meinem 'akademischen Lehrberufe' zu leben, war doch mehr als naiv.

Und dann noch der schöne Schluß:

'Wenn Sie meiner im Obigen angedeuteten Erwartung entsprechen, wird es mir eine angenehme Pflicht sein, auch auf die Verbesserung Ihrer äußeren Lage Bedacht zu nehmen.'

Also um einem unbestimmten Minister-Versprechen zu genügen, sollte ich wer weiß noch wie lange Publica umsonst und gestundete Privatvorlesungen halten und nach wie vor kümmerlich leben!

Mein sel. Vater pflegte bei solchen Dingen mit Claudius zu sagen:

Sie setzten mir den Thrankrug her,
Ich aber ließ ihn stehen.

Sallet war zu Ende des Jahres 1838 nach Breslau gekommen und beabsichtigte eine Zeitschrift zu gründen. Er dachte dabei auch an mich und suchte meine Bekanntschaft. Durch Vermittelung seines Freundes Moecke trafen wir uns in einem Weinhause und sprachen über das beabsichtigte Unternehmen und die litterarischen Zustände Breslaus. Es war zwar nur eine oberflächliche Bekanntschaft, so viel aber hatte ich gemerkt, daß wir wenig zusammen paßten; für mein jugendlich lebendiges Wesen war Sallet zu ruhig, zu ernst und schweigsam. Ich hörte dann von der Zeitschrift nichts wieder, auch nichts mehr von Sallet.

Erst im J. 1840 sahen wir uns wieder, aber nur am dritten Orte. Es war die Zeit der politischen Aufregung und

die Freisinnigen suchten sich zu nähern und zu einigen. Ich machte den Vorschlag, jede Woche einen Abend uns in der Weinhandlung Philippi einzufinden. Es verstanden sich dazu Friedrich v. Sallet mit seinen beiden Stiefbrüdern Jungnitz, J. Moecke, damals Doctorandus Juris, Dr. Stein, Lehrer an der höheren Bürgerschule und Maler Resch.

Einige Male kamen wir zusammen. Es wurde aber jedes Mal so heftig gestritten, daß ich alle Lust und allen Muth verlor, auf diese Weise mich gesellig zu zerstreuen und zu erquicken. Die Gegensätze zwischen mir und den übrigen waren zu groß, als daß eine Einigung möglich gewesen wäre. Während sie für das Unerreichbare schwärmten, hielt ich mich an das Erreichbare. Während sie für ihre Ideen sich einen Grund und Boden schaffen mußten, hatte ich den meinen bereits, es war das Vaterland, nur Deutschland. Während sie sich außer der Gegenwart stellten, stand ich mitten darin und hielt mich mit meinem Wollen und Wirken an das Leben. Sie sahen ihre Ideen nur verwirklicht in der ersten französischen Revolution und erwarteten nur von den Franzosen das Heil der Welt. Mit wahrer Berserkerwuth fuhren sie über mich her, weil ich mich entschieden dagegen aussprach. Eines Abends gingen sie so weit, daß ich erklären sollte, die französische Revolution sei ein entschiedener Fortschritt für die Menschheit! als ob das überhaupt ein vernünftiger Mensch bezweifeln könnte?

Sallet verhielt sich gewöhnlich still, nur selten betheiligte er sich an unseren Streitereien, die schließlich zu weiter nichts führten als daß wir statt uns zu nähern nur noch ferner standen als vorher und ich allein mit meinem Freunde Resch hinfort bei Philippi ruhig und gemüthlich mein Beefsteak verspeiste und meinen Schoppen dazu trank.

Sallet's 'Laien-Evangelium', schon Ende 1839 vollendet, war nun gedruckt erschienen bei August Schulz in Breslau, wegen der preußischen Censur mit der Verlagsfirma 'Volckmar in Leipzig.'

Ich konnte mit dem besten Willen mich mit dem Buche nicht befreunden. So sehr ich den Zweck billigte, der darin verfolgt wird, so wenig konnte mich die Ausführung befriedigen. Es kostete Mühe mich durchzuarbeiten, und wenn ich dann dachte, wie das die Laien fertig bringen sollten, so mußte ich bedenklich den Kopf schütteln.

Offenbar hatte Sallet seinen Stoff nicht so bewältigen können, daß derselbe klar in schöner Form für alle und jeden genießbar wurde. Er hat das selbst gefühlt und schreibt an seinen Bruder:

'Es ist mir für diesmal gar nicht um den Anbau des Helikon zu thun, sondern lediglich um Förderung der großen religiösen und sittlichen Reformation Deutschlands, und ich freue mich, daß Du mich nicht als einen lorbeerkranzerstrebenden Kunstpoeten, sondern als einen Menschenfischer ansiehst. Möchte man mich doch nicht als einen Poeten beurtheilen, sondern auf die Sache eingehen.'

Sallet hatte die Absicht zu wirken, nicht auf die Gelehrten, sondern auf die Laien, das eigentliche Volk. Diese Absicht war verfehlt. Denn was man als Wahrheit dem Volke verkünden will, muß man ihm klar und in gefälliger Form mittheilen, damit es gern gelesen und immer wieder gelesen wird. Das ist in Bezug auf das Laienevangelium meine und auch wol aller Unbefangenen Ansicht. Selbst der so sehr anerkennende Recensent in den Blättern für lit. Unterhaltung (1843. Nr. 209. S. 838) sagt:

'Hin und wieder scheint aus der Sprache des Büchleins hervorzugehen, daß er mit der Sprödigkeit des Stoffes gerungen habe, so eckig und holperig kommt mancher Gedanke ans Tageslicht, so unmanierlich klingt mancher Vers, in welchem er dem unwilligen Ohre des Lesers einen Trochäus statt eines Jambus giebt.'

Ich fand jetzt keine Veranlassung, meine Ansicht gegen Sallet auszusprechen: er hatte mich ja vor dem Drucke nie zu Rathe gezogen. Nur gegen Andere hatte ich mich vertraulich nicht günstig geäußert. Sallet war das zu Ohren gekommen. Es focht ihn gar nicht an, und wir blieben gute Freunde. Ich stand ihm nahe durch das was er war und was er wollte, nur in Betreff des wie blieben wir uns fremd. Sallet war eine durchaus reine, edele Natur, voll Begeisterung für Freiheit und Recht und erfüllt von der Pflicht, für die höchsten Güter der Menschheit zu streben und zu wirken.

Während Gutzkow's Telegraph die gemeinsten, niederträchtigsten Ausfälle gegen mich brachte, war es mir eine doppelte Freude, daß in Schlesien und von Sallet eine anerkennende Anzeige des ersten Theils der U. L. erschien im Literaturblatt von und für Schlesien Mai 1841:

1. Unpolitische Lieder von Hoffmann von Fallersleben. 1. Theil. 2. Aufl. Hamburg bei Hoffmann u. Campe. 1840. VIII. u. 204 S. 8. Geh. 1 rtl.

No. 1. Der Dichter dieser Lieder ist bekannt und geliebt, und seine Stirn schmückt schon längst ein „wohlersungnes Lorbeerreis." Unbefangne, bescheidne Anmuth, Wahrheit und Ursprünglichkeit der Empfindung und ein frischer, melodischer Ton und Takt sind die Haupt-Charakterzüge seiner Poesie. Seine Lieder singen sich von selbst, und man kann sie singen, ohne dabei irgend noch an den Dichter zu denken, eben weil man über der schlichten und

eben darum originellen Natürlichkeit ganz vergißt, daß so etwas von Jemandem gemacht sei. Seine ewig unerschöpflichen Stoffe sind: Frühling, Wein und Liebe. In dem vorliegenden Bändchen aber hat er sich, wie der Titel leicht errathen läßt, in ein anderes Gebiet gewagt. Auch diese ächt lyrische Natur hat sich dem Strom der gewaltigen Zeit nicht entziehen können, und dies gereicht ihr nicht zum Tadel, sondern zum Lobe und zum Beweis lebendiger Tüchtigkeit. Eine tiefsinnige, wissenschaftlich strenge politische Weltansicht wird Niemand hier suchen wollen, der da weiß, was Lieder sind. Sie wäre auch in der That ganz an der unrechten Stelle. Es sind nur wechselnde Empfindungen und Stimmungen, die uns begegnen und sich als Spott, Scherz, Klage, auch wohl augenblicklichen Aerger, Ermunterung, Hoffnung und Tröstung musikalisch ausprägen. Die Stoffe sind nicht grade immer politisch. Auch manches Andere, z. B. die todte Buchstabengelehrsamkeit, die das deutsche Leben verkümmernde Latinität ꝛc. findet seinen Platz. Eine gehässige Bitterkeit ist dem Dichter fremd. Schon die ganze Einrahmung des Werkchens ist eine heitere, ja man kann sie eine lustige nennen. Es zerfällt nämlich in sieben Sitzungen, deren erste mit dem früher schon bekannten Gedicht: „Knüppel aus dem Sack", jede folgende aber regelmäßig mit einem Trinkliede mit dem, ebenfalls sich regelmäßig wiederholenden, biderben Motto: „Dô huob er ûf unde tranc" eröffnet wird. Auch der größere Theil der übrigen Lieder bewegt sich in einem scherzhaften Ton, der jedoch kein leichtsinniger, frivoler ist, sondern dem der Ernst und die Treuherzigkeit einer wahrhaften Gesinnung immer zum Grunde liegt. Kecke und überraschende Witze und Wortspiele tauchen oft unerwartet auf. Der Witz unsers Dichters ist aber weder ein dünkelhafter, coquetter und widerlich verzerrter, wie der des unredlichen Heine, noch ein vornehmer Frack- und Salon-Witz, noch auch der pedantisch ausgeklügelte Epigrammenwitz des vorigen Jahrhunderts, sondern er

ist durchaus naiv und gesund, derb, ohne irgend gemein zu werden, ächt poetisch, oder, wie wir ihn am besten zu bezeichnen glauben: es ist ein volksthümlicher Witz. Deshalb bildet er auch durchaus keinen schneidenden und störenden Contrast zu den ernsten und elegischen Stimmungen, die ihn durchschlingen, die gegen das Ende des Werkchens hin, nach einem sehr richtigen Takt des Dichters, vorwaltend werden und uns den versöhnenden Blick in ein treues, kräftiges und mildes, in ein ächt deutsches Gemüth öffnen, das, obgleich oft schmerzlich berührt, doch nimmer verzagt an der Menschheit und der Zeit, sondern in seiner eigenen Tüchtigkeit und Klarheit die sichere Gewähr findet, daß sich noch Alles zum Guten wenden muß. Wir glauben daher, daß dieses Liederbuch Allen, die nicht engherzig und im Bann starrer Vorurtheile befangen sind, zur wahren Herzenserquickung gereichen wird. Auch hat sich die öffentliche Meinung bereits günstig dafür ausgesprochen, da in auffallend kurzer Zeit nach dem Erscheinen der ersten Auflage schon eine zweite nothwendig geworden ist. Daß manche Leute auch über dieses bescheidene Büchlein ihre hergebrachten Gemeinplätze von: „Eitelkeit", „Selbstsucht" ꝛc. ausgießen mögen, ist nicht zu verwundern. Seltsam aber ist es, daß Jemand aus bloßer Eitelkeit etwas Gesundes und Frisches zu Stande bringen, und gewiß noch viel seltsamer, daß Jemand aus Selbstsucht das Fortschreiten in seiner bürgerlichen Stellung, ja diese selbst, gefährden sollte. Dies hat Hoffmann durch die Herausgabe des vorliegenden Werkchens, mit offener Nennung seines Namens, allerdings gethan. Daß der Dichter dennoch unangefochten und seine Lieder ununterdrückt geblieben sind, ist dankbar anzuerkennen, und ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Mit Sicherheit vorauszusehen war es aber nicht. Sollen wir aber wirklich die einfachsten Begriffe so ganz und gar verkehren, daß ein frischer, freier Muth (sollte er auch zuweilen etwas über die Schnur hau'n) fortan als ein Schandfleck, die, Alles Krumme gerad

sein lassende, Stumpfheit oder Feigheit aber als ehrenhaft gelten soll?

Mein Werk über die altdeutschen Handschriften zu Wien war erschienen. Am 13. Mai sendete ich das Zueignungs-Exemplar an Grafen Moriz von Dietrichstein, den Präfecten der k. k. Hofbibliothek.

Ich hielt es nicht der Mühe werth, auch einem hohen Ministerium in Berlin ein Exemplar zu verehren. Dagegen kam ich um Urlaub ein, der mir auch 2. August bewilligt wurde.

Meine Vorlesungen hatte ich geschlossen und am 3. August trat ich meine zweite Reise nach Helgoland an.

Ich reise schnell und bin doch erst den 6. August in Dresden. Nachdem ich gehörig ausgeschlafen, gehe ich mit Mosen auf die Brühlsche Terrasse und in die Kunstausstellung. Gemälde genug, aber nur wenige, die eines längeren Betrachtens werth waren, dennoch fanden wir uns ganz befriedigt.

Denselben Tag noch in Leipzig. Abends im Hôtel de Bavière mit Robert Blum, seinem Schwager Günther, Herloßsohn, Demme u. a. Der Kreis viel zu groß, als daß man zu einer erquicklichen Unterhaltung hätte kommen können.

Den 6. August Morgens 10 Uhr von Magdeburg mit dem Dampfschiffe Elisabeth nach Hamburg. Ich sehe mir die Fremden an und spreche bald mit diesem, bald mit jenem. Nach einiger Zeit entspinnt sich eine längere Unterhaltung zwischen mir und zwei älteren Herren. Sie scheinen besonderen Gefallen an mir zu finden. Das ist einer Frau aus Weimar sehr auffällig. 'Wer mag denn das sein, fragt sie ihren

Nachbar, mit dem sich unser Minister immer unterhält? das ist wol ein Edelmann?' — 'Nein, ein Professor aus Breslau!' — 'So! das ist wol ein sehr berühmter Mann!' — Auf diese Weise erfahre ich denn aus dritter Hand, wer die beiden Herren sind: der eine der weimarische Minister von Gersdorff, der andere sein Bruder von Eisenach. Da ich nun weiß, wer die Herren sind, so suche ich das Gespräch auf Weimar zu lenken und höre dann manche hübsche Geschichte aus der letzten Götheschen Zeit. Nur eine ist mir noch erinnerlich. Als Goethe sich um den Schutz seiner Werke an die Bundesversammlung wendet, gefällt das dem Großherzog schlecht, er meint: 'Goethe fängt an zu terminieren.'

Von 9 Uhr Abends bis des Morgens 2 Uhr bleiben wir auf der Elbe liegen und kommen erst Mittags 12 Uhr in Hamburg an.

Ich verweile hier vier Tage, die mir sehr rasch vergehen. Nachdem ich Campen das Manuscript des zweiten Theils der U. L. eingehändigt habe und er mir den alten Vertrag unterzeichnet hat, bin ich mit dem Geschäftlichen fertig.

Ich verkehrte viel mit François Wille. Er hatte als Herausgeber der Neuen Zeitung dieselbe zu einem Blatte aller Freisinnigen gemacht, besonders der verfassungsgetreuen Hannoveraner. Er vereinigte viel Geist mit vieler Sinnlichkeit, ernstes männliches Streben mit jugendlichem Leichtsinn. Er war lebendig und rasch in seinem ganzen Wesen, witzig und ergötzlich im Erzählen, rücksichtslos gegen Ansichten und Lebensverhältnisse Anderer, zumal wo ihm Philisterei, Dünkel und Engherzigkeit entgegentraten oder wo er niederträchtige Gesinnung gewahrte. In vertrauten Kreisen pflegte er gerne burschicos und renommistisch zu sein, wenn er auf seine Studentengeschichten und

Junggesellenabenteuer zu sprechen kam. Für seine Ansichten trat er nicht bloß mit der Feder in die Schranken, die Schmarren seines Gesichts zeigten, daß er auch die Klinge geführt hatte und wie man nicht zweifeln durfte, unter Umständen noch führen würde. Er mochte sein wie er wollte, er war immer ein interessanter Gesellschafter und tüchtiger Publicist. Ich verkehrte sehr gerne mit ihm.

Er kannte seine Leute sehr gut und namentlich Campe. Wenn er auf diesen zu sprechen kam, so wußte er so viele kleine Geschichten von ihm in seine Charakteristik einzuweben, daß man eine Photographie von Campe bis aufs Härchen vor sich zu haben glaubte. Als ich sagte: 'Campe war eben sehr verdrießlich', meinte Wille: 'Es ist besser, daß ich Campen als Sie verdrießlich sehe.'

Wienbarg lernte ich nur flüchtig kennen. Er war mißmüthig, seine äußeren Verhältnisse drückten ihn.

Mit Buchhändler Kittler besuchte ich den Hamburger Diplomaten Carl Sieveking. Wir kamen auf Politik zu sprechen und unterhielten uns ziemlich lange. Er gehörte nicht zu den Hoffnungsseligen: 'Was soll aus Deutschland werden? Der König war unsere letzte Hoffnung. Nun, vielleicht wird noch Alles gut.' Über die Fortsetzung meiner U. L. war er sehr erfreut und wünschte die baldige Erscheinung.

Vom 11. August bis 5. September in Helgoland.

Am Bord waren mehrere Hannoveraner, lauter Oppositionsmänner, und einige Exemplare der U. L., die fleißig gelesen wurden. Der Herr Minister v. Gersdorff unterhielt sich viel mit den Hannoveranern und erfuhr nun erst, wer ich war. Als wir uns einschifften, trat er an mich heran: 'Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär —' und nahm Abschied.

Am ersten Abend fanden sich die Hannoveraner im Conversations-Hause ein: Diederichs und Dr. Gerding aus Celle, der Abgeordnete Kröncke, Drewes, von der Osten u. a. Es ging recht munter her. Damit wir aber nicht dächten, daß es in dem freien Helgoland keine Polizei gäbe, so mußten wir auf die Marseillaise verzichten, denn die Musicanten durften sie nicht spielen.

Den 21. August erwarteten wir hannoversche Landsleute. Wir fuhren in einem Boote mit hannoverscher Flagge der Henriette entgegen. Kanonenschüsse meldeten uns die Ankunft unserer Freunde. Das Conversations-Haus war der Versammelungsort. Nach wechselseitigen Begrüßungen nahmen wir Platz an einer langen Tafel und speisten zu Nacht. Es folgte eine Reihe von Trinksprüchen, die alle mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Dr. Freudentheil: die gute Sache! Ein anderer: Stüve! Ich: die deutschen Frauen! dann: die Unfähigen!

Darauf las ich mein Gedicht auf den Hamburger Correspondenten, der als 'Unparteiischer Correspondent' nicht nur Partei für Ernst August nahm, sondern auch schamlos die hannoverschen Verfassungsfreunde besudelte.

Das Unerklärliche.

Mel. Kommt ein schlanker Bursch gegangen.

Die Natur gab Jedem etwas,
Etwas was man brauchen kann:
Zog den Fischen Schuppenröcke
Und den Schafen Pelzwerk an.

Gab den Ochsen große Hörner,
Einen Schweif den stolzen Pfau'n,
Gab den Hasen schnelle Füße
Und den Tigern scharfe Klau'n;

Gab den Hummern starke Scheeren,
Böses Gift der Schlangenbrut,
Gab den Mücken einen Stachel
Und den Löwen Kraft und Muth.

Alles auf dem Erdenrunde,
Alles ist erklärlich noch:
Aber wozu gab sie Hamburg
Den Correspondenten doch?

Hamburg hat in seinen Fleeten
Soviel Dreck und Schlamm und Mist,
Daß Correspondenten-Unrath
Ihm gar nicht von nöthen ist.

Den folgenden Tag großes landsmännisches Mittagsessen im Conversations-Hause. Außer den gestrigen Hochs werden noch mehrere ausgebracht: das einige Deutschland! die Preßfreiheit! Dr. Theodor Meyer! die drei anwesenden Abgeordneten! zuletzt: die Königin Victoria! — Allgemeine Heiterkeit vom Anfange bis zu Ende.

Wir machten dann bei dem wunderschönen Wetter eine Umfahrt um Helgoland.

Am 23. August kehrten die meisten Hannoveraner heim. Das Wetter war schön, schöner noch die Erinnerung an diese lieben Leute aus dem Lande Hadeln in ihrem schlichten, treuherzigen Wesen, die mir so herzliche Theilnahme bewiesen hatten. Den ersten Augenblick schien mir Helgoland wie ausgestorben, ich fühlte mich sehr verwaist. Und doch that mir bald die Einsamkeit recht wohl: ich freute mich, daß ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Muthe, ich mußte dichten und wenn ich es auch nicht gewollt hätte.

So entstand am 26. August das Lied: 'Deutschland, Deutschland über Alles!', den 27.: 'Wir haben's geschworen', und bald nachher: (Der guten Sache) 'Frisch auf! frisch auf mit Sang und Klang!' und (Lied der Unfähigen) 'Es sauft der Wind, es braust das Meer.'

Am 28. August kommt Campe mit dem Stuttgarter Buchhändler Paul Neff. Er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Theils der U. L. Während ich darin blättere, bemerkt er: 'Nun erscheinen auch noch nächstens bei mir die Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Das Ding wird gewiß verboten.' — 'Ich habe schon davon gehört.' — 'Nein, nein! betheuert Campe, es weiß niemand davon! Der Dichter hat sich nicht genannt — den könnten sie sonst wol noch beim Kragen fassen. Dem kommen Sie nicht nach sowol an Poesie als an Schärfe; einige Lieder sind ganz im Volkstone. Ja, da sind wunderbare Sachen darin. Es sind Seiten berührt, die Ihnen ganz fremd geblieben.' — 'Nun, bemerkte ich, ich fürchte mich nicht — ich weiß was ich gemacht habe und Andere wissen es noch besser. Wer ist denn der Ungenannte?' — 'Dingelstedt.'

Erst nach Jahren ist mir klar geworden, was die Campesche Mittheilung beabsichtigte. Campe schlau wie immer wollte, daß ich mich selber für unbedeutend halten sollte, um keine bedeutenden Honoraransprüche zu machen, und Gutzkow mußte ihn dabei durch seine Schandartikel im Telegraphen unterstützen. Und doch war sich Campe des Erfolges bei seinem Nachtwächter nicht recht sicher: er setzte denselben auf seinen Facturen und Ankündigungen dicht unter die U. L., so daß wirklich lange Zeit alle Welt glaubte (und Manche glauben es noch!), ich wäre auch der Verfasser des Nachtwächters.

Am 29. August spaziere ich mit Campe am Strande. 'Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisd'or.' Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: 'Deutschland, Deutschland über Alles' und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisd'or auf meine Brieftasche. Neff steht dabei, verwundert über seinen großen Collegen. Wir berathschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen. Campe schmunzelt: 'Wenn es einschlägt, so kann es ein Rheinlied werden. Erhalten Sie drei Becher, muß mir Einer zukommen.' Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden.

Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydn'schen Melodie in Noten, zugleich mein Bildniß, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut als der gute Wille. Hoffentlich werden meine Freunde ein besseres Bild von mir in der Erinnerung behalten haben.

Viertehalb Wochen waren vergangen. Ich mußte das Baden einstellen, weil es mir nicht mehr bekam. Neue Bekanntschaften hatte ich wenig gemacht. Ich erinnere mich nur noch Selinger's, Prof. der Staatswissenschaften in Wien, mit dem ich mich viel unterhielt, und eines munteren Tischgastes, des hannov. Auditors Alexander Rolffs, der mir später sein Büchlein: 'Bilder und Skizzen aus Nordernei' (Emden 1854) zusendete als Amtsassessor a. D.

Mit Diederichs hatte ich eine Reise nach Dänemark und Schweden verabredet. Vorläufig wurde nichts daraus: er war krank geworden und ich kehrte allein nach Hamburg zurück.

6—14. September in Hamburg.

Am 8. bei Campe. Nach seiner eigenen Aussage hat er vom 2. Theile der U. L. 4000 Exemplare drucken lassen und

2911 versendet. Der erste Theil in zweiter Auflage hat in Wien transeat bekommen, während die erste Auflage nur erga schedam hatte. Von dem Liede der Deutschen, das bei Fabricius stereotypiert ist, sind 400 Exemplare an Cranz in Breslau geschickt. Am 13. September, während Campe in Helgoland ist, erfahre ich in seinem Laden, daß vom 2. Theile der U. L. kein Vorrath vorhanden ist.

Den Tag vor meiner Abreise lernte ich noch Cäsar von Lengerke kennen und speiste mit ihm bei seinem Schwager Dr. Siemers. Eine nicht eben erfreuliche Zugabe war der Herr Staatsrath Hannibal Fischer, Regierungspräsident von Birkenfeld. Er machte sich sehr breit mit seiner deutschen Gesinnung und seinem Freimuth.

Diederichs war wohl und munter von Helgoland zurückgekehrt und am 15. Sept. traten wir die verabredete Reise an. Um 2 Nachm. fuhren wir mit dem Dampfschiffe Christian VIII. nach Kopenhagen.

Anfangs angenehmes Wetter, dann wird es stürmisch und nebelig. In der Nähe von Laaland können wir vor Dunkelheit nicht weiter, die Anker werden ausgeworfen und wir bleiben liegen bis 4 Uhr Morgens. Die See geht hoch. Nach und nach werden alle Reisenden seekrank. Ich halte mich ziemlich lange, um 12 kommt auch die Reihe an mich. Ein schauderhafter Zustand, der bei mir wol fünf Stunden anhält. Von der Seekrankheit erschöpft und sehr verdrießlich erreichen wir Schlag 7 Abends die Rhede von Kopenhagen.

Wieder die alte Geschichte: Paßempfangnahme und Untersuchung auf dem Zollamte, unverschämte Forderungen der Packträger, Verwirrung und Unordnung im Gasthofe, schlechte Bedienung, elendes Essen.

Des anderen Tages (17. Sept.) beschließen wir, unsern Aufenthalt möglichst abzukürzen, nur Einiges zu sehen und dann weiter zu reisen.

Wir besuchen die Frauenkirche und bewundern die herrlichen Bildwerke Thorwaldsen's. Das Gebäude selbst macht keinen kirchlichen Eindruck auf uns, ein Tanzsaal auf dem Hamburger Berge ist in demselben Stile. Wir spazieren in der Stadt umher, besehen die Börse, die Christiansburg, die öffentlichen Plätze, verweilen ein halbes Stündchen im Theater und gehen befriedigt zu Bette.

18. Sept. Spaziergang nach Friedrichsberg. Auf dem Rückwege versuchen wir abermals, durch den Licentiaten Müller Eintritt ins Thorwaldsen-Museum zu erlangen. Er ist wie gestern wieder nicht zu Hause und wir lassen ein Empfehlungsschreiben des Prof. Eschricht zurück.

Am Nachmittag mit Extrapost weiter. In Lyngbye fährt uns der Kerl in einen dunkeln Stall hinein. Wir wundern uns nicht wenig, aber das machen die Postillone hier zu Lande alle so, weil sie dort bequem aus- und anspannen können. Wir gehen zu Fuß nach Schloß Sorgenfri. Es ist heute Geburtstag des Königs Christian VIII. Eine Holzpyramide mit Moos umwickelt, woran der Namenszug des Königs, daneben Wurst- und Schnapsbuden, Bretterplätze zum Tanzen, doch tanzt niemand, am Fuße des Schlosses große Zelte, in einem viel Lärm und Branntweinsqualm, am königlichen Marstall geigt ein alter Mann gar erbärmlich. Alles dürftig, ärmlich, schmierig, und — das war das Geburtstagsfest des Königs. Wir fahren dann weiter durch Wälder und Felder und gelangen 10 Uhr Abends in Helsingör an.

19. Sept. Spaziergang nach Kronburg. Auf dem platten

Dache des alten Pulverthurms herrliche Aussicht auf den Sund. Berge und Küsten im Sonnenschein. Eine große Anzahl Schiffe in der Nordsee, die wegen widrigen Windes nicht einlaufen können. — Dann nach dem Lustschlosse Marienlyst. Prof. Witte trifft mich im Wirthshause, hat aber gar keine Zeit, weil er auf der Stelle stehen muß, wo Shakespeare im Hamlet den Geist des alten Dänenkönigs vorbeispazieren läßt.

Wir speisen zu Mittag und fahren mit dem Paketschiff hinüber nach Helsingborg.

Wir besteigen die Anhöhen, lagern am alten Thurme und freuen uns bei untergehender Sonne der schönen Aussicht.

20. Sept. Frühmorgens Ausflug nach Kulla bei sehr heiterer, aber strenger Luft in einem kleinen Wagen nach Art der Steierwägel. Unsere beiden kleinen Halbblutpferde laufen immer munter in starkem Trabe. Unterweges rechts und links Felder, mit Feldsteindämmen eingefriedigt, die Bauerhöfe meist ins Gevierte gebaut, die Wege ganz vortrefflich, nur alle Augenblicke durch Hecken gesperrt, welche meist von Kindern freiwillig geöffnet werden. Wir eilen an den Steinkohlengruben von Höganäs vorüber und erreichen bald ein hübsches Gut am Fuße des Kullagebirges. Das Kattegat liegt zur Linken wie ein breiter Streifen im tiefsten Dunkelblau. Nun geht es über die Vorberge hinüber nach der äußersten Spitze von Kulla. In einem hochliegenden, aber fruchtbaren Thale zwischen dunkelgrünen Buchen wohnt Frau Elfwerson mit ihren Töchtern. Wir bestellen ein Mittagsessen. Dann besteigen wir die Feuerbake. Der Thurmwächter legt uns das Fremdenbuch vor, worin jedes einzelne Volk seine besondere Abtheilung hat, mit der Landesflagge bezeichnet; die deutsche Flagge ein schwarzer Doppeladler mit Scepter und Reichsapfel, in der oberen Ecke ein

kleines Kreuz. Wir steigen dann hinab an den Strand: wunderbare Felsbildungen, mehrfarbige Granitadern. Etwas beschwerlich wird uns der Rückweg. Unser echtschwedisches Mittagsmal ist bereit; nach und nach erscheinen folgende Gerichte: eine Flasche mit Schnaps und dazu sehr schlechtes Schwarzbrot mit Butter; kleine Pufferkuchen und gebratene Schinkenfleckchen; ein trockener Berger Häring; Weinsuppe mit Reis, Rosinen und Pflaumen; kleine schwedische Pfannkuchen.

Wir eilen nach Helsingborg zurück, und um uns von unserm schwedischen Mittagsessen zu erholen, bestellen wir uns einen frischen Dorsch, der denn auch ganz vortrefflich ausfällt.

21. Sept. Stille Ruderfahrt über den Sund. Von Helsingör mit Extrapost nach Roeskilde. Unterwegs die Schlösser Fredensborg und Frederiksborg und häufig herrliche Buchenwälder mit wunderbar dunkelem Grün. Die Sonne geht unter, es weht sehr kalt. Wir kommen an 14 grünen Hünengräbern vorüber. Der Mond spiegelt sich im Isefjord an der Roeskilder Bucht. Wir kehren zur Post ein.

22. Sept. Wir besehen die Domkirche. Sie stammt aus dem 11. Jahrh., ist schön, aber durch neue Anbaue verunstaltet. Inwendig sehr schmucklos, nur vor dem Altare ein großes Bild und Holzschnitzwerke aus dem 16. Jahrh. Daneben das Grabmal der Königin Margareta († 1412). In der Gruftkirche ruhen die meisten Könige aus dem oldenburgischen Hause. Marmor, Gold und Silber und Sammet ist nicht gespart. Bewundernswerth an einem Sarge die vielen Basreliefs, meist Schlachtendarstellungen. Alles jedoch viel zu theuer für 1 Species und 2 Mark, die wir bezahlen mußten; davon bleiben nur dem Küster, der die einzige Mühe dabei hat, die 2 Mark, der Speciesthaler fällt einem Kammerrath zu als — Theil seiner Besoldung!

Mit Extrapost über Ringsted und Slagelse nach Corsör. In jenen beiden Orten nichts Merkwürdiges als daß Posthalter, Gastwirth und Conditor sich in Einer Person vereinigen.

Zwei Tage müssen wir hier auf das Dampfschiff warten. Corsör hat nichts Poetisches als daß hier der Dichter Baggesen geboren ist. Wir spazieren viel am Belt und auf den Anhöhen umher und lesen zu Hause wieder einmal eine deutsche Zeitung, die Hamb. Börsen-Halle. Die Gegend bei Sonnenuntergang ganz schön.

25. Sept. Um 6 Uhr Morgens mit dem Dampfschiffe Löven (der Löwe) nach Kiel. Auf dem großen Belt ist die See sehr bewegt und ich mache mich schon auf die Seekrankheit gefaßt. Als wir zwischen Langeland und Fyen einlaufen, werden wir wieder munter. Wunderschöne Ansicht von Svendborg, ganz rheinisch. Kaum sind wir über die Insel Äröe hinaus, so ist die See wieder sehr bewegt. Trotz dem gewaltigen Schwanken des Schiffes speise ich in der Kajüte. Ich bleibe darin bis Kiel und es geht mir gut, aber mein Freund ist so seekrank, daß er kaum gehen und stehen kann. — In der Stadt Lübeck Abends politisch-religiöse Gespräche mit Pastor Mallet von Bremen und einem Licentiaten der Theologie.

26. Sept. Ich besuche Droysen. Er meint, das zeitgemäßeste Buch sei eine getreue leidenschaftlose Geschichte Deutschlands seit 1815; er habe dazu weder den nöthigen Stoff noch auch persönliche Bekanntschaften. Er möchte gerne, daß ich mich damit befaßte, aber ich bin kein Historiker.

Ich wollte jetzt die Reise nach Hamburg fortsetzen. Diederichs bat mich aber, ihn nach Meklenburg zu seinen Vettern zu begleiten, die er seit vielen Jahren nicht gesehen habe. Wir

fahren über Preez am Plöner See vorbei nach Eutin und treffen spät Abends ein.

27. Sept. Auf einem offenen Wagen nach Lübeck. Häufig von Regenschauern ereilt kommen wir durchnäßt und verdrießlich an. Wir besehen die Marienkirche und ihre Merkwürdigkeiten. Weil es uns in dem schiefwinkeligen Zimmer in der Stadt Hamburg nicht gefällt, fahren wir nach Tische mit Extrapost weiter nach Ratzeburg.

28. Sept. Die Stadt liegt sehr hübsch, mitten in einem See. Vom Dome herrliche Aussicht. Wir sind befriedigt und fahren weiter, über Gadebusch nach Webelsfelde zu dem Diederichsschen Vetter, der dort Verwalter ist. Kaum im Zimmer ist das Erste: 'Nun, machen wir ein Spielchen?' Ich muß laut auflachen, die Vettern hatten sich seit 15 Jahren nicht gesehen. Wäre nicht der anwesende Pastor aus der Nachbarschaft zu einem Kranken gerufen, das Spiel wäre wirklich los gegangen. Mehr wußte uns zur Unterhaltung in der freilich fruchtbaren, aber trostlosen Gegend der Herr Vetter nicht zu bieten.

29. Sept. Nun ging es zu dem anderen Vetter, dem Bruder des vorigen. Der wohnte zu Groß-Zecher am südlichsten Ende des Schaalsees. Nachdem wir auf fürchterlichen Wegen endlich den Ort erreicht haben, erfahren wir: 'Herr Bierwirth ist nicht zu Hause.' Wir fahren nun weiter nach Möllen, kommen hungrig an, essen gut und gehen schlafen. In der Nacht müssen wir beide vor Herzensangst aufstehen, uns ist als ob wir sticken müßten. Wir öffnen Thür und Fenster. Ein pestilentialischer Gestank dringt herein. In der Nacht ist der Abort gereinigt worden. Auch mochten die feuchten Bettüberzüge zu unserem kläglichen Zustande mitgewirkt haben, sie waren mit schwarzer Seife gewaschen. Wir lassen die Fenster

offen und versuchen in der frischeren Luft noch etwas zu schlafen.

29. Sept. Nach der traurigen Nacht wird mein Humor erst wieder lebendig durch den Gedanken an Eulenspiegel. Wir wollen seinen Grabstein sehen. Der Küster bereit uns hinzuführen. Der Stein ist an eine zugemauerte Kirchenthür gelehnt und geschützt durch einen kastenartigen Verschlag, wovor zwei Bretterläden. Der Stein ist schmal und lang. Oben ist mit starken Umrissen eingemeißelt das Bild Eulenspiegels und mit Temperafarben ausgemalt. Darunter sind einige Worte eingehauen. Ich konnte nur folgende lesen:

Anno 1350 if dat ſt
en vpgehauē vn
de vlenſpegel le
r vnder begrab
Marcket wol vñ
encket dran. w
de gweſt ſi vp
lde

Die Schlußzeilen sind durch das Querholz des Verschlages gedeckt und mögen noch gut erhalten sein.

Die Grabschrift würde also etwa gelautet haben:

Anno 1350 is dat steen vpgehaven
vnde vlenspegel leit dar vnder begraben.
Marcket wol vnde dencket dran . . .

Der reiche Lappenberg hat es nicht der Mühe werth gehalten, die Sache an Ort und Stelle selbst zu untersuchen oder sich eine gute Abbildung zu verschaffen, sondern sich mit einer sehr schlechten begnügt und selbige als Titelzierde seinem: Dr. Thomas Murners Ulenspiegel (Lpz. 1854) einverleibt.

In Betreff der Buchstaben muß ich bemerken, daß die Schrift dem 14. Jahrh. angehört und sich in derselben Form auch auf Grabsteinen in der Kirche aus derselben Zeit wiederfindet. Eine photographische Abbildung, die doch einmal gemacht werden muß, wird es deutlich darthun, daß niemand mit Lappenberg (Seite 333) auf die Meinung kommen kann: 'Die eingegrabene Inschrift, welche in zehn Zeilen vertheilt ist, scheint der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts anzugehören.'

Wir fahren auf einem offenen Wagen und werden wieder naß. Gegen 6 Uhr Abends in Hamburg, ich ziemlich munter, Diederichs sehr angegriffen.

So endete unsere nordische Reise, die wir bis Stockholm ausdehnen wollten, aber weil es uns schon zu winterlich wurde, nicht weiter fortsetzen mochten.

In Hamburg begann nun wieder für mich ein sehr bewegtes Leben. Ich verkehrte viel mit Campe, meinem Vetter Wiede, Dr. Wille u. a. und machte allerlei neue Bekanntschaften.

1. Oct. Den Abend bei Dr. Siemers mit Cäsar von Lengerke und dem sächs. Oberbergdirector Carl Gustav Fiedler, der in den Jahren 1834—37 im Auftrage der griechischen Regierung Griechenland bergmännisch bereist hatte und mit Ehren und Orden heimgekehrt war. Bei Tische lasse ich die deutschen Frauen leben. Die Worte:

> Ihr tragt noch nicht die bunten Bänder,
> Die man dem Staatsverdienste weiht —

hatten eine wunderbare Wirkung geäußert, der Erlöserorden des Hrn. Oberbergdirectors war verschwunden.

2. Oct. Ich lese die Berichte über das Ständchen, welches

am 29. Sept. Welcker'n in Berlin von einer Anzahl dortiger Literaten gebracht worden ist: 'Dem muthigen, beharrlichen Vertheidiger deutscher Volksfreiheit, dem Abgeordneten der badischen Ständeversammlung!' Als Welcker seinen Dank ausgesprochen, hat er unter anderem gesagt:

'Fahren wir fort auf allen gesetzlichen Wegen die gesetzliche Freiheit, die zugleich der kräftigste Schutz der Throne ist, zu erstreben. Wenn der hochherzige Volksstamm der Preußen, der uns, im innigsten Verein mit seinem ruhmwürdigen Fürstenhause, im Kampf um unsere Freiheit gegen den äußeren Feind voranging, eben so vorangehen wird in dem gesetzlichen Kampf um die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, dann erst wird unser Vaterland auf der Stufe des Glanzes, des Glückes und der Macht stehen, die ihm gebührt.' —

Campe besucht mich und meldet, daß ein Königsberger, ein Frankfurter und ein Breslauer je 12 Ex. vom 2. Th. der U. L. nachverlangen, 'aber hier schreibt mir ein Breslauer, daß ihm 3 Ex. am 24. confisciert sind und schickt das Zettelchen:

'Der bei Hoffmann und Campe erschienene Theil von H. v. F. unpol. Liedern ist wegen seiner verderblichen Richtung verboten. Breslau 24. Sept. 1841.' Campe schmunzelt, als er mir das Zettelchen reicht und meint, es sei nur ein Provinzialverbot, denn in Berlin würde die Sendung erst den 4. Oct. eintreffen.

Nachher bin ich mit Wille im Rauchpavillon. Er erzählt mir eine rührende Geschichte von Campe aus den Tagen, als ich noch in Helgoland war: 'Ich könnte dem Hoffmann seine ganze Badesaison verderben, wenn ich ihm die Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters nach Helgoland brächte, aber — ich will es nicht thun.' — Ich lache laut auf und singe aus

Robert dem Teufel: 'Ach, welche Großmuth! die muß ich loben.'

4. Oct. Welcker ist gestern angekommen. Er wohnt in Streit's Hôtel. Ich besuche ihn heute. Ich treffe dort seinen Verleger Lesser und Dr. Wille. Wir speisen zusammen in London Tavern.

5. Oct. Abends $10\frac{1}{2}$ Uhr wird Welcker'n ein Ständchen gebracht. Die Schäfferſche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Fackelschein und mit Begleitung von Hornmusik: 'Deutschland, Deutschland über Alles!' Dann spricht Dr. Wille also: 'In der Gesinnung dieses Liedes der Deutschen, das wir so eben gesungen, und dadurch, daß es bei dieser schönen Veranlassung zuerst gesungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle deutschen Lande tragen wird, sei hier dem heldenmüthigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, insbesondere für Preßfreiheit, dem badischen Ständedeputierten Welcker, als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und That ein dreifaches Hoch gebracht.' — Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blücher's in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmüthigkeit nicht gesehen haben. — Darauf redet noch Prof. Wurm und dann dankt Welcker tief bewegt. Es wird nun ein zweites Lied von mir gesungen: 'Deutsche Worte hör' ich wieder', componiert von dem Vorsteher der Liedertafel, schön vorgetragen und von ergreifender Wirkung. Zum Schlusse singen die Turner unter Hornbegleitung: 'Brause, du Freiheitssang!' Wir begrüßen dann Welcker, Wille überreicht ihm mein Lied der Deutschen.

6. Oct. Leopold Dukes, den ich schon vor einigen Tagen kennen lernte, besucht mich und überreicht mir seine Schriften

über jüdische Dichtung im Mittelalter, die mir sehr lieb und werth sind. Er hat sich sehr erfolgreich mit diesem wenig noch gekannten Zweige der Litteratur beschäftigt.*)

In der Stadt London großes Abendessen zu Ehren Welcker's. Obergerichts-Advocat Balemann von Kiel und ich sind Ehrengäste. Es werden viele Reden gehalten und viele Hochs ausgebracht. Auch ich werde mit einem Hoch von Dr. Wille beehrt und erwiedere es mit einem allgemeinen Danke und einem Hoch auf ihn. Der Schluß lautet:

Doch was die Poesie verkündet sub rosa,
Das verkünd' uns auch täglich die Prosa:
Die Zeitung sag' es täglich,
Wie erbärmlich und kläglich
Es dem deutschen Volk ergeht,
Und wie's um seine Freiheit steht.
Leider sind unsere unparteiischen Blätter
Veränderlicher oft als das Wetter,
Haben von Gesinnung keine Spur
Und sind so erbärmlich wie die Censur nur.

Drum lebe die Neue Zeitung!
Beharrlich in Vorwärtsschreitung
Gelange sie zu allgemeiner Verbreitung!
Hoch lebe der Mann ihrer Leitung,
Hoch Dr. Wille und die Neue Zeitung!

Es geht sehr lebhaft und heiter her. Erst um $^1/_2$3 Uhr Morgens gehe ich nach Haus.

9. October. Campe zahlt mir das rückständige Honorar für den 2. Theil der U. L. Wir sprechen noch viel über Absatz, Verbot u. dgl. Als er mit mir abrechnet, schreibt er noch 100 ℳ dazu und sieht mich fragend an: 'Nun? 100 ℳ

*) Ein Theil seiner Schriften steht verzeichnet in Schröder's Lexikon der hamburg. Schriftsteller 2. Bd. S. 85.

Ein für alle Mal?' — 'Nein, streichen Sie aus! streichen Sie aus! Ich gebe den zweiten Theil nicht aus meinen Händen. Was Sie wagen, wage ich auch. Wird er verboten, haben wir beide nichts; wird er nicht verboten, wollen wir beide etwas haben, nicht Sie allein.' Campe lacht und ich lache erst recht.

Campe war ein nie verlegener Verleger, in seiner Taktik unerschöpflich. Ich besitze aus jener Zeit noch eine Factur, die wörtlich mitgetheilt zu werden verdient:

Hamburg, 20. Septbr. 1840.

. . . . . empfangen

von Hoffmann & Campe pro novit.

Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder, à 1 Thlr.

☛ Ohne alle Beihülfe von Seiten der Journalistik, ja sogar, was noch mehr sagen will, ohne irgend eine Ankündigung — nicht einen Groschen opferten wir dafür — ist davon eine sehr starke Auflage binnen der kurzen Frist von 2 Monaten nicht nur vergriffen, sondern eine zweite nöthig geworden.

Wo eine solche Theilnahme sich kund giebt, **da muß Kern vorhanden sein!**

Diese Notiz Ihnen mittheilend, bitten wir Sie freundlichst, diesen patriotischen Liedern Ihre gefällige Theilnahme und Verwendung zu schenken.

10. Oct. Ein Freund meines Vetters giebt mir ein Abschiedsmal. Um 3 begleitet mich die ganze Gesellschaft nach dem Grasbrook. Mit dem Delphin nach Hoopte, dann im Omnibus nach Lüneburg, den folgenden Tag nach Ülzen.

12—18. Oct. in der Heimat. Freudiges Wiedersehen. Meine Mutter und die Meinigen alle wohl und munter.

Ich will nun nach Magdeburg, unterwegs aber noch eine Verwandtin, die Frau Pastorin in Seggerde besuchen. Bei schlechtem Wetter und auf schlechten Wegen und nach vielen Irrfahrten lange ich dort an. Gleich nach meiner Ankunft kommt ein Bote von meiner Schwester, der bringt einen Breslauer Brief vom 9. October.

Meine Freunde hatten seit einiger Zeit schon sehr ängstigende Gerüchte über mich vernommen. Anfangs schenkten sie denselben keinen Glauben. Als ihnen aber immer von neuem diese Gerüchte mitgetheilt und dafür sogar amtliche Quellen vertraulich angedeutet wurden, schien es den Freunden Zeit mich zu warnen.

Es läßt sich nicht leugnen, der Plan war gut angelegt. Wenn die Freunde ihm die Gefahr schildern, dachte man, in welche er sich begiebt, wenn er wiederkehrt, so wird das wirken: er kommt nicht und wir sind ihn los und einer Untersuchung überhoben, die wenn auch noch so berechtigt, doch immer gehässig erscheint.

Die Feinde aber wie die Freunde kannten mich zu wenig, jene würden sonst so etwas nicht angezettelt haben und diese nicht darauf eingegangen sein.

Ich blieb noch ruhig einen Tag in Seggerde und reiste erst den dritten ab als das Wetter besser geworden.

Schon wollte ich auf den Leiterwagen steigen, da kam schon wieder ein Bote mit einem neuen Briefe von Breslau. Meine Schwester hatte nicht gewagt, ihn zu öffnen. Was ich vorhergesehen hatte, wurde bestätigt: Alles war erlogen. Ich schickte den Brief mit einem tröstlichen Anhange an meine Schwester zurück, und reiste weiter — von Neuhaldensleben bis Magdeburg mit Extrapost, dann auf der Eisenbahn nach

Leipzig und Dresden, von da mit der Schnellpost. Den 25. Oct. Morgens 6 Uhr war ich wieder in Breslau.

Ich kündigte meine Vorlesungen an und konnte sie bald beginnen. Zu meinem Publicum: deutsche Litteraturgeschichte des 16. und 17. Jahrh. hatten sich 25 Zuhörer gemeldet, zum Privatissimum: Handschriftenkunde, 7.

Am Sonntagmittag (31. Oct.) zwischen 12 und 1 Uhr begegnete mir der Herr GR. Heinke. Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns:

H. Ach, guten Tag! Sind Sie schon wieder zurückgekommen?

Ich. Ja, Herr GR. Ich habe gehört, daß Sie eine Untersuchung gegen mich haben.

H. Ja, es ist mir ein sehr unangenehmes Commissorium geworden.

Ich. Nun, Herr GR., da wünsche ich nur, daß Sie bald beginnen, damit ich weiß wie ich dran bin.

H. Ich habe schon mit dem Universitäts-Richter gesprochen und ihm den Termin überlassen.

Ich. Nun, was ist es denn eigentlich?

H. Der Minister hat mir eine Anzahl Fragen zugeschickt, die Sie beantworten sollen, z. B. ob Sie der Verfasser des zweiten Theils der unpolitischen Lieder sind?

Ich. Ja, das bin ich.

H. Dann, wie Sie Verschiedenes gemeint haben?

Ich. Herr GR., auf Interpretation laff' ich mich nicht ein; es ist weltbekannt, noch *nie* hat ein Dichter seine Gedichte interpretiert.

H. Ferner, ob Sie dieſe Lieder vereinbar finden mit Ihrem Amte? — Sie ſind doch kön. pr. Profeſſor!

Ich. Ich bin hier nicht als Profeſſor, ſondern als Dichter aufgetreten; ich bin als Profeſſor, nicht als Dichter angeſtellt.

H. Das iſt hier nicht zu trennen.

Ich. Nun, das muß ich dem Ermeſſen der hohen Behörden überlaſſen. Ich begreife nicht, warum man den zweiten Theil hier verboten hat.

H. Wegen ſeiner üblen Tendenzen.

Ich. Er iſt doch aber ſonſt nirgend verboten, er iſt mit deutſcher Bundescenſur erſchienen, ganz in geſetzlicher Form.

H. Er iſt hier verboten in Folge (?) der Mittheilung von Seiten des hohen Miniſteriums.

Ich. Es wird mir lieb ſein, wenn bald die Unterſuchung beginnt.

Schon den folgenden Tag erhielt ich eine Vorladung:

Durch ein Reſcript Sr. Excellenz des Hrn. Geh. Staats-Miniſters Eichhorn vom 17. d. M. ſind die Unterzeichneten beauftragt worden, Ew. Wohlgeboren über Ihre Autorſchaft zu dem unter Ihrem Namen jüngſt — bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienenen — zweiten Bande der „unpolitiſchen Lieder" ſo wie über den Inhalt einiger der letzteren zum Protokoll zu vernehmen. Demgemäß laden wir Sie hierdurch ein, ſich am 3. dieſes Monats Nachmittag um 4 Uhr in dem Senatszimmer der hieſigen Univerſität vor den Unterzeichneten zu dem gedachten Zwecke einzufinden. Zugleich erſuchen wir Sie, dieſe Einladung Behufs der Feſtſtellung, daß ſie Ihnen rechtzeitig von dem überbringenden Pedell zugeſtellt worden ſei, dem letzteren mit

Ihrer Unterschrift und dem Datum versehen, versiegelt unter der Adresse des zuerst Unterzeichneten zurückzugeben.

Breslau 1. November 1841.

Heinke,
Kgl. außerordentlicher Regierungs-Bevollmächtigter.

Behrends,
Universitätsrichter.

Werde Schlag 4 Uhr erscheinen.
Dr. Hoffmann.

Am 3. November fand ich mich rechtzeitig ein. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Nachdem sie geschlossen war, erbat ich mir eine Abschrift des Protokolls. Dieselbe wurde mir erst nach vierzehn Tagen zugeschickt.

Verhandelt Breslau den 3. Novbr. 1841.

In Folge der erfolgten Einladung gestellte sich den unterzeichneten Kommissarien

der Herr ordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. August Heinrich Hoffmann, welcher erklärte:

Ich heiße, wie angegeben, bin aus Fallersleben, wo ich 1798 geboren bin und christlicher Religion.

ad 1) Ich habe die bei Hoffmann und Campe zu Hamburg erschienenen im zweiten Bande Seite 1 bis 170 enthaltenen „unpolitischen Lieder“ selbst verfaßt und zum Druck befördert, ich erkenne dieß bis auf die darin enthaltenen Druckfehler an. Letztere kann ich im Augenblicke nicht auffinden, werde sie aber speziell angeben, wenn ihr Inhalt der Gegenstand einer besonderen Anschuldigung seyn sollte.

Hierauf wurde dem Hrn. Professor Hoffmann der in dem Ministerial-Reskript vom 17. v. M. unter Nr. 2 angegebene fernere Gegenstand seiner Vernehmung mitgetheilt, worauf derselbe erklärt:

Ich kann und werde mich auf eine Interpretation meiner Gedichte nicht einlassen, und glaube auch, daß ein Dichter dazu niemals angehalten werden und nicht für seine Stimmung verantwortlich sein kann. Die Dichter reproduzieren die Stimmung der Zeit, in der sie leben. Dieß ist in allen Zeitaltern der Fall gewesen. Ich verwahre mich gegen alle Interpretation von Außen und werde mich gegen solche zu vertheidigen wissen.

Es steht ja auch gar nicht fest, daß der Dichter alle Mal nur seine eigne Meinung ausspricht, vielmehr spricht er, wie schon oben gedacht und aus mehreren Liedern selbst hervorgeht, die Stimmung der Zeit aus.

Eben so erklärt Herr Professor Hoffmann auf die Mittheilung des Gegenstandes der Vernehmung ad 3) und auf die Aufforderung, sich darüber näher auszulassen, Folgendes:

Ich kann mich auch hier auf eine Interpretation meiner einzelnen Gedichte nicht einlassen, bemerke jedoch in Ansehung dessen, daß meine Stellung als Universitätslehrer dabei erwähnt ist, daß ich diese Gedichte nicht als Professor, sondern bloß als Dichter herausgegeben habe, so daß hier ein Zusammenhang mit meiner amtlichen Stellung nicht vorliegt, um so weniger, als ich nicht in dem Fache als Dichter angestellt bin.

In meinen amtlichen Beziehungen muß ich meine Vorlesungen der Beurtheilung meiner Vorgesetzten anheim geben. Es kann sie Jedermann hören und wird nichts Verwerfliches darin finden. Wenn übrigens es mir zum Vorwurf gemacht wird, daß in den unpolitischen Liedern eine verwerfliche Gesinnung und eine verderbliche Tendenz liege, so bin ich von solchen frei und kann namentlich was meine Gesinnungen für den König betrifft, mich unter andern auf einen Trinkspruch beziehen, welchen ich beim letzten Schillerfeste dem Könige gebracht habe. Dieser Trinkspruch ist am Anfange des hiermit überreichten Schriftchens:

„Das Breslauer Schillerfest 1840“

abgedruckt und ich trage an, dieß Sr. Excellenz dem Herrn Minister mit einzureichen.

Was die zu den Liedern gewählten Melodien betrifft, so muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß dieß nicht durchgängig Volks- oder Studenten-Melodien sind, sondern auch sehr viele andere, namentlich Kirchenlieder als Melodien gewählt sind.

Wenn die Meinung aufgestellt wird, daß der Inhalt dieser Lieder nachtheilig, verwirrend oder aufregend auf die Jugend wirke, so bemerke ich, daß aus allen Büchern in der Welt Nachtheiliges gesogen werden kann, daß dieß aber nicht dem Verfasser zur Last gelegt werden kann, es vielmehr auf denjenigen ankommt, der ein Buch liest.

Schließlich wurde dem Herrn Professor Hoffmann eröffnet, daß die Unterzeichneten mit seiner speciellen Vernehmung beauftragt seyen und daß man, wenn er sich weigere, sich über die einzelnen Lieder näher auszulassen, annehmen werde, daß die Auslegung die richtige sey, welche sich aus den gebrauchten Ausdrücken in Verbindung mit den daraus hervorgehenden Anspielungen und Beziehungen ergiebt, so wie daß man annehmen werde, er habe zu seiner Vertheidigung gegen die vorliegende Anschuldigung nichts mehr anzuführen. Auch bemerkte Herr Professor Hoffmann:

Um durch ein Beispiel zu zeigen, daß der Dichter nicht gerade dasjenige zu seyn braucht, als was er singt, überreiche ich anliegend drei gedruckte Lieder, mit der Ueberschrift:

„Husarenlieder“,

welche bei dem Feste der Freiwilligen in Berlin gesungen worden und von mir gedichtet sind. Uebrigens bitte ich noch,

mir eine Abschrift dieser Verhandlung zu ertheilen,

und bemerke in Beziehung auf das mir auf der vorigen Seite eröffnete Präjudiz:

daß ich daſſelbe nicht als richtig und gegen mich geltend anerkennen kann, vielmehr, wie ſchon oben angeführt, mich nicht ververpflichtet fühle, über meine Gedichte Auslegungen zu geben. Eben ſo wenig kann ich die Auslegungen anerkennen oder mir gefallen laſſen, welche Andere darüber machen. Insbeſondere kann ich nicht einſehen, weßhalb man mich wegen dieſer Lieder auf ſolche Weiſe in Anſpruch nimmt, da mein mehrerwähntes Buch unter Bewilligung der Cenſur in einem deutſchen Bundesſtaate erſchienen iſt.

Vorgeleſen, genehmigt, unterſchrieben

gez. Dr. Hoffmann.

G. w. o.

(gez.) Heinke. Behrends.

Nach der Unterzeichnung des Protokolls begab ich mich ſofort nach Hauſe, und da mir meine Unterhaltung mit dem GR. Heinke noch friſch im Gedächtniſſe war, ſo zeichnete ich das Wichtigſte mir auf, das nun als Ergänzungsbeilage dienen mag:

H. Aber wie können Sie ſo etwas herausgeben?

Ich. Herr GR., ſoll denn gar kein Scherz, keine Ironie, kein Witz, keine Satyre mehr ſein?

Sollen dieſe Dichtungsarten, die es von jeher in der Welt gegeben hat und geben wird, ſollen die aus dem preußiſchen Katechismus geſtrichen werden?

H. Aber wie können Sie als kön. preußiſcher Beamter ſo etwas herausgeben?

Ich. Als Beamter? Es wird keinem geſagt, wenn er angeſtellt wird: das und das gefällt, das und das mißfällt der Regierung, das und das iſt ſogar ein Staats-, ein Majeſtätsverbrechen.

H. Nun, das muß wol ein Beamter wissen.

Ich. Herr GR., das kann er nicht wissen. Woher soll er die Grundsätze der Regierung wissen? Die Thatsachen sind oft nicht im Stande, einen darüber zu belehren. Unter Friedrich Wilh. II. gab es ein Religionsedict und unter Friedrich Wilh. III. wurden die Altlutheraner abgesetzt. Unter der vorigen Regierung wurde Arndt abgesetzt, unter der jetzigen wieder eingesetzt. Unter allen Regierungen hat man aber geschrieben und schreiben lassen: Preußen ist der intelligenteste Staat der Welt, Preußen ist das Land der Gedanken, die Heimat und die Freistätte der Künste und Wissenschaften. Derselbe Arndt, der im J. 1819 als Bonner Professor abgesetzt wurde, konnte noch im J. 1814 vor ganz Deutschland sagen:

'Preußen ist die erhabene Bestimmung geworden, den Reigen des deutschen Geisterreichs anzuführen.'

'Preußen muß streben, vor ganz Deutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit zu stehen.'

Und noch neulich hat Se. Excellenz der Herr Minister Eichhorn in einer öffentlichen Rede dasselbe ausgesprochen, indem er sagte, daß die Freiheit der Wissenschaften das siegreiche Panier Preußens und des unausgesetzten Fortschritts sein würde *).

[Der Protokollant hatte, während ich mich so mit dem GR. unterhielt, meine Antwort auf die erste Frage protokolliert. Nachdem mir soweit das Protokoll vorgelesen war und ich nun auch die zweite Frage beantwortet hatte, unterhielt ich mich wieder mit dem GR.]

Ich. Ich lasse mich auf weiter nichts ein. Wenn man die harmlosesten Scherze so ernst verfolgt und in allen Majestäts-

*) Leipz. Allg. Ztg. 1841. 27. Oct.

verbrechen sieht, so fällt einem nothwendiger Weise ein, was Ancillon (und das ist doch wol eine Autorität) in seinem Buche 'über den Geist der Staatsverfassungen' S. 270 sagt:

'Wenn man den Begriff des Majestätsverbrechens zu sehr ausdehnt, so verfällt man sehr leicht auf gehässige Mittel, dasselbe zu erforschen, und wie unter den römischen Kaisern tritt ein verderbliches Spionniersystem ein.'

Ich möchte aber doch gerne wissen, welche Gedichte von Sr. Excellenz ganz besonders hervorgehoben sind, um darüber nähere Erklärung zu geben.

H. Es sind sehr viele.

[Der GR. las eine Menge Seitenzahlen. Ich erinnere mich nur: S. 12. 13. 15. 16. 17. 55. (das erste) 59. 70. 96. 104. 111. 113. (124 nicht) 144. 151. 156. 157. 160. 161. 163.]

Z. B. Türkische Liturgie, das geht doch offenbar auf Preußen!

Ich. Wie, Herr GR.! Glauben Sie denn wirklich, daß es nur Eine Liturgie in der Welt giebt, und zwar nur eine preußische? Ich kenne deren mehrere, und wem ist es nicht bekannt, daß es in der Türkei vielerlei Christen giebt, die alle für ihren Sultan beten müssen?

H. S. 151 sagt ein Nachtwächter vom J. 1813:

O Gott! wofür? wofür?
Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht
Zur Schlacht? ꝛc.

Ich. Glauben Sie, Herr GR., daß es keine Nachtwächter giebt, die so denken können, und wirklich so denken? Es giebt Leute genug, die sich nach den unendlich vielen Opfern, die sie im J. 13 dem Vaterlande brachten, gänzlich getäuscht fühlen.

Übrigens begreife ich gar nicht, warum Alles auf Preußen bezogen werden muß, als ob es nicht anderswo viel beſſer zu ſuchen wäre.

Für S. 163. kann ich Ihnen eine Geſchichte erzählen aus der ſächſiſchen Stadt Crimitſchau. Ein dortiger Edelmann war ins Zuchthaus und auf dieſe Weiſe um ſeinen Adel gekommen. Als er ſeine Strafe ausgeſtanden hatte, ſchickte den nunmehro bürgerlichen Schuft die Regierung in Folge des Heimathgeſetzes zur Ernährung nach Crimitſchau. Die Stadt aber wollte ihr Stadtkind nur als adelichen Schuft haben und die Regierung mußte ihm ſo ſeinen Adel zurückgeben.

[Es wurde jetzt wieder das Protokollierte vorgeleſen; es kam die dritte Frage heran. Nachdem ich auch darauf geantwortet hatte, wurde wiederum protokolliert und wiederum begann die Unterhaltung mit dem GR.]

Ich. Nein, wenn man auf ſolche Weiſe in die Thätigkeit eines Gelehrten eingreift, ſo wird man zuletzt gar nichts mehr drucken laſſen können.

H. Aber ſolche Sächelchen!

[Hiebei zuckte der GR. mit der Achſel, machte eine verächtliche Bewegung mit beiden Händen und ein ganz dazu paſſendes Geſicht.]

Ich. O, Herr GR., ſolche Sächelchen — die macht mir hier noch keiner nach. Ich habe viele Bücher geſchrieben, ſehr gelehrte Bücher, dicke Bücher, wonach kein Hahn kräht. Nun habe ich einmal ein Buch in die Welt geſchickt, das nicht allein mir, ſondern auch anderen Freude macht.

Es freut mich, daß ſogar die hohen Behörden, die ſich nie um meine Poeſien bekümmert haben, nun doch von dieſen „Sächelchen“ ſoviel Notiz nehmen.

Ich begreife nur nicht, wie man daran denken kann, daß dieſe Lieder ins ganze Volk dringen werden.

H. Allerdings, wegen der Melodien.

Ich. Das arme Volk hat von Morgen bis Abend andere Dinge zu thun als zu lesen und zu singen, und unsere Studenten sind viel zu arm, als daß sie dergleichen Bücher kaufen könnten, kümmern sich auch um so etwas gar nicht.

Das gegen mich eingeleitete Verfahren machte großes Aufsehen in ganz Deutschland. Da die inländische Presse nur etwas zu meinen Ungunsten mittheilen durfte, so wendeten sich meine Freunde an die Sächsischen Vaterlandsblätter, eins der wenigen Blätter, das unter den damaligen traurigen Preßverhältnissen sich frei und ehrlich aussprach. In Nr. 170 und 171 erschien ein Bericht aus Breslau über meine dortigen Begegnisse seit dem Verbote des 2. Theiles der U. L. Der Bericht wurde nachher als Flugblatt besonders gedruckt und vertheilt*).

Der Schluß lautet:

Dies der getreue Bericht dessen, was sich jüngst in Betreff des Dichters der „unpolitischen Lieder" bei uns ereignete. Wäre es die einzige Unbill, die er ertragen, als ein wahrer Trost, als eine Gunst der sonst neidischen Götter müßte er erscheinen gegen den Triumph, den er bei allen Gutgesinnten, in den Herzen aller

*) Vollständig abgedruckt im Jahrbuch der deutschen Universitäten von Heinrich Wuttke 2. Th. (Lpzg. 1842.) S. 211—217. — W. fügt S. 210. noch folgende Worte gleichsam als ein Vorwort hinzu: 'Diese Gelegenheit benutzt der Herausgeber, sich entschieden für Hoffmann zu erklären. Er thut damit nur Das, was bis auf einige wenige Berliner Berichterstatter der Leipz. Allgem., wie der Elberfelder Zeitung und des Hamb. Correspondenten die ganze deutsche Presse gethan hat, aber kann zugleich als ein ehemaliger Zuhörer Hoffmanns mit dem Zeugnisse hervortreten, daß der angegriffene Gelehrte in seinen Vorlesungen allemal bei seinem Gegenstande blieb und keineswegs in politische Declamationen verfiel.'

Freunde des Vaterlandes feiert. Aber ein Ritter*), der unter dem Panier der Tagespresse — für Lohn — ficht, hat es gewagt, den unpolitischen Liedern gemeine, filzige Absichten unterzulegen. Der freien Presse kann dieses Attentat auf die Tugend eines Mannes, der bisher in uneigennützigster Weise seinem deutschen Vaterlande und der preußischen Monarchie zu Nutz und Frommen lebte, nicht präjudizirlich werden, wohl aber der Presse, wie sie jetzt ist. Nachgerade wäre es Zeit, andere Maßregeln zu ergreifen, um die nicht ebenbürtigen Ritter aus den Schranken zu jagen, Leute, deren totale Unfähigkeit jedem Unbefangenen so klar ist, wie ihre Käuflichkeit. Gott sei Dank, daß in unserer Zeit nur noch das Ungeschick und die Dummheit für vieles Geld zu haben sind, um schlechte Hypotheken in gute zu verwandeln. — Wer mit einem Gehalte von 500 Thlr., bei äußerst geringen Honorareinnahmen, ohne alles Privatvermögen, als ein anständiger Mann lebt, alljährig ohne alle Unterstützung eine Reise in's Ausland, oft sehr kostspielige wissenschaftliche Reisen macht, eine ansehnliche Bibliothek besitzt und gleichwohl Niemandem einen Heller schuldet — unternimmt es der, sich für 100 Thlr. Zulage käuflich anzubieten oder, weil er sie nicht empfangen, aus Rache die 500 auf's Spiel zu setzen? Schwerlich. Seine Gedichte fordern einen ganz andern Maßstab, und der Geist, der ihn dazu getrieben, ist gut, ist der Geist aller edlen, treuen Söhne Deutschlands. Und das zu bekennen, war einst keine Schande, kein Verbrechen, — sollte es denn heute ein solches sein?! — Aber es giebt auch solche, die Hoffmann das Dichtertalent aus den „unpolitischen Liedern" absprechen. Sie haben sich verrannt, die Splitterrichter, und die getroffene Stelle zuvor zu verbinden vergessen, ehe sie das Richteramt übernahmen. Was geht mich die Literarhistorie, was die Poetik an, — aber das weiß ich, daß

*) Siehe den Hamb. Correspondenten und die Elberf. Zeitung.

ich gerade so wie jene Herren richten würde, wäre es mir begegnet, mich und meine Schande in den Epigrammen des wackern Dichters wiederzuerkennen. Auf dieser Porphyrtafel liest jeder Tyrann, jeder Knecht, jeder Schmeichler, Lügner, Treubrüchiger, Verräther, Schuft seine Verbrechen, und augenblicks erscheint ihm das Haupt der Medusa, um das Auge seines Verstandes zu verdunkeln, oder die Erinnyen der Gewissensbisse heften sich an seine Sohlen, oder die Furien der Hölle reißen ihn fort zu neuen Schandthaten. Wie gesagt, fühlte ich mich getroffen, ich würde mich schämen aus der Stube zu gehen, aus Furcht, die Leute könnten es mir ansehen, daß ich zu den Gezeichneten gehöre. So treffend schilderte Hoffmann die Schmerzen, die Sünden, die Krebsschäden und Leiden der Zeit. Und deshalb will man ihm den Dichterkranz entreißen oder versagen? Aber er hat die Pfeile seiner Epigramme nur gegen die Sache, nicht gegen die Personen gerichtet. Was kann er dafür, daß so Viele schwere Träume, Gesichter und Phantasien haben, daß sie den Dichter immer vor sich sehen und hören, daß sie, wie jener Beamte, der so Vielen die Thüre verrammelte, und sie dann selbst nicht finden konnte, damit immer in's Haus fallen und die eignen Verräther spielen? Wenn sie Hoffmann, der seine Pfeile nicht in Gift, sondern in Herzblut tauchte, um sie tödtlich zu machen, keinen Dichter nennen, — nun ihren Richter haben sie in ihm gefunden, und das genügt. Ihr aber, Ihr Reinen, fliehet diese Verpesteten, die auch Euch ihre Krankheiten mittheilen und Euch zu Mitschuldigen machen wollen. Fliehet die, welche, wo der gottbegeisterte Dichter zu ihnen redet, nur den mit Schwächen und Fehlern behafteten Menschen hören und dem Geiste widerstreben, — der sich ihnen offenbaren will. Wer in trüben Tagen, unter einem düsteren Himmel und unter der Herrschaft des Egoismus, da es Herz heißt, an sich allein zu glauben, sich allein zu lieben, und Verstand, nur sich selbst zu fördern — den Muth hatte, für Wahrheit,

Recht und Tugend, für Vaterland und Freiheit zu dichten, ist der wahre, der allein wahre Dichter. Möge ihm immer ein Trost bleiben, was er uns als Trost zugerufen:

Sie leben noch, die etwas wollen
Mit Herz und Hand,
Die Gut und Blut noch freudig zollen
Für Gott und für das Vaterland.

Ein Brief meines Bruders vom 1. Nov. traf, wenn er hätte wirken sollen, zu spät ein: ich war bereits zu Protokoll vernommen worden. Mein Bruder schrieb:

'Der 2te Theil Deiner unpolitischen Lieder ist höchsten Orts sehr mißfällig vermerkt und wie ich so eben in der Leipziger Zeitung gelesen, durch Ministerial-Erlaß bereits verboten worden. — Ich habe sie nicht gelesen, vermag auch nicht darüber zu urtheilen, nur so viel sagen auch Deine wärmsten Freunde, daß es unrecht von einem Manne, der öffentlicher Lehrer ist und vom Staate besoldet wird, dergleichen in die Welt hineinzuschreiben. Ich soll Dich, wie mir von einer einflußreichen Person untern Fuß gegeben, warnen, dies thue ich hiermit. — Du wirst zu Protocoll vernommen werden und wenn Du unbefangen erklärst, daß Du die Lieder harmlos niedergeschrieben und dabei nicht die Absicht gehabt hast, Personen oder den Staat anzugreifen oder zu kränken, dann wird, wie ich recht herzlich wünsche, die Sache ohne großen Eclat abgehen.'

Wenn aber auch der Brief rechtzeitig eingetroffen wäre, so hätte ich doch nicht im Mindesten der brüderlichen Mahnung Folge geleistet, ich würde ruhig und fest wie einst der Abt von Göttweih in einer ähnlichen Lage erklärte, ebenfalls nur erklärt haben: Nihil revoco, nihil explico! (Ich widerrufe nichts, ich erkläre nichts.)

Man sieht übrigens aus dem guten Rathe, den mir eine 'einflußreiche Person' durch meinen Bruder zukommen ließ, daß

man in Berlin gerne weiterer Maßregeln gegen mich überhoben gewesen wäre, zumal die Ansichten, wenigstens in den höheren Kreisen, nicht immer geradezu verdammend waren.

Aus einem Berliner Briefe, eben um diese Zeit geschrieben, wurde mir mitgetheilt:

'Auch der 2. Theil der Hoffm. U. L. hat hier im Ganzen viel Furore gemacht, neulich wurde er sogar bei Beuth in einem Abendzirkel vorgelesen, und ein hochgestellter, beim König persönlich sehr accreditierter Mann äußerte, bei dem Thema von Hoffmann's Absetzung: ein Mann wie dieser scheint mir vorzugsweise zum Lehrer unserer Jugend geeignet, denn dieser fehlt nichts so sehr als Muth, und den hat er wenigstens redlich bewiesen.'

Wol hätte in Berlin eine mildere Ansicht über meine U. L. die Oberhand gewinnen können, wenn nicht die ewigen Hetzereien und Anschwärzungen von Seiten meiner Breslauer Collegen beim Curator der Universität, der zugleich Polizeipräsident war (also unter zwei Ministern stand) ein allezeit empfängliches Ohr und bereitwilligste Weiterbeförderung gefunden hätten. Die Herren Collegen waren froh, daß sie doch diese Eine Hoffnung hatten mich beseitigt zu sehen, weil alle früheren ihnen verdorben worden waren.

Wie Jacob Grimm über meine Angelegenheit dachte, gab er mir brieflich kund. Er schrieb

Berlin 8. nov. 1841.

Wir hatten, lieber Hoffmann, darauf gezählt, bei Ihrer diesjährigen Helgolandfahrt Sie wieder einige tage hier zu sehen, Sie müssen aber diesmal sonderliche umwege gemacht haben. Seit einigen wochen gehn hier ungünstige gerüchte um über Sie, und ich wünsche wol, daß Sie in einem ruhigen augenblick mir ungefähr sagen, was daran oder nicht ist. Um Ihretwillen, aber

auch für die regierung selbst wäre mir lieber, daß an freie und dennoch vaterlandliebende äußerungen kein peinlicher maßstab angelegt würde; dergleichen soll nicht auf die spitze gebracht werden weder im anfechten noch im verantworten. Vielleicht aber hat das gerücht, wie gewöhnlich, vergrößert. Sollten Sie indessen den preußischen dienst verlassen, so tröste ich mich im voraus mit dem gedanken, daß Sie sich schon lange in Breslau nicht mehr heimisch fühlten und Ihnen anderswo ein besseres glück beschieden sein kann. In Belgien oder Holland wären Ihre schönen kenntnisse in dieser sprache und literatur schon am rechten platz, und an mancherlei bekanntschaft kann es Ihnen dort nicht gebrechen.

Von uns weiß ich Ihnen nichts sonderliches zu melden. Nach und nach wird stille und muße wieder gewonnen, die auch noth thut für die begonnenen arbeiten; über meine abnehmende gesundheit darf ich kaum heimliche klage führen. Denn Graffisches lamentieren ist mir zuwider. Sein wörterbuch wird ziemlich auf trocknem boden stehn, der 5te band ist fast ausgedruckt, der 6te wie ich höre in den collectaneen vorhanden, die ausarbeitung kann auch einem andern nicht mislingen, und erspart der uns einige Sanskritetymologien, desto besser.

Ich denke mir Sie unter allen wirren mit dem druck Ihrer schlesischen volkslieder beschäftigt, die können Sie auf allenfalsigen abschied dem land als schönste gabe hinterlassen. Für die schleife oder das laub das Sie mir an meinen franzöſ. orden gehängt haben*) danke ich schönstens. Sein Sie unsrer herzlichen theilnahme sicher. Jacob Grimm.

---

*) U. L. 2, 139.

Jacob Grimm.
Wenn es unsre Fürsten wüßten,
Was Er that für's Vaterland,
Legionen Orden müßten
Längst schon schmücken sein Gewand.

Unter dem unschuldigen Namen: Laetitia bestand seit 1837 ein Verein jüngerer Leute, die meist dem Kaufmannsstande angehörten. Der Zweck des Vereins war ursprünglich nur geselliges Vergnügen. In neuerer Zeit nun, als das politische Bewußtsein immer mehr im Volke erwachte und das Verständniß dessen was man im Staatsleben erstreben wollte und sollte, nothwendiger erschien, konnten sich die Vereine mancher Art gegen diese Richtung der Zeit nicht abschließen, und so fühlten denn auch die Lätitianer, daß sie ihren Verein zeitgemäßer einrichten müßten. Es wurden demnach wissenschaftlich gebildete Männer gewonnen, um geschichtliche Vorträge zu halten und auch die Tagesfragen zu behandeln. Ein neues reges Leben erwachte, ein ernstes Streben nach Fortbildung wechselte mit dem nach heiterer Unterhaltung, welche nun auch mannigfaltiger wurde durch Musik und Gesang und Vortrag von Gedichten. Man lud auch mich öfter ein und machte mich später zum Ehrenmitglied. Bei den Bällen und Festessen ging es immer recht frisch und munter zu. Ich betheiligte mich durch Lieder, die gedruckt, vertheilt und gesungen wurden, und durch Trinksprüche. So brachte ich am 22. November bei solch einem Festessen folgenden Trinkspruch aus:

Wer stimmt nicht ein, wer, frag' ich, unterläßt es?
Dem König Heil, dem König — unsres Festes!
Der die Fröhlichkeit führt in seinem Schilde
Und den Fröhlichen dient zum Ebenbilde,
Der uns billig zu regieren versteht
Und mit uns zeitgemäß vorwärts geht,

Und was ward im Vaterlande
Ihm doch für ein Ehrenlohn?
Nur zu Deutschlands Spott und Schande
Frankreichs Ehrenlegion.

Dem wir nicht seine Regentenqualen
Mit Unterthanenpflichten und Steuern bezahlen,
Dem wir nicht dienen müssen mit Musketen,
Mit Sack und Pack und unsern Moneten,
Dem wir nicht machen müssen ein drittes Examen,
Um zu allen Dingen zu sagen: Amen,
Dem's einerlei ist, ob wir trinken lutherisch,
Katholisch, griechisch oder presbyterisch —
Dem wir bei vollen Gläsern Dank bringen,
Und bei klingenden Gläsern Dank singen.
Er geruhe noch lange unser König zu bleiben,
Daß wir uns königlich die Zeit vertreiben.
Hoch lebe unser König Lätitia!
Hurrah! Hurrah! Hallelujah!

Darauf brachte Herr Beyer ein Hoch auf mich aus:

Ehre dem Manne, der, ob es nachtet oder tagt,
Immer die pure nackte Wahrheit sagt,
Der sie nicht verbrämet mit Blumen und Blüthen,
Sondern die Worte spricht, wie sie im Herzen glühten,
Der im Gebiete des Wissens thut wandern
Und sich nicht schiert um den Einen und Andern,
Von dem Manne man nicht so dann und wann,
Sondern beständig das Wahre hoffen kann —
Auf diesen Mann laßt uns die Becher erheben:
Hoch lebe unser Hoffmann von Fallersleben!

Das Merkwürdigste für mich bei diesem Spruche war, daß ihn Justizrath Grünig verfaßt hatte, der bald nachher so laut seine Lyra gegen mich ertönen ließ.

Am 22. November wurde der 2. Th. der U. L. im Königreich Hannover verboten und am 8. December im preußischen Staate der ganze Campesche Verlag.

Campe glaubte jetzt leichter das unbeschränkte Verlagsrecht der U. L. an sich zu bringen und schrieb schon den 11. December:

'In Hannover ist der 2. Theil verboten. In Sachsen, wie Volckmar mir berichtet, geschieht es ebenfalls; so wird es nun die Runde durch alle Staaten machen. Werden wir unter diesen Umständen eine 2te Auflage jemals veranstalten können?? Da ich Ursache zu zweifeln habe, so komme ich auf meine Frage zurück: wollen Sie jetzt, ein für alle Mal, Band 2 mir nun verkaufen? — ?'

Ich erwiederte, daß ich den 2. Th. so nicht aus Händen geben könne und verwies Campe an meinen Vetter, den ich ihm beim Abschiede als meinen Bevollmächtigten vorgestellt hatte.

Campe antwortet schon den 17. December. Er äußert sich ausführlich über das Buchhändlerische in Betreff der U. L. sehr ergötzlich.

'Meinten Sie nicht als Sie in diesem Jahre kamen: der 1. Theil sey vergriffen? — Von der ersten Auflage waren 760 Exemplare in unsern Händen —, von der zweiten Auflage (ohne die zur Disposition uns gestellten Exemplare) waren damals noch 1783 Exemplare in unserm Magazin. Ich erinnere Sie daran, um meine obige Behauptung, daß ich Papier und Druck nicht schone, praktisch zu belegen.

Das beste Buch in dieser Welt
Bleibt immer Buch — ist nie baar Geld!

so singt Jügel in seinen Remittenden; er hat sehr Recht! Sie glauben im vorigen Jahre habe ich an den Liedern verdient? ich sage nein. Meine baaren Auslagen erhielt ich nicht zurück! circa 1200 gingen nur ab, Sie erhielten 400 ℔, zwei Mal Druck und Papier, das machte über 800 ℔ — der Gewinn lag in der Niederlage.'

Am Ende läuft Alles darauf hinaus, sich auf eine sehr billige Weise zum alleinigen Besitzer der U. L. zu machen, um damit frei schalten und walten zu können.

'Ich bitte Sie (heißt es am Schluſſe) um baldige Antwort, damit ich weiß: ob ich hemmen oder unbekümmert, wie bisher, fort liefern kann; im Fall ich zurück verlangen muß oder auch nur ſolche Zettel von jetzt an berückſichtigen darf, die feſt verlangen.'

'Dieſe zweifelhafte Lage geniert mich um ſo mehr, da ich durch Dick und Dünn mitlief, im Vertrauen, Sie würden mich verſtehen und gewähren laſſen. Wer wird Ihnen etwas thun? — Und geſetzt ich verdiente anſehnlich, bin ich dann nicht im Stande mich honett gegen Sie zu zeigen? Habe ich verdient, dann kann ich Ihnen entgegen kommen, wenn die Umſtände es erfordern; oder eine neue Publication vorliegt! — Habe ich verloren oder mit Mühe nur meine Auslagen gerettet — werde ich dann nicht ſcheu? — Überſchätzen Sie das Ding nicht — ſondern geben Sie Spielraum, damit ich mich frei bewegen kann!'

Honett ſich zu zeigen! Ich dachte mit Fauſt: 'Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube' und antwortete nicht, ich hatte ja alles Weitere meinem Vetter übertragen. Ungelöſt ging dieſe Frage ins folgende Jahr hinüber.

Das Breslauer 'Winter-Kränzchen' feierte den Silveſter. Ich war dazu eingeladen und gebeten worden, ein Lied dafür zu dichten.

Die Bitte erfüllte ich, und mein Lied wanderte zeitig in die Druckerei. Als ich eben in den Saal eintrete, begegnet mir der Drucker: 'Denken Sie ſich, die Cenſur hat etwas geändert in Ihrem Liede!'

Herr Polizeipräſident Heinke hielt ſich wie jeder Schleſier für einen geborenen Poeten und in ſeiner hohen Stellung für berechtigt, die Gedichte Anderer wie ſeine Corrigenden zu corrigieren.

Die zweite Strophe lautete bei mir:

Ja, keine Zeit war jemals schlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für Wahrheit, Ehr' und Recht
Und für ein freies Wort.

Hinweg mit allem Weh und Ach!
Hinweg mit allem Leid!
Wir selbst sind Glück und Ungemach,
Wir selber sind die Zeit!

Der Censor-Poet Heinke änderte:

Ja, keine Zeit war jemals schlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für Freundschaft, Lieb' und Recht
Und für ein traulich Wort.

Wie ich schon vorher gesagt: es ist unglaublich, was damals von der Polizei und Censur für staatsgefährlich betrachtet und verfolgt wurde! und wie überall das böse Gewissen Verbrecherisches witterte!

Nachdem mein Lied in heiterster Stimmung gesungen war, erhob ich mich und schilderte die Breslauer Zustände und Begebnisse des eben dahin schwindenden Jahrs. Mit lautem Jubel wurden alle Anspielungen und Witze begrüßt, das Meiste war nur für Breslauer verständlich. Nur Eine Geschichte war damals über unser Weichbild hinausgedrungen. Ein Breslauer Kaufmann machte in der Zeitung bekannt, daß er seinen Hausknecht Rochow entlassen habe. Die Sache wurde näher untersucht, und es ergab sich, daß es einen Hausknecht Rochow gab und der Polizeiminister gleiches Namens, der Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes nicht gemeint sein konnte. Ich schloß also:

Die unpolitiſchen Lieder mehr zu verbreiten,
Hat man ſie verboten zu rechten Zeiten,
Und jeden der nie an Lieder gedacht,
Nach dieſen Liedern recht lüſtern gemacht.
Die Cenſur iſt geworden ſo ſtreng' und grob,
Daß ſie ſtreicht ſogar ihr eigenes Lob;
Sie iſt ſo voller Rückſicht, Um- und Überſicht,
Daß nur ja dem Lande kein Schaden geſchicht.
Wenn man ſchreibt: Die Koſacken reiten auf kleinen Pferden,
So darf das noch nicht mal gedrucket werden,
Das kleinen ſtreicht wol weislich die Cenſur,
Und nun ſteht da: Die Koſacken reiten auf — Pferden, nur.

Doch das lebendige Wort iſt immer geblieben frei
Trotz Cenſur, Conduitenliſten und Polizei,
Und das freie Wort ſoll immer und ewig leben,
So lang es ein neues Jahr wird geben!
Drum überall hier und da, fern und nah, immerfort
Hoch lebe das freie Wort!

Mel. Morgenroth, Morgenroth.

Neues Jahr, neues Jahr,
Sei uns was das alte war!
Rath' uns Allen, warn' uns, wehr' uns,
Mahn' uns väterlich und lehr' uns,
Gut und ehrenhaft zu ſein.

Neues Jahr, neues Jahr,
Schirm' und ſchütz' uns vor Gefahr!
Laß für's Vaterland und jeden
Frei der Wahrheit Stimme reden
In der Hütt' und vor dem Thron!

Neues Jahr, neues Jahr,
Sei uns gnädig immerdar!
Allen Halben, Lauen, Flauen
Schenke Kraft und Selbſtvertrauen
Und Geſinnung doch einmal!

Neues Jahr, neues Jahr,
Mach' uns unsre Hoffnung wahr!
Siegen laß die gute Sache,
Daß der Schlechte, Feig' und Schwache
Niemals mehr das Haupt erhebt!

Neues Jahr, neues Jahr,
Mach' es endlich Allen klar:
Daß wir mit dem Vaterlande
Haben Ehre, Ruhm und Schande,
Segen, Glück und Heil gemein.

Neues Jahr, neues Jahr,
Bleib' uns gnädig immerdar!
Daß in deiner letzten Stunde
Dir noch schall' aus Aller Munde:
Tausend Dank dir, neues Jahr!

Mit diesen Wünschen trat ich das Neue Jahr an, und Tausende theilten dieselben, aber der Tag der Erfüllung lag uns ferner als je.

Schon den 2. Januar erhielt ich eine Vorladung vom kön. außerord. Regierungs-Bevollmächtigten, geh. Ober-Regierungs-Rath Heinke und dem kön. Universitäts-Richter, Stadt-Gerichts-Director Behrends unterzeichnet:

'Wir sind durch hohes Rescript vom 12. v. M. beauftragt, Ihnen den Beschluß des genannten Herrn Ministers (Eichhorn) zu eröffnen und nach Maßgabe desselben weiter zu verfahren. Zu diesem Zwecke laden wir daher Ew. Wohlgeboren ein, sich am 6. d. M. Nachmittag um 4 Uhr in dem Senatszimmer der hiesigen Universität einzufinden.'

Da mir das Protocoll über diese zweite Vernehmung verweigert ward, so folge hier was ich sofort nachher darüber aufzeichnete.

Breslau 6. Januar 1842 am Tage der heil. 3. Könige.

Schlag 1/4 Uhr trat ich ins Senatszimmer der Universität ein. Ich traf den Pedell Nixdorf, der sich gleich darauf entfernte. Nach einiger Zeit kam der Oberpedell Elsner und bat mich, doch ins Secretariat zu gehen. 'Wie? sagte ich, ins Secretariat?' — 'Ja, bis der Herr Geh. Rath kommt.' — 'Ich bleibe hier, ich bin hieher beschieden und nicht ins Secretariat. Will der Herr Geh. Rath den Vortritt haben, so mag er eher und zu rechter Zeit kommen.'

Es erschien gleich darauf der Univ.-Richter. Wir unterhielten uns über Freimauerei und meine Angelegenheit. Ich fragte ihn, ob denn das eine ewige Untersuchung werden solle? Er meinte, es würde nun wol bald zur Entscheidung kommen. Da der Geh. Rath um 4 Uhr noch nicht da war, so sollte schon nach ihm geschickt werden, als er plötzlich erschien. Der Herr Geh. Rath war sehr ernst und dabei doch sehr aufgeregt. Auf dem Nebentische lag ein großer Stoß Acten, wovor mir angst und bange wurde. Der Geh. Rath schnürte den Actenstoß auf und nahm einige Sachen oben ab. Er setzte sich und las das neueste Ministerialrescript.

H. Ehe wir zu der Vernehmung schreiten, muß ich noch etwas zu den Acten geben. Hier in der Schrift: „Das Breslauer Schillerfest 1840", steht, daß ich die Toaste beim Schillerfeste gestrichen hätte.

Er wandte sich gegen mich und sprach mit einem Gesichte voll Wehmuth und Ingrimm:

Sie haben mir da ein schönes Denkmal gesetzt!

und fuhr dann fort:

Wo habe ich etwas in der Zeitung gestrichen? Da sind beide, die schlesische und die Breslauer!

Ich. Allerdings ist darin, wie ich sehe, nichts gestrichen, aber die Toaste sind im Manuscripte gestrichen.

H. Woher wissen Sie das? Ich erinnere mich dessen nicht.

Ich. Das Referat für die Breslauer Zeitung hatte Dr. Wagner, und der hatte es dem Hrn. Nowack gesagt — Nowack war nämlich von Seiten der Schles. Zeitung mit dem Berichterstatten beauftragt — daß alle meine Toaste gestrichen seien. Ich ging sofort in die Druckerei, um mich selbst zu überzeugen und erfuhr dann von dem Hrn. Barth, daß es allerdings so sei. Die beiden Berichterstatter sahen es sehr ungern, daß der größte und interessanteste Theil ihrer Aufsätze wegbleiben mußte, da sie beide auf viel Honorar gerechnet hatten.

H. Dann sagen Sie, daß von dem, was in den beiden Zeitungen gestrichen würde, eine Familie das ganze Jahr hindurch sehr anständig leben könnte. Woher wissen Sie das?

Ich. Von gestrichenen Stellen und Artikeln habe ich oft im Publicum gehört. Wer vergleicht nicht auch einmal die Artikel anderer Zeitungen mit denen, die daraus in unsere übergehen?

H. Das darf niemand wissen! Die Censur ist eine Staatseinrichtung. Ich würde Ihnen dergleichen Späße, die in einer Gesellschaft gesprochen recht gut gefallen mögen, aber gedruckt eine Beleidigung des Staats sind, schon um Ihretwillen streichen.

Ich. Da soll wol zuletzt gar kein Spaß mehr sein in der Welt! Es fehlt nur noch, daß einem die Toaste im Munde verboten werden. Ja, was streicht nicht Alles die Censur! Wäre Dr. Martin Luther Correspondent der Staatszeitung, er brächte gewiß keinen Artikel durch. Von Deutschland ist so noch nichts drin zu finden. Und da heißt es denn noch in öffentlichen Blättern, es werde bedeutende Milderung der Censur bei politischen Dingen eintreten. Das wundert mich doch sehr!

H. Ja, mich auch. An Milderung ist vorläufig nicht zu denken.

Der Univ.-Richter las das Protokollierte vor.

H. Dann habe ich hier noch einen Artikel in den Sächsischen Vaterlandsblättern Nr. 170 und 171, der enthält Alles, was hier das vorige Mal vorgekommen ist. Haben Sie denselben verfaßt? oder veranlaßt? oder kennen Sie den Verfasser?

Ich. Nein, ich kümmere mich um gar keine Zeitschriften, ich lese immer nach langen Zeiträumen die Litteraturzeitungen in Masse, und habe überhaupt so viel zu thun, daß ich mich schon deshalb auf Correspondenz-Artikel gar nicht einlassen kann.

H. Wie aber ist das dort hingekommen?

Ich. Ja und wie ist es wol bekannt geworden, noch ehe als ich hier in Breslau von meiner Reise zurückgekehrt war, daß eine Untersuchung über mich im Werke sei? Und man wußte nicht allein das, sondern sogar alle einzelnen Fragen, die an mich gerichtet werden sollten.

H. Ich wüßte doch nicht, daß jemand durch uns

(auf Behrends weisend)

von diesem letzten Verhöre etwas erfahren hätte — es muß also von Ihnen ausgegangen sein.

Ich. Ich leugne gar nicht, daß ich mit dem Inhalte des Protokolls meine Freunde bekannt gemacht habe. Ich werde doch wol über meine eigenen Angelegenheiten sprechen dürfen, das Recht wird mir doch wol niemand streitig machen!

Der UR. hatte protokolliert, daß ich den Artikel in den Vaterlandsblättern weder verfaßt noch veranlaßt hätte, auch den Verfasser nicht wüßte.

H. war über diese Niederlage so verstimmt, daß er ans Fenster trat, eine lange Zeit dort stand, dann sich an einen Nebentisch setzte und endlich unruhig im Zimmer umherging. Das Verhör begann:

B. Der Herr Minister will, daß Sie genauer ad generalia vernommen werden, Sie sollen Auskunft ertheilen über Ihr Leben und Ihre Wirksamkeit als Professor.

Ich wurde nun gefragt nach meinem Geburtsort und Geburtsjahre, nach dem Stande meines Vaters, wann er gestorben sei, ob meine Mutter noch lebe, welche Gymnasien und Universitäten ich besucht hätte u. s. w.

B. In welchem Jahre sind Sie Custos geworden?

Ich. 1823 provisorisch, zur Probe auf ein Jahr, und 1824 bestätigt, mit einem Gehalte von 300 ℛ und freier Wohnung.

B. Haben Sie nicht auch Streitigkeiten gehabt mit dem Oberbibliothecar wegen der Amtswohnung, der Amtsstunden, des Urlaubs u. dgl.?

Ich. O ja, viele, sehr viele. Ich weiß nichts mehr davon, mag auch nichts davon wissen, danke Gott, daß ich Alles vergessen habe. Ich wollte übrigens, ich hätte nie einen Fuß in diese Bibliothek gesetzt.

B. zeigte mir in den Curatorial-Acten ein Schreiben.

B. Ist der Brief von Ihrer Hand?

Ich. Ja, ich schrieb ihn denselben Tag, als ich im J. 30 nach Berlin reiste.

B. Hier ist auch ein Schreiben des GR. Neumann, worin Ihnen Vorwürfe wegen dieser Reise gemacht werden.

Ich. Ich habe dies Schreiben nie erhalten. Ich weiß wol noch, was der GR. machen wollte. Meine Wohnung sollte erbrochen und meine Bücher sollten untersucht werden, weil man mich im Verdacht hatte, ich hätte Handschriften und Bücher der Universitäts-Bibliothek entwendet. Während man so etwas in Breslau gegen mich unternehmen wollte, machte mich in Berlin der Minister zum Professor. Den letzten December 1838 schied

ich aus dem Bibliotheksdienste für immer. Seit 30 war ich außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur, und seit 35 bin ich ordentlicher.

B. Der Herr Minister wünscht nun auch etwas über Ihre akademische Wirksamkeit zu erfahren.

Ich. Über meine Wirksamkeit als Professor kann ich nichts sagen. Wenn es sich darum handelt, zu erfahren, welche Collegia ich gelesen habe, so wird das ersichtlich aus den Listen in der Quästur, worin zugleich die Zahl der Zuhörer angegeben ist*). In wie weit meine schriftstellerische Thätigkeit zu meiner akademischen in Beziehung steht, ergiebt sich aus dem Verzeichnisse meiner Schriften, das oft genug gedruckt ist, z. B. in Nowacks Schles. Schriftsteller-Lexikon, im Conversations-Lexikon der Gegenwart u. s. w.

Der Herr Geh. Rath setzte sich jetzt wieder zu uns an den Tisch. Er meinte, ein Auszug aus den Zuhörerlisten würde wol in Betreff meiner akademischen Wirksamkeit befriedigend sein und er wolle deshalb die Quästur dazu beauftragen. Ein Verzeichniß meiner Schriften hätte ich früher schon mal gegeben, es sei aber nun wol sehr unvollständig. B. äußerte, es befinde sich so etwas in den Curatorial-Acten. Er schlug nach und las etwas vor.

Ich. Ich bin gern bereit, Herr GR., baldigst ein vollständiges Verzeichniß anzufertigen und einzusenden, um meiner Seits die Untersuchung nicht zu verzögern. Übrigens muß ich noch bemerken, daß ich noch nie in meinem Leben in Untersuchung war, und nie einer geheimen Verbindung angehörte, nicht einmal der Freimauerei.

---

*) Nach der amtlichen Mittheilung aus der Quästur hatte ich seit dem Sommersemester 1830 bis zum Wintersemester 1841/2 einschl. 46 Vorlesungen gehalten vor 487 Zuhörern, die sich auf der Quästur eingeschrieben hatten.

B. Wir kommen also jetzt zum zweiten Punkte.

Ich. Darf ich Sie bitten, Herr Director, mir nochmal den Anfang des Rescripts Sr. Excellenz vorzulesen.

Der UR. las. Im Eingange dieses Schreibens war wieder wie in den ersten die Rede von der verwerflichen Gesinnung und der verderblichen Tendenz in meinen Liedern; übrigens solle nur auf disciplinarischem Wege gegen mich verfahren werden, obschon die Angelegenheit wol sich dazu eigne, den bekannten 151. §. des 20. Titels im 2. Th. des A. L. R. gegen mich in Anwendung zu bringen und eine Criminalunterſuchung zu verhängen.

Ich. Also den 151. §. ?

B. Er lautet: „Wer durch frechen unehrerbietigen Tadel, oder Verspottung der Landesgesetze und Unordnungen im Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlaßt, der hat Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 6 Monate bis 2 Jahre verwirkt."

Ich. O, den kenne ich recht gut. Hier steht er.

Ich hatte nämlich gerade das Landrecht vor mir und auch diesen §. eben aufgeschlagen.

Ich wüßte nicht, wie dieser §. gerade auf mich in Anwendung kommen könnte.

Meine Lieder haben nirgend bei den Bürgern Mißvergnügen und Unzufriedenheit verbreitet; so weit meine Kunde reicht, habe ich nur immer vernommen, daß ich aller Welt sehr viel Vergnügen damit bereitet habe.

B. Es kommt nun darauf an, daß Sie, Herr Prof., auf alle einzelnen Punkte Antwort geben, und ich werde Ihnen die einzelnen Fragen vorlegen. Also ad 1.

Die Fragen waren bestimmter gefaßt als in dem Schreiben vom 17. Oct., z. B. hieß es gleich anfangs: S. da und da

nennt er das Heil der Erde Regal, S. da und da verspottet er die Monarchie, und — so ging es fort.

Ich. Nun, ich kann hiezu nur dasselbe sagen, was ich bereits 3. Nov. zu Protokoll gegeben habe. Ich werde mich nie auf eine Erklärung meiner Gedichte einlassen, glaube auch nicht, daß jemals ein Dichter dazu verpflichtet werden kann.

H. Sie sollten doch, Herr Prof., dem Wunsche Sr. Excellenz genügen, und ganz einfach auf die einzelnen Punkte antworten.

Ich. Ich muß nochmals erklären, daß ich bei dem, was ich in Bezug hierauf bereits zu Protokoll gegeben habe, verharre. Ich mache es nur so, wie es alle Dichter vor mir gethan haben, sie haben sich nie auf Erklärung eingelassen.

B. Was meinen Sie denn eigentlich mit Regal?

Er fügte eine Erklärung von Regal, Hoheitsrecht hinzu.

Ich. Herr Director, es giebt Dinge in der Welt, worüber man immer gestritten hat und ewig streiten wird bis an den jüngsten Tag. Mit Ministerialrescripten läßt sich so etwas nicht widerlegen. Will man mein Gedicht widerlegen, so mache man ein Gegengedicht. Man muß mit gleichen Waffen kämpfen, das sind aber nicht Ministerialrescripte gegen Gedichte.

B. protokollierte das nicht ganz so, aber doch ganz hübsch, ich war zufrieden mit der Fassung.

B. Wie verstehen Sie das Gedicht vom Salze?

Das Salz ist theuer, billig sind die Zähren.

Ich. Wenn man mich deshalb zur Verantwortung ziehen will, so ist es doch wahrhaftig viel natürlicher, daß man mit dem Herrn Geh. Rath Weber den Anfang macht. Der ist viel gefährlicher als ich, der setzt in Prosa auseinander, daß die Tonne

Salz, wenn es nicht Regal wäre, nur 3—4—5 ₰ kosten würde, die doch jetzt an die 15 ₰ kostet. Habe ich so etwas gesagt?

V. Sie bleiben also bei Ihrer früheren Erklärung?

Ich. Ja.

V. Der Herr Minister fragt aber noch ganz besonders, was Sie als Staatsbeamter und Unterthan zu solchen Gedichten, wie die unpolitischen Lieder sind, sagen?

Ich. Wenn ich dichte und sollte je den Gedanken fassen: Staatsbeamter und Unterthan, so wäre es gleich mit allem Dichten vorbei; ein solcher Gedanke ist der Tod aller Poesie. Oder glauben Sie, daß sich nach dem preußischen Landrechte dichten läßt? Ich erkläre nochmals: ich habe nur die Stimmung der Zeit und des Volkes wiedergegeben, denen ich nun einmal angehöre.

V. Da würde wol gut sein, wenn Sie das noch etwas mehr ausführten. Wie sind Sie denn zur Kenntniß dieser Stimmung gelangt?

Ich. Durch Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, durch den Verkehr mit der Welt und auf meinen vielen Reisen in der Welt.

Ich muß auch noch erklären, daß die Beziehungen auf Preußen, die man finden will, nicht in dem Maße vorhanden sind. Oder sollte denn das eine bloße Artigkeit gegen Preußen sein, daß den 2. Theil meiner Lieder andere deutsche Staaten, sogar die freie Stadt Frankfurt, auch verboten haben?

V. Wir kommen nun zu dem 3. Punkte.

Der UR. las hierauf diesen 3. Punkt aus dem Ministerialrescript — Alles wie im Schreiben vom 17. October, nur noch noch etwas ausführlicher und stärker gefaßt.

Ich. Ich bleibe auch in Bezug darauf bei meiner früher abgegebenen Erklärung. Wenn jedoch Se. Excellenz glaubt, daß

unsere Studenten sich um Gedichte bekümmern und dadurch verführt werden können, so verkennt der Herr Minister unsere Studenten. Breslauer Studenten und die hannoversche Polizei lesen keine Gedichte (der Herr GR. lächelte dabei). Breslauer Studenten sind so arm und so große Bierliebhaber, daß viele sogar die 2 gute Groschen an die Krankenkasse für Publica auszugeben sich scheuen. Breslauer Studenten wollen Bier trinken und Karten spielen, aufs Brot studieren, um schnell ins Brot zu kommen — weiter haben sie gar kein Streben und Ziel. Sie wissen es ja, Herr GR.?

H. Leider ist es so.

Ich. Von politischem Sinn und geistiger Regsamkeit kann gar keine Rede sein. Seit Jahren ist die Professur der Staatswissenschaften unbesetzt und sie wird nicht im mindesten vermißt. Die Einseitigkeit nimmt immer mehr überhand, ich habe mich darüber in einem Schreiben an das hohe Ministerium ausgesprochen und werde meine Meinung nächstens drucken lassen. Sie kennen, Herr GR., meinen Aufsatz.

H. Ja, ich bin ganz Ihrer Meinung.

B. Es ist Ihnen, Herr Professor, nun noch erlaubt, sich schriftlich zu vertheidigen.

Ich. Wozu? Ich habe genug gesagt. Zu einer schriftlichen Vertheidigung müßte ich alle Actenstücke haben, und die wird man mir nicht anvertrauen. Ich mag die Untersuchung nicht weiter aufhalten, denn manche ist schon eine ewige geworden.

B. Ich werde dann das Protokoll verlesen und Sie bitten, es zu unterzeichnen.

Ich. Lesen Sie mir gefälligst nur noch einmal, was Sie in Betreff des zweiten Punktes aufgezeichnet haben. Damit bin ich schon zufrieden.

Nachdem der UR. dies gelesen hatte, unterzeichnete ich. Binnen 6 Wochen soll die Sache hier abgemacht sein.

Am 8. Januar reichte ich dem GR. das Verzeichniß meiner Schriften ein unter diesem Titel:

Chronologische Übersicht
meiner 25jährigen schriftstellerischen Thätigkeit.

H. Hoffmann,
Dr. der freien Künste u. der Philos., außerord. Prof. der deutschen Spr. u. Litt. seit 1830, u. ordentl. seit 1835 an der k. Univ. zu B.
mit 500 ℔ Gehalt.
Breslau 8. Januar 1842.

Das Verbot des ganzen Campe'schen Verlags in den preußischen Staaten, schon am 8. December vom Ministerium des Innern erlassen, machte großes Aufsehen im Volke, und verbreitete Angst und Schrecken unter den Buchhändlern.

Campe hielt die Sache anfangs nicht für so schlimm, und hoffte sogar noch in einer 'offenen Erklärung' am 4. Januar 'von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen Preußischen Ministeriums' eine Zurücknahme der Maßregel. Die aus Berlin kommenden Correspondenzen vertheidigten aber dieselbe, so daß an Zurücknahme wol schwerlich zu denken war. Gegen diese ministeriellen Zeitungsartikel schrieb nun wieder Campe mit Unterzeichnung seiner Firma am 10. Januar eine lange ‚rechtfertigende Erwiderung'. Der Schluß lautet:

'Die beiden letzlich genannten Gedichtsammlungen: „Die unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, 2. Th.", und die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sind mit Censur gedruckt. Wir haben das legitime Imprimatur in Händen.

Was soll aus dem deutschen Buchhandel werden, wenn man selbst bei strengster Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften, dennoch einer so unerhörten Strafe, wie der über uns verhängten, anheim fallen kann!'

'Wir schließen mit dem aufrichtigen Bekenntniß, daß wir nie gegen einen einzelnen Staat, nie gegen Preußen operiert haben. Der Chef unsers Hauses stand in den Jahren 1813, 14, 15, 16 in den Reihen der preußischen Krieger: in der preußischen Uniform trafen ihn drei Mal französische Kugeln! Nie hat er eine Belohnung für seine dem Vaterlande gewidmeten Dienste, für sein vergossenes Blut in Anspruch genommen. Man wolle uns diese schmerzliche Erinnerung in einem Augenblicke verzeihen, wo uns von preußischer Seite ein so herber Schlag trifft.'

Half nichts — Herr von Rochow hielt sein Verbot aufrecht, und Campe mußte erst mit halb Hamburg abbrennen, ehe es aufgehoben wurde.

Die Lätitia, die damals aus 30 Mitgliedern bestand, ernannte mich am 14. Januar zu ihrem Ehrenmitgliede mit dem Beinamen 'Herr Bruder Graf'. Ich erhielt dadurch eine Art von Verpflichtung, mich mehr noch zu betheiligen und that es auch gerne. Zum Faschingsballé am 5. Februar gab ich drei Lieder zum Besten. Sie hatten eben weiter keinen Werth, als daß sie die frohe Stimmung des Augenblicks, der sie galten, noch erhöhten.

Viele gesellige Vereine, von denen man bisher kaum etwas erfahren hatte, fingen an sich durch ein regeres Leben bemerkbar zu machen. Es lag in der Zeit, daß selbst der harmloseste Mensch sich nicht des Abends zu Bette begeben konnte, ohne des Tages ein bischen Politik getrieben zu haben.

In Breslau bestand seit dem Jahre 1820 ein jüdischer Verein unter dem Namen 'Gesellschaft der Freunde'. Die

Stifter hatten durch eine anderswo nicht vorkommende Bestimmung dafür gesorgt, daß sich immer ein frischer jugendlicher Geist in der Gesellschaft erhielte: es konnten nämlich nur unverheirathete junge Männer zu ordentlichen Mitgliedern aufgenommen werden. Die Gesellschaft feierte am 19. Januar ihr Stiftungsfest, dies Mal aber auf eine Weise, wie es wol noch nie gefeiert war. Es wurden viele Reden gehalten und viele Hochs ausgebracht, die alle Deutschland, Preußen und vaterländischen Angelegenheiten galten. Es betheiligten sich die jüdischen Gelehrten Dr. Freund, Dr. Geiger und Dr. Francolm, und noch einige christliche Ehrengäste, zu denen auch ich gehörte. Ich brachte ein Hoch aus auf Deutschlands Einheit. Die Stimmung war von Anfang bis zu Ende eine heitere, gehobene.

Campe war wieder in seinem Fahrwasser. Der Censur und Polizei ein Schnippchen schlagen und hinterdrein ins Fäustchen lachen, machte ihm mehr Spaß, als den geebneten sicheren Pfad eines Verlegers zu wandeln. Den 31. Januar schrieb er: 'Man glaubte in Berlin, der Verleger von Werken sei wie ein Zeitungsverleger, gefügig —, der sich sputete, sein Peccavi zu beten, Herr von Rochow hat sich in seiner Erwartung getäuscht: ich komme nicht.' — '— Rochow wird inne werden, daß man in das Wesen der Literatur nicht, wie in die Stadtvogtei mit plumper, ungeschickter Hand eingreifen darf — wenn man die Finger ungebrannt zurückziehen will.' Den 23. 'Man will, ich soll zu Kreuz kriechen; — aber ich thue es doch nicht. Das Dementi soll Rochow behalten, — ich nehme es ihm nicht ab!'

Mein geselliger Verkehr während der trüben Winterzeit war gering, ich beschränkte mich nur auf einige Freunde. Ich

war viel zu Haus und arbeitete fleißig, besonders sehr gerne des Morgens, wenn es draußen noch dunkel und still war. Zunächst beschäftigte mich die Sammlung der schlesischen Volkslieder, sie sollte dies Jahr vollendet werden und erscheinen. Der Stoff war reichlich vorhanden, es bedurfte nur, ihn zu sichten, zu ordnen, zu vergleichen und zum Drucke sauber abzuschreiben. Zugleich lag mir sehr am Herzen, der Welt zu zeigen, daß deutsche Dichter sich von jeher freimüthig über Staat und Kirche geäußert hätten. Ich sah die Werke vieler Dichter durch, machte für meine Zwecke passende Auszüge und suchte die äußeren Lebensverhältnisse der Verfasser zu ermitteln. Daß nicht jeder ungestraft die Wahrheit verkündet hatte, fand ich leider bestätigt: der Reformator Erasmus Alberus war *siebenmal* seiner geistlichen Ämter entsetzt worden und noch dazu durch seine Glaubensgenossen.

Um diese Zeit machten sich die öffentlichen Blätter viel mit mir zu schaffen. Neben vielem Wahren wurde eben so viel Unwahres zu Tage gebracht. Nur Einmal gab ich eine Erklärung. Breslau den 13. Febr. 1842:

'Wenn es in einem Correspondenzartikel über mich heißt: „Seinen Freunden hat er durch eine Flugschrift von seinen gegenwärtigen Verhältnissen Nachricht gegeben," so muß ich das für eine Unrichtigkeit, unter Umständen für eine böswillige Verleumdung erklären, da ich weder in einzelnen Artikeln noch weniger in einer Flugschrift über meine gegenwärtigen Verhältnisse mich auszusprechen für nöthig befunden habe.'

Die Sächsischen Vaterlandsblätter hatten in einem längeren Artikel im Januar 'aus Schlesien' gemeldet: 'Die Breslauer Bürger haben sich durch Unterschrift verpflichtet, H. v. F. *jährlich 600 Thaler zur Unterstützung zu geben*, falls

er wegen jener Gedichte (der U. L.) abgesetzt und zur Festung geführt werden sollte.'

Diese Nachricht machte großes Aufsehn, namentlich in Berlin. Das Ministerium des Innern wendete sich deshalb an den Breslauer Polizeipräsidenten und dieser an den Breslauer Magistrat.

Am 8. März erschien nun ein halbamtlicher Artikel in der Leipziger Allgemeinen Zeitung: 'Berlin 5. März. Aus den Sächsischen Vaterlandsblättern ist in mehrere Zeitungen die Nachricht übergegangen, daß von den Breslauern Bürgern zu Gunsten des Prof. H. v. F. für den Fall seiner Amtsentlassung eine jährliche Unterstützung von 600 Thlrn. votiert worden sei. Genauer Ermittelung zufolge hat sich diese Nachricht als eine völlig erdichtete erwiesen.'

Die Sächs. Vaterlandsblätter antworteten darauf erst den 19. April (1842 Nr. 47) unter der Überschrift: 'Die weisen Magier des Berliner Berichtigungsbureaus'. Sie machen sich lustig darüber und meinen, die Behörden hätte man doch nicht dazu einladen können; sie behaupten, es würde geschehen, und wahrscheinlich sehr bald, behaupten aber nicht, und haben auch nachher nicht behaupten können, daß es geschehen sei.

Was war nun aber Wahres an der Sache? Weiter nichts als ein kläglicher Anfang. Einige Gesinnungsgenossen hatten allerdings eine Liste zum Unterzeichnen jährlicher Geldbeiträge in Umlauf gesetzt; einer und der andere hatte sich betheiligt, aber sich entweder mit den Anfangsbuchstaben seines Namens oder gar nur mit N. N. eingeschrieben. Und endlich verlor sich diese Liste wie der Rhein im Sande und niemand wußte oder wollte wissen was daraus geworden war. Die Angst war schließlich doch noch größer als der gute Wille Gutes

zu thun. Breslaus Bürgern aber blieb in den Augen Deutschlands die nie weiter angefochtene Ehre, mich jährlich mit 600 Thalern (also 100 über meinen Gehalt) unterstützt zu haben!

Eines Tages besuchte mich der Musiklehrer Philipp und bat mich dringend, ihm ein Studentenlied zum nächsten Concerte des akademischen Musikvereins zu dichten. Ich sagte ihm: 'Mein Lieber! ein Gedicht auf Bestellung machen, das ist so eine Sache. Wenn ich es auch Ihnen zu Gefallen und überhaupt gerne thue, so kann ich es Ihnen doch nicht versprechen. Mache ich es, ist es gut; wenn nicht, so dürfen Sie es mir nicht weiter übelnehmen.'

Er war kaum zur Thür hinaus, da fing ich schon an zu dichten:

Ist ein Leben auf der Welt,
Das vor allen mir gefällt,
Ist es das Studentenleben,
Weil's von lauter Lust umgeben.
Gaudeamus igitur!
Hodie non legitur!
Lustig ist das Commersieren,
Musicieren und Spazieren,
Lustig ist auch das Studieren.

Heute lustig, morgen froh,
Übermorgen wieder so,
Immer, immer frisch, frei, froh,
Juchheißa, heißa, ho hohoh!
Lebt der Bruder Studio.

Die Erinnerung an die alten Studentenlieder*), mit denen ich mich kurz vorher beschäftigt hatte, mochte mein Dichten gefördert haben.

*) Ich schickte sie an Heinrich Wuttke, der sie in sein Jahrbuch der deutschen Universitäten I. Sommerhalbjahr 1842 (Lpz. Weidmann) S. 391—421 aufnahm.

B. E. Philipp componierte es und es wurde zuerst gesungen als 'allen Breslauer Studenten gewidmet' in einem großen Concerte des akademischen Musikvereins. Es ging mit dieser Composition über in viele Commersbücher*) und wurde ein beliebtes Studentenlied.

Unterdessen war es Frühling geworden, und wie er milderes Wetter brachte, so glaubten Viele, er bringe auch in die Staatsregierung mildere Ansichten. Letztere erwartete Mancher von einem so geistreichen und für Poesie beseelten Könige wie Friedrich Wilhelm IV., aber sie irrten sich wie auch Dräxler-Manfred**):

Nur Eine deutsche Sängerkehle
Dort an der Oder lautem Strand,
Sie trauert mit getrübter Seele,
Durch strengen Urtheilsspruch gebannt.
Gerichtet ward der Dichter, dessen
Gerichtshof Herzen sollten sein,
Von Männern, die noch nie ermessen,
Daß Frühling, Frühling bricht herein! —
O Herr! es drängt die Dichterblicke,
Daß sie in Allem groß Dich sehn,
Es drängt das Herz, beim Mißgeschicke
Des Dichterbruders Dich zu flehn.
Die Rose der Verzeihung pflücke
Und wirf sie ins Gericht hinein,
Daß den Verbannten sie beglücke —
Und Frühling, Frühling bricht herein.

Meine Vorlesungen hatte ich geschlossen, ich konnte nun den 26. März meine Reise durch Sachsen und Thüringen an-

*) Z. B. Deutsche Lieder nebst ihren Melodien (Lpz. Friese 1843) S. 118—121. — Eine neue vierst. Composition von Friedrich Silcher in: Allg. Deutsches Commersbuch (Lahr 1858) S. 221—223.

**) 'Frühling 1842' im Feuilleton der Köln. Zeitung.

treten, wozu mir der Minister Eichhorn bereits am 19. Januar Urlaub ertheilt hatte.

Ich will jetzt Einiges aus der Erinnerung und meinem Tagebuche mittheilen.

27. März. 1. Ostertag. In Görlitz. Zu Mittag bei Polizeirath Köhler, Abends bei Baron Stillfried.

29. März. Außerordentliche Versammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Ich halte einen Vortrag über die litterarischen Bemühungen für das deutsche Volkslied seit Nicolai (1777) und theile mehrere meiner gesammelten schlesischen Volkslieder mit. Etwa drittehalb Stunden dauert mein Vortrag. Von allen Seiten höre ich, daß er sehr angesprochen habe.

Abends bei Baron Stillfried. Außer Leopold Haupt nur zugegen Präsident von Seckendorf*). Ich spreche mich ganz unverholen aus über Staat und Kirche sowie über die Gebrechen unserer Zeit und alle Tagesfragen. Jedes Gespräch weiß ich mit irgend einem meiner Lieder zu begleiten, nach Art unserer Katechismen, wo nach jeder Antwort noch Bibelstellen und Liederverse folgen. Der Herr Präsident meint, von Oben müsse Alles ausgehen, der Staat gebe die Idee und alles Übrige müsse sich dieser Idee unterordnen. Ich behaupte dagegen, alles Heil könne nur von Unten kommen; der Staat nehme Alles unter seine Vormundschaft, und eben dadurch schwäche er sich selbst, weil er das Volk schwäche, ganz willenlos mache. In

*) Friedrich Bernhard von Seckendorf, 1824—1837 Regierungspräsident zu Liegnitz. Verf. der Schrift: Erweiterte Betrachtungen über die der Volksgesammtheit, als einem Rechtssubject ohne physisches Leben, nöthige Persönlichkeits-Darstellung und Bevormundung. Berlin 1841. Er starb 1852.

der Wirklichkeit zeige sich nirgend die Idee einer vernünftigen, zeitgemäßen Regierung. Es werde, wie schon Ancillon bemerkt habe, überall zu viel regiert; man müsse auch darin Maß halten. Ich lese mein Lied: 'Mäßigkeit ohne Maß.'

So ist auch ohne Verhehlen Mäßigkeit
Im Regieren zu empfehlen, Mäßigkeit.
Dem Volk fehlt Geist und Kraft,
Denn nicht minder
Als die Kinder
Stehn wir unter Vormundschaft.
Haltet mehr auf Mäßigkeit!

Nun gehen wir auf den Adel und seine neuesten Bestrebungen über. Beide Edelleute sprechen sich ganz entschieden dagegen aus und meinen sogar, daß man mit der 'Adelsreunion' nur dem Adel selbst schade. Ich bringe meine Adelsgedichte an. Merkwürdig, daß beide Edelleute auch dagegen nichts einzuwenden wissen. Jetzt komme ich auf das Schul- und Universitätswesen. Ich lese dazu mein Lied: 'Brotstudien'. Der Präsident ganz mit mir einverstanden. Um nun endlich noch meine vaterländische Gesinnung und das was ich überhaupt will, klarer an den Tag zu legen, lese ich die hierauf bezüglichen Lieder. Der Baron Stillfried meint, man gewinne durch nähere Bekanntschaft mit mir eine ganz andere Ansicht von meinen Liedern; er halte sich selbst überzeugt, wenn ich so einmal dem Könige selbst meine Lieder vorläse, so müßte er mich lieb gewinnen. — Zuletzt besehen wir noch viele Bilderwerke. Sehr ergötzen mich Les Français peints par eux-mêmes. Solch ein deutsches Werk können wir nicht haben, weil unser deutsches Leben viel zu mannigfaltig ist.

31. März in Dresden.

Auf einem Spaziergange begegnet mir Dr. Echtermeyer. Er arbeitet an einer Geschichte der lateinischen Poesie des Mittelalters. Wir sprechen viel über Stoff und Hülfsmittel. — Abends bei Julius Mosen.

1. April in Leipzig. Abends in der Bierstube des Hôtel de Pologne mit vielen Litteraten: die Doctoren Riedel, Adolf Böttger, Schiff ꝛc.

2. April. Moriz Haupt besucht. Wir sprechen viel über die schlesischen Volkslieder. Er hofft, daß Breitkopf und Härtel den Verlag übernehmen. — Dr. Carl Riedel's Gast im Hôtel de Pologne. Mir gegenüber Öttinger mit Frau; mit seinem kahl geschorenen Kopfe und seinem wunderlichen Barte paßt er prächtig zu seinem 'Charivari'. Neben ihm Herloßsohn, bei seinen Schwächen immer gemüthlich, liebenswürdig und vor vielen seiner Herren Collegen ehrenwerth. Rudolf Hirsch, sein Landsmann*) und jetziger Redacteur seines Kometen (1841—43), Dichter, Novellist und Componist, eine harmlose österreichische Natur.

Nach Tische holt mich Robert Binder ab. Er ist bereit, den Verlag meiner 'Hundert deutschen Lieder' zu übernehmen.

Mit W. Engelmann ins Hôtel de Pologne. Großes Buchhändler-Abendessen. Im großen Saale sitzen an drei langen Tischen etwa 300 Buchhändler. Reden, Trinksprüche, rauschende Musik und vierstimmige Lieder. Erst Gesundheit Sr. Majestät des Königs, dann aufs Wohl des Geschäfts, und wieder des Geschäfts und immer des Geschäfts. Fleischer spricht sehr legitim; Brockhaus meint, daß wir etwas zu wenig (Preßgesetz-

*) Er ist geboren zu Napagedl in Mähren 1. Febr. 1816.

gebung und Bestimmung über das Eigenthumsrecht), Reimer hingegen, daß wir viel zu viel haben: eine Nachcensur, doppelte Censur wie sie in keinem Lande der Welt vorkomme. Nun tritt Robert Binder auf, am ganz anderen Ende eines Tisches, und bringt ein Hoch auf mich aus. Alles erhebt sich, um mich zu sehen. Nachdem es ruhig geworden ist, danke ich mit: 'Freies Wort immer fort! stoßet an aufs freie Wort!'*) Lange anhaltender stürmischer Jubel.

3. April. Mit Robert Blum, seinem Schwager Günther und Maler Storck durch das Rosenthal spaziert. Günther legt den slavischen Völkern eine hohe Bedeutung bei. Ich frage: 'Wo hat seit tausend Jahren auch nur ein einziges slavisches Volk gezeigt, daß es freiere Zustände haben will? Das Bestreben der Hussiten war nur religiöser Fanatismus ꝛc.'

4. April. Brief von Vetter Wiede in Hamburg. Seine Bemühungen, Campen zur Gewährung meiner billigen Ansprüche zu bewegen, sind umsonst gewesen. Campe hat sich sehr kalt benommen, sich wegwerfend über den 2. Th. der U. L. geäußert und erklärt, daß er nie eine Fortsetzung der U. L. übernehmen wolle ꝛc. Eins ist mir lieb: ich brauche nun auf ihn weiter keine Rücksicht zu nehmen, wenn ich wieder etwas der Art drucken lassen will. Über meine von ihm empfangenen Honorare wundern sich die Buchhändler nicht wenig. Als ich einem sagte, daß Campe über Krebse klagte, so meinte er, es könnten wol allerdings einige kommen, aber was wolle das sagen? Er habe nach

*) Dies Lied war damals noch neu, es entstand 10. Jan. 42 in Breslau und wurde erst das nächste Jahr in den Deutschen Liedern aus der Schweiz S. 138–140 gedruckt.

Magdeburg allein an einen einzigen Buchhändler über 100 Exemplare geschickt.

Morgen mir zu Ehren ein Frühstück im Tunnel des Hôtel de Pologne. Dr. Kaiser hat mich dazu eingeladen. Ich bin sehr erfreut, und doch wünsche ich, daß es schon vorbei wäre. Es ist immer ein unbehagliches Gefühl bei mir vor dem Beginne solcher Festlichkeiten, immer die Angst, ich könnte in der Aufregung, etwas Unpassendes, Mißfälliges oder gar Verletzendes sagen und so zur Mißstimmung, oder gar zu Streit und Hader Anlaß geben.

5. April. Maler Storck zeichnet mich. Dr. Kaiser holt mich ab ins Hôtel de Pologne. Meist alle Herausgeber Leipziger Journale, mehrere Litteraten und Buchhändler (Otto und Georg Wigand, Wilh. Engelmann, S. Hirzel) haben sich bereits eingefunden. Über das Fest selbst ertheilten die Sächsischen Vaterlandsblätter vom 9. April 1842 ausführlichen Bericht, dem ich nur einige Namen hinzufüge. Er lautet also:

Leipzig. (Hoffmann v. Fallersleben.) Bei dem regen Sinne und der innigen Theilnahme, die Leipzig bei so manchen Gelegenheiten den freisinnigen Bestrebungen der Zeit und ihren Vertretern bewiesen hat, war es nicht anders zu erwarten, als daß die Anwesenheit des genannten Dichters Veranlassung zum Ausspruche der Verehrung und Liebe bieten werde, die derselbe sich in dem Herzen des deutschen Volkes in reichem Maße durch seine kräftigen freiheitathmenden Gesänge erworben hat. Und so geschah es denn am 5. April, daß sich ein großer Kreis der Verehrer des Dichters — vorzüglich aus Schriftstellern und Buchhändlern bestehend — im Hôtel de Pologne zu einem einfachen Frühstücke versammelte, das dem gefeierten Gaste zu Ehren veranstaltet war. Hoffmann's Erscheinung schon hat etwas Herz-

gewinnendes und Anziehendes. Eine hohe kräftige, männlich-stolze Gestalt, der man es ansieht, daß sie nicht geschaffen ist, um Nacken und Rücken zu beugen, freundliche Züge, ein klares, treues deutsches Auge, blondes Haar und Bart, Einfachheit und Treuherzigkeit im ganzen Wesen, einen Anklang des niederdeutschen Dialektes in der Sprache und Offenheit und Biederherzigkeit in jedem Ausspruche — so tritt er uns entgegen, läßt den Gelehrten und Professor im ersten Augenblick vergessen und dafür den gemüthlichen, durchaus volksthümlichen Dichter in ungeschminkter Treue sehen. Der erste Becherklang galt natürlich dem lieben Ehrengaste*), „dem graden, ehrlichen, deutschen Manne, dem rüstigen Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Rechte, dem Dichter, der das Gefühl für das Gute und Wahre weckt und nährt mit mächtigem Klange in dem Herzen seines Volkes!“ und in einem dreimaligen Lebehoch brachte ihm die Versammlung den freudigsten Gruß. Der Gast antwortete mit einem Trinkspruche „auf die Einheit des großen, starken, freien Vaterlandes!“ und schloß an das ernste Hoch, das derselben erklang, den Vortrag eines satyrisch-launigen Gedichtes, welches mit scharfer Geißel die Vereinswuth unserer Zeit traf und ungefähr mit den Worten schloß: „Für Alles in der Welt dürfen wir uns vereinen, nur nicht für die Einheit unseres Vaterlandes.“

Mit dem Motto:

Uns blieb nur Eine Waffe noch!
Frischauf! sie ist uns gut genug;
Mit ihr zertrümmert jedes Joch
Und jeden Lug und jeden Trug!

wurde dem „freien Wort!“ als der einzigen, aber unwiderstehlichen und unüberwindlichen Waffe für die Freiheitsbestrebungen der Zeit

*) Sprecher Dr. Kaiser.

ein donnerndes Vivat gebracht *). In gewandter geistreicher Rede verglich ein Theilnehmer **) den Ehrengast mit Beranger, dem er in der Volksthümlichkeit wie im Geiste seiner Lieder verwandt sei; wie treffend und in mannigfacher Beziehung richtig dieser Vergleich auch sein mochte, wurde er doch von einem andern Theilnehmer †) mit Recht zurückgewiesen, welcher behauptete, „der Name Hoffmann v. Fallersleben habe einen so guten Klang im Vaterlande, daß es keines aus der Fremde hergeholten Anlehnungspunctes bedürfe, um die Bedeutung desselben zu bezeichnen; eben so wenig es dem Franzosen einfallen werde, irgend einen Dichter den französischen Hoffmann zu nennen, eben so sehr solle man den ausländischen Maßstab meiden, um ein Talent zu messen, das so durchaus eigenthümlich und rein deutsch sei.“ Die heitere, von Freiheitsmuth und Hoffnung beseelte Stimmung der Gesellschaft wurde einen Augenblick getrübt durch die Rede eines Theilnehmers, der die vaterländischen Zustände von der schwärzesten Seite betrachtete und nirgend Trost und Hoffnung finden wollte; die ehrenvolle Gesinnung, aus der diese Ansicht hervorgegangen, anerkennend, antwortete ein anderer Redner in kräftiger edler Sprache, auf die wirklich reiche Errungenschaft der letzten Jahre hinweisend, den Geist und die Gesinnung segnend, welche die rechte Bahn zum wahren Fortschritte glücklich gefunden und Resultate auf derselben erzielt habe, um die selbst freiere Völker, um die Franzosen und Engländer uns zu beneiden Ursache hätten. Und diese Rede fand um so lautern Anklang, als sie die natürliche Stimmung der Gesellschaft wieder herstellte, die der Feier des Tages ganz angemessen war. Laute Billigung fand der ausgesprochene Wunsch, jeder Mann möge seine Gesinnung und sein Streben offen vor aller Welt zur Schau tragen, ungescheut zur „Fahne der Partei“

*) Von Robert Blum.
**) Heinrich Laube.
†) Dr. Kaiser.

schwören, die er aus Ueberzeugung gewählt, die Heuchelei aber und alles Schlechte mit offener Acht befehden. Bei der Erwähnung der drei sogenannten Nationalunternehmungen: des Kölner Dombaues, des Hermannsdenkmals und der Errichtung einer deutschen Flotte, wurde das erstere nur mit lautem Hohne aufgenommen; aber allgemeine Zustimmung erfolgte, als der Redner aufforderte, den „Kölner Dom, der auf verwitterter moralischer und physischer Grundlage erbaut werden solle, der ewig eine todte hohle Steinmasse bleiben werde, ob auch Pfaffen darin hausten, und an den das deutsche Volk kein einziges Band knüpfen könne, links, sehr weit links liegen zu lassen; dem Hermannsdenkmal, an das sich eine schöne Erinnerung knüpfe, eine lebhafte Theilnahme zu schenken, dagegen alle Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu lenken, von der die Farben des freien Vaterlandes jubelnd flattern durch die freie Luft und dahinwehen auf dem freien Meere bis zu dem fernsten Puncte der Erde, wo deutsche Brüder hausen.“ Noch mancher herzlich gebrachte und freudig aufgenommene Trinkspruch erhöhte die Begeisterung; darunter sind besonders zu nennen: die hannoversche Opposition, die Stadt Osnabrück, der Unionsclub in derselben, die Majorität der badischen Kammer und ihr Sieg, die unabhängigen Blätter, die redlich für die gute Sache wirken u. s. w. Dazwischen erfreute der Ehrengast die Gesellschaft mit dem Vortrage zahlreicher neuer Lieder, die für eine neue Sammlung bestimmt sind und die größte Heiterkeit hervorriefen, diese aber wechselten mit Gesang und manches Lied aus dem 1. und 2. Theile der „unpolitischen Lieder“ erklang aus voller Brust. Gegen Abend trennte sich die Versammlung in der glücklichsten, freudigsten Stimmung. Es war ein Fest, reich an Inhalt und Bedeutung, würdig schön und erhebend in seiner ganzen Haltung, freudig anregend und im Guten stählend in seiner Nachwirkung; ein Fest, das den Gebern eben so sehr zur Ehre gereicht, als dem Gaste, für den es veranstaltet wurde.

Es ist heute wol Manchem unerklärlich, wie das was in der Zeit und für die Zeit gedichtet war, von der Zeit aufgenommen wurde.

Freilich trugen auch die Schriftsteller das Ihrige dazu bei, es ließ sich mehr als eine anerkennende Stimme vernehmen. In Bezug auf das obige Frühstück sagt ein Berichterstatter in der Eisenbahn Nr. 43 vom 12. April unter anderem:

'Merkwürdig gerade in den Harmlosesten, in denjenigen unter den Menschen, auf welche die Welt und das Leben ganz unmittelbar zu wirken scheint, die wie Kinder unter uns singen und spielen, in solchen wirkt des Volkes Freud' und Leid, Hassen und Hoffen am tiefsten und innigsten, und sie wissen nur Das, was sie fühlen, am ungeschminktesten, darum ergreifendsten wiederzusagen. Sie sind ihrer Wirkung stets gewiß; sie sind wahre Volksdichter. Weil sie es mit keinem Rauschgoldglanze, keinem Knalleffecte, mit keiner angedichteten Begeisterung zu thun haben, so werden sie in ihrem Thun und Dichten, je weiter sie in Jahren vorschreiten, desto frischer und lebendiger. Ihre Dichtung nimmt den Ausgangspunct im kleinsten Raume und dehnt sich mächtig und mächtiger aus, weil ein guter und nachhaltiger Grund in ihnen ist, während die Strohfeuerbegeisterung und der Knabenliberalismus so vieler noch jugendlichen Schriftsteller, eben weil das gute, goldreine Wollen des Allgemeinen, des Menschlichen fehlt, nur raketenartig in Worte aufsteigt und im Dunkel der Nacht alsbald erlischt, oder in vornehmes Geckenthum verpufft, wenn jener Knabenliberalismus auf Nichts weiter ausging, als um sein eigenes Ich zu parfümieren, daß es vor sich selber wohlröche. Von dem Allen ist Hoffmann das directe Gegentheil; er ist ein deutscher Mann, der jetzt erst zum Jünglinge reift, in aller Frühlingslust und Jugendinnigkeit.'

Daß dieser Tag, der für mich ein Ehrentag war und

Freudetang bleiben sollte, für die Erinnerung auch noch zu einem Trauertage wurde, wie hätte ich das ahnden können? An diesem Tage starb in Berlin mein Bruder, fern von den Seinigen. Wochen vergingen, ehe ich den Brief eines Freundes erhielt, der mich von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß setzte.

Daniel Hoffmann war geboren den 25. Mai 1790. In den Jahren 1811—1813 war er Mairie-Secretär meines Vaters, 1814 trat er in preußische Dienste, 1821 kam er in das Finanzministerium und wurde 1827 Rechnungsrath.

In allen Beziehungen des Lebens bieder, offenherzig, wohlwollend, gefällig, den Freunden ein treuer Freund, der Familie sein ganzes Leben hindurch in aufopfernder Liebe zugethan; in seinem Berufe allen, selbst den schwierigsten Arbeiten gewachsen, ausgezeichnet durch Geschäftskenntniß, gewissenhaft, fleißig, unverdrossen, bei seinen Obern und Amtsgenossen geliebt und geehrt; in Gesellschaften gemüthlich, liebenswürdig, unerschöpflich an guter Laune, reich an Scherzen und Witzen und ergötzlichen Geschichten, wobei ihm sein treffliches Gedächtniß und seine Belesenheit sehr zu statten kamen.

Nur in den letzten Lebensjahren war er ernst und stiller geworden, er hatte sich von allen Gesellschaften zurückgezogen und nur auf einen kleinen Kreis von Freunden und befreundeten Familien beschränkt. Bei seiner häufigen Kränklichkeit fing er an, leider zu spät! mehr für seine Gesundheit zu sorgen.

Obschon er mit dem Wie damals regiert wurde, durchaus nicht immer einverstanden war, so konnte er doch nicht billigen, daß jemand sich in meiner Stellung berufen fühlen konnte, öffentlich dagegen zu dichten.

Als älterer Bruder und ältestes Mitglied der Familie übte er gegen mich immer eine Art von Vormundschaft und

konnte sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß er als der Ältere noch immer wie sonst Alles besser wissen müßte. Und so zeigte sich denn auch bei uns, daß nichts so sehr als politische Ansicht und Überzeugung die Herzen einander zu entfremden vermag. Ich ehrte seine Besorgniß für mich, aber wie ich ihm gegenüber immer meine Selbstständigkeit behauptet hatte, so fühlte ich auch jetzt mich nicht im Mindesten veranlaßt, diese meine Selbstständigkeit ihm zu Liebe aufzugeben. Daß er ohne die freudige Theilnahme, wie er sie sonst immer an meinem Leben genommen hatte, jetzt aus der Welt geschieden war, blieb für mich ein nachhaltiger Schmerz.

6. April. Mittagsessen bei Engelmann mit Kunsthändler Rudolf Weigel. Nach Tische Spaziergang nach Schönberg. Weigel behauptet, der Burkard Waldis sei zuerst 1610 erschienen und wettet mit mir.

Gegen Abend bei Hirzel und Reimer (Weidmannsche Buchhandlung). Lachmann tritt ein. Er ist gegen mich sehr anständig, nichts mehr von der kalten neckenden und boshaften Art, dagegen sehr gemessen und vornehm wie ein Berliner Akademiker.

Später mit einigen Bekannten im Hôtel de Bavière. Ein Unbekannter sitzt mit an unserm Tische und unterhält sich mit uns. Er zeigt einen Ring der Pompadour, der später im Besitze der Fürstin Rohan war: zwei Herzen von Brillanten mit der Umschrift: Rien de tel que l'union. Als er erfährt, wer ich bin, freut er sich sehr mich kennen gelernt zu haben; er sei einer meiner größten Verehrer und wisse den größten Theil meiner Lieder auswendig. Er bringt mehrmals meine Gesundheit in Versen aus. Ich muß ihm ein Andenken geben, und er giebt mir auch eins: seine Visitenkarte, und so erfahre ich denn, wer er ist: Kön. sächs. Hofjuwelier Zeitz von Dresden.

7. April. Gegen Abend zu Moriz Haupt's Hochzeit. Prof. Hermann als Schwiegervater mit seiner Familie, dann noch mehrere Gäste: Hirzel, Reimer, Prof. Lachmann, Prof. Weiße, Dr. Klee, Dr. Härtel ꝛc. Ich unterhalte mich viel mit Hermann über die Freisinnigkeit der Römer. Ich frage ihn, ob die Stelle wol echt sei in Cicero de republ. lib. II. §. 23. Desunt omnino ei populo multa qui sub rege est; inprimisque libertas, quae non in eo est ut iusto utamur domino, sed ut nullo. Hermann meint: 'Freilich!' — Gegen 9 Uhr empfehle ich mich; ich hatte schon früher eine Einladung angenommen ins Hôtel de Bavière. Rudolf Weigel giebt ein ausgezeichnetes Abendessen, besonders wenn man die Jahrszeit bedenkt: Lachs, Spargel, Schnepfen, Ananas, Scharzberger Mosel und Jaquesson Bouzy in Eis — für seine vorlorene Wette. Die gestrige Abendgesellschaft nimmt wieder Theil und wir sind wieder sehr heiter.

8. April. Bei Dr. Klee. Er will die Correctur meiner schlesischen Volkslieder übernehmen und wegen des Verlags mit Breitkopf und Härtel sprechen. Ich übergebe ihm das Manuscript, 682 Quartseiten. Es ist so sauber geschrieben, daß ein Corrector über keinen Buchstaben in Zweifel gerathen kann. Haupt, dem ich es vor einigen Tagen zeigte, war auch sehr erfreut darüber. — Wir sprechen über die gestrige Hochzeit. Ich frage, ob auch Champagner getrunken? 'Nein, nur ein guter Bocksbeutel. Der alte Hermann liebt den Champagner nicht. Überhaupt vertragen *den* Wein die alten Mägen nicht.'

Dr. Diezmann schreibt mir, ich soll als Beilage zur Modezeitung in Stahl gestochen werden. (Ist auch ausgeführt worden).

Am Abend bei Dr. Kaiser mit Rob. Blum, Dr. Günther, Storck und Binder.

9. April. Abends im Litteraten-Verein. Ich werde gebeten, Einiges vorzutragen. Ich wähle lauter Litterarisches. Man war mehr stutzig als erfreut. Die Leute stecken zu tief in der griechischen und römischen Classicität und Ausländerei, als daß sie sich mit meinen Ansichten befreunden könnten.

10. April. Schnee liegt auf den Dächern — ein trauriger Frühling. Ich heize tüchtig ein. Klee, Engelmann und Binder bei mir. Nachher mache ich Abschiedsbesuche.

11. April. Binder erhält einen Bescheid des Censur-Collegiums, unterzeichnet von Dr. C. Gretschel, in Betreff meiner 'Hundert deutschen Lieder'. Darin heißt es unter anderm, 'daß ein großer Theil der gedachten Lieder offenbar ganz unpassierlich ist, daß ein anderer Theil derselben nicht ohne wesentliche Veränderungen das Imprimatur würde erlangen können, und daß mithin nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Lieder gedruckt werden könnte.'

Binder war wie aus den Wolken gefallen. Noch einige Tage vorher hatte er hoffnungsreich mir gesagt: 'Gretschel hat noch gestern das Ganze gelesen, er ist entzückt davon und will Sie besuchen.' Er hat sich wol gehütet!

Für die Rückseite des Titels hatte ich folgende Worte von Jean Paul gewählt: 'In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerwanderung nach Außen, sondern der Völkerregung nach Innen, wo Welttheile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen und wenigstens das Herz will mit schlagen helfen. Wahrlich! man kann nicht anders, und ich achte keinen Mann, der sich

jetzo bloß der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren.'

Am Nachmittage will ich eine Lohnkutschergelegenheit benutzen. Um $^1/_2$2 Uhr soll die Fahrt nach Altenburg vor sich gehen. Um 2 Uhr steige ich in den Wagen. Es fehlt noch immer eine Person. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens nehme ich mein Gepäck und eile in einem Fiaker zur Post. Ich lasse mich einschreiben und um 4 Uhr fahre ich mit dem Eilwagen nach Altenburg. Kurz vorher wird mir noch ein Breslauer Brief gebracht, man meldet mir, daß ich suspendiert sei.

Angenehme Reisegesellschaft: Bauinspector Theodor Stein von Danzig. Er ist begriffen auf einer Reise nach Rom. Wir bleiben noch einige Stunden beisammen, er fährt dann noch denselben Abend mit der Post weiter.

12. April. Das Merkwürdigste für mich in Altenburg Heinrich August Pierer, Major, Hofbuchdrucker und Herausgeber des Universal-Lexikons. Daß sein Werk einst Jahre lang meine einzige Bibliothek sein würde, ahndete ich damals nicht, ich würde sonst noch mit größerer Ehrfurcht dem Manne mich genähert haben, der so Manchem im Leben aus Verlegenheit geholfen und so Manchen vor Unwissenheit bewahrt hat. Der Herr Major macht den Eindruck eines biederen, gemüthlichen und wohlhäbigen Mannes.

13—20. April in Jena.

Ich besuche Göttling. Er erkennt mich, aber nur, weil er in diesen Tagen mein Bildniß sah, das an einem hiesigen Laden aushängt. Wir frühstücken und gehen dann zur Bibliothek. Ich sehe die alten Liederhandschriften durch und untersuche mehrere Bruchstücke mittelniederländischer Handschriften. Georg Forster's

Lieder leihe ich mir. — Mittags zu Tiſche bei Göttling. Gäſte die Kirchenräthe Schwarz und Haſe, Prof. Danz und Regierungsrath Schwarz von Rudolſtadt, Göttling's Schwager. — Nach Tiſche ſpaziert. Wunderſchönes Wetter, die Berge in herrlichſter Beleuchtung. Dahlmann begegnet uns, dann Prutz mit Frau und Schwägerin, der alte Fries, O. L. B. Wolff.

Abends bei Prutz mit Wolff und Danz. Sehr lebhafte Unterhaltung: wir ſtreiten über antike Bildung, über das Nachlateinen u. dgl. Wolff meiner Anſicht, Prutz uns entgegen. Wir bewirthen uns wechſelſeitig mit Gedichten. Wolff improviſiert ganz allerliebſt. Erſt um 1 Uhr ſcheiden wir in heiterſter Stimmung.

14. April. Mittagsmal bei Göttling: Wolff, Danz, Prutz, Hand u. a. Ich ſinge mehrere Lieder: den Döbler, den Eſelsfaſching, die Adelsreunion und manches gegen die Philologen. Hand macht ein bedenkliches Geſicht, ergötzt ſich aber doch. Ich erzähle mitunter Geſchichten. Alles ſehr luſtig. — Nachher Spaziergang auf den Galgenberg mit Wolff und Prutz; Scheidler ſchließt ſich an. Lohnende Ausſicht.

Scheidler führt mich in ſeine Wohnung und ſchenkt mir ſeinen deutſchen Juriſtenſpiegel und ſeine Propädeutik der Rechtsphiloſophie. Der Mann macht einen ganz eigenen Eindruck. Er hört gar nicht und man kann ſich nur ſchriftlich mit ihm unterhalten. Er iſt außerordentlich lebendig und erfüllt von der Wahrheit ſeiner Anſichten: 'Wir ſtecken tief in der Ariſtokratie des Wiſſens, wir müſſen uns von den Juriſten und den Philoſophen losmachen, das ſind unſere größten Feinde; ich nehme mich überall des Volkes an, beſonders ſeines wahren Kerns ꝛc.' — In ſeinen Anſichten ſoll viel von 1813 noch ſein, aber aus den Citaten ſieht man denn doch, daß er mitgeht. Seine ganze

Erscheinung ist die eines biedern, ehrenwerthen und wahren Deutschen.

Um 7 Uhr bei Wolff. Wir hören Gesang, schauen zum Fenster hinaus, gewahren aber niemand. 'Das gilt Ihnen, sagt Wolff, kommen Sie nur mit auf den Hof!' Da stehen etwa 30 Studenten, die in den Ferien zurückgeblieben sind, und singen: 'Freiheit, die ich meine.' Dann tritt einer hervor und bringt mir ein Hoch aus. Ich reiche jedem die Hand und danke herzlich für die Liebe und Anerkennung. Ich will noch mehr sprechen, aber ich bin zu bewegt. Sie singen dann noch eins meiner Lieder und gehen befriedigt heim.

16. April. Mit Wolff im Einspänner nach Weimar. Wir besuchen die Bibliothek. Ich werde Riemer vorgestellt. Der Mann mit seinem rothen Gesichte und der dicken Nase hat etwas Abschreckendes, eine in Spiritus gesetzte Reliquie aus Weimars Glanzperiode. Die unpolitischen Lieder sind angeschafft, die Bibliothecare haben aber die Weisung erhalten, sie nicht auszuleihen. Wird wol nicht so genau befolgt sein. Ich leihe mir auf Wolff's Namen das Liederbuch des Paul von der Aelst und zwei Bände mit Liedern des 16. Jahrh. in fliegenden Blättern. Wir essen nachher im Erbprinzen sehr schlecht. Der großherzogliche Hofmaler J. H. Schramm zeigt uns sein Album mit Bildnissen interessanter Leute. Er möchte auch mich darin haben und bittet mich, ihm zu sitzen. Ein Glück für mich, daß diese Art des Sitzens, freilich auch eine sehr langweilige, bis jetzt noch das einzige Sitzen war, das ich bestehen mußte.

Ich verkehrte die letzten Tage in Jena nur mit Wolff. Er ist ein angenehmer, ergötzlicher Unterhalter, unerschöpflich an Witzen, Einfällen, Geschichten aus dem Leben und der Litteratur.

Wenn auch nicht Alles wahr, wenigstens nicht so wahr ist, wie er es erzählt, so hört es sich doch gut an und verfehlt nie seine Wirkung, man muß staunen oder lachen. Er weiß Alles in gefällige Form zu kleiden und durch den Vortrag selbst dem Unbedeutenden einen gewissen Reiz zu verleihen, und immer die Aufmerksamkeit des Hörers zu fesseln. Unübertrefflich versteht er es, reisende Engländer in ihrem gebrochenen Deutsch und mit ihren Wunderlichkeiten darzustellen. Er ist aber nicht immer harmlos: es scheint als ob seine eben nicht glänzende Lage und mancherlei Anfeindungen, die er sich zuzog, oft freilich unverdient, ihn verstimmt und mitunter erbittert haben. Leute, die er nicht leiden mochte, wol bloß weil auch sie ihn nicht leiden mochten, konnte er durch Erzählung einzelner Züge aus ihrem Leben so lächerlich machen, daß auch nicht ein gutes Haar an ihnen blieb. Seine allezeit lebendige Phantasie war natürlich dabei nicht müßig.

Statt seinen Ruhm als erster deutscher Improvisator zu verwerthen und sich eine sorgenfreie, angenehme Zukunft zu verschaffen, zog er vor außerordentlicher Professor mit geringem Gehalte zu werden, weil ihm das Wanderleben mißfiel. Im Wohlstande erzogen behielt er, als dieser geschwunden war, immer noch die Gewöhnung an die früheren Genüsse, die zu seinem Gehalte und sonstigem Verdienste nicht stimmte, und da er nun noch für Familie und einen Hausstand sorgen mußte, und doch allerlei Liebhabereien, feine Cigarren, feine Weine und dgl. nicht aufgab, so verfiel er um mehr Geld zu verdienen der Lohnschreiberei: er veranstaltete deutschlitterarische Sammelwerke*)

*) Encyclopädie der deutschen Nationallitteratur, Poetischer Hausschatz, Hausschatz der Prosa, Halle bei Völker ꝛc.

und lieferte Übersetzungen aus allen germanischen und romanischen Sprachen, deren Kenntniß hiezu sehr verlockend war. Der wissenschaftliche Werth dieser Arbeiten ist nicht von großer Bedeutung, doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in der Auswahl viel Geschick, Geschmack und oft ein bewundernswerther Tact kundgiebt. Deshalb aber hatte er noch lange nicht verdient, von seinen Collegen als nicht zunftgerecht betrachtet zu werden." Tausende Professoren, oft bei dreimal höherem Gehalte, haben schlechtere Bücher geschrieben und durch Schrift und Lehre viel weniger gewirkt als Oscar Ludwig Bernhard Wolff*). Manchem Werke manches vornehmen Professors möchte es eben so verdient ergehen wie 'Wolff's historischen Volksliedern'. Als ich die Bibliothek eines Freundes durchmusterte, fand ich auch dies Buch, aber auf dem Rücken die Aufschrift: 'Schaf's hist. Volkslieder.'

Durch Wolff lernte ich Dr. Johann Heinrich Sievers kennen. Er hatte sich bereits durch ein Gedicht an mich bei mir angemeldet. Er wollte Buchhändler werden und hielt sich Buchhandels halber in Jena auf. Ein harmloser Meklenburger, der von der politischen Regung der Zeit mitergriffen war und deshalb glaubte sich poetisch daran betheiligen zu müssen. Ich machte ihm den Vorschlag, mich auf meiner Reise eine Strecke zu begleiten. Er ging darauf ein, und so fuhren wir am 21. April Morgens nach Rudolstadt.

Bis Kahla immer im Nebel, dann klärt es sich und bei schönstem Sonnenscheine kommen wir in ein liebliches Thal,

*) Sehr ausführlich und anerkennend ist der Artikel über Wolff in Meyer's Conversations-Lexikon 2. Abth. 14. Bd. 2. Th. S. 1150 bis 1156.

welches noch lange nicht genug gekannt ist. Bald erreichen wir Rudolstadt, kehren zum Ritter ein, speisen zu Mittag und spazieren dann zum Schlosse hinauf und erfreuen uns der schönen Aussicht. Dann fahren wir zum Chrysopras. Es ist ein einsam liegendes Wirthshaus am Eingange ins Schwarzathal.

Wir treffen ein als gerade eine Flößerei im besten Gange ist. Einige hundert Frauen, Mädchen und Kinder sind beschäftigt, auf beiden Ufern der Schwarza die Holzscheite, die stehen geblieben sind, abzustoßen und so wieder in Bewegung zu setzen. Drei Holzvögte, jeder mit einem langen messingbeschlagenen Stabe, schreiten gebieterisch einher und ertheilen ihre Befehle mit lauter Stimme. Sie haben sich in ihrem nassen Berufe durch Feuergeist gehörig zu stärken gewußt.

In Blankenburg war es bereits bekannt geworden, daß ich zum Chrysopras eingekehrt. Dr. Fritsch besucht mich und ladet mich zum Spaziergange nach Blankenburg ein. Wir gehen in den Rathskeller, wo sich nach und nach die Honoratioren einfinden und mich begrüßen. Man bittet mich dringend, etwas vorzutragen. So unangenehm es mir ist, so muß ich es, um dem ewigen Bitten ein Ende zu machen, doch thun. Allgemeine Begeisterung. Jetzt soll durchaus mir ein Ständchen gebracht werden, aber die Musikanten haben ihre Instrumente in Rudolstadt gelassen. Um aber doch mir ein Zeichen der Verehrung zu geben, begleitet mich fast die ganze Gesellschaft um Mitternacht bis zum Chrysopras. Dr. Sievers kann sich gar nicht zufrieden geben über das Gebahren der sonst gewiß ganz ruhigen Städtchenleute, während ich mich freue, daß es überhaupt noch Menschen giebt, die der Begeisterung fähig sind.

22. April immer unterwegs: durch's Schwarzathal nach der Schwarzburg und dann immer zwischen hohen Bergen

voll Fichten und Tannen nach Wallendorf, von da über den Rennweg nach Sonneberg, und Abends in Coburg.

23. April. Wir besuchen den ehemaligen würtembergischen Minister und Bundestagsgesandten von Wangenheim*). Er wohnt in einem hochliegenden Garten in der Nähe des Schlosses. Wir müssen durch unendlich viele Thüren und gelangen endlich zu ihm in ein kleines Zimmer voll Tabaksdampf. Er empfängt uns auf das Freundlichste. Das Wohlwollende, Vertrauenerweckende in seinem Wesen bringt uns bald in die traulichste Unterhaltung. Wir sprechen über Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Ich erzähle ihm von meiner bevorstehenden Absetzung. 'Haben Sie Frau und Kinder?' — 'Nein, Excellenz.' — 'Nun, dann sind Sie noch immer gut daran.'

Nach Tische die Bibliothek besucht, und dann im Einspänner zum Thore hinaus. Wir kehren in Neuses bei Rückert vor. Wir hatten ein hübsches Landgut mit einem parkartigen Garten in einer lieblichen Gegend erwartet, und finden eine ganz gewöhnliche Gegend, ein unansehnliches Haus und einen eben angelegten Garten mit jungen Bäumchen und Sträuchen. Es gehört wirklich eine große Phantasie dazu und noch größere Genügsamkeit, um das Alles auf die Dauer schön zu finden.

Rückert sitzt im Garten. Als er uns nahen sieht, erhebt er sich. Ein langer, ziemlich hagerer Mann; sein Gesicht mit starken Zügen hat etwas Finsteres und fast Abgelebtes; sein langer Rock ist so verschossen, daß es schwer hält nach irgend einer Farbenscala seine jetzige Farbe zu bezeichnen. Er bewillkommnet uns sehr ernst, beinahe kalt. Wir gehen in eine Laube ohne Laub und setzen uns.

---

*) Sein Leben im Nekrolog der Deutschen 1850. S. 434—441.

Ich. Wie gefällt es Ihnen in Berlin?

R. Jetzt beſſer als früher.

Ich. Was haben Sie dieſen Winter gearbeitet? wol an einer Überſetzung der Hamaſa?

R. Ja, ich bin damit fertig geworden. (Er läßt ſich aus über Überſetzungstreue.)

Ich. Was giebt's denn Neues in Berlin? Das Frankfurter Journal meldet aus Preußen, daß Jacoby verurtheilt iſt und daß ich entlaſſen ſei.

R. Sie haben auch wol nichts Anderes erwartet?

Ich. Ich freilich nicht, aber Andere haben Anderes erwartet, viele glauben noch gar nicht daran.

R. Sie haben es provociert.

Ich. Der Staat hat das Recht, ſich der Staatsdiener, die ihm nicht genehm ſind, zu entledigen, aber nicht das Recht, ohne Urtel und Recht jemanden abzuſetzen. Der König hat die Cabinetsordre wie es heißt unterzeichnet.

R. Sie werden Penſion bekommen — ich kann es mir gar nicht anders denken — und da wird man Ihnen erlauben, überall zu leben.

Ich (lächelnd). Sie beneiden mich am Ende noch.

Rückert begleitete uns an den Wagen. Ich wollte gerne ſeine Frau noch begrüßen. Er führte mich oben hinauf in ſein Staatszimmer. Frau Rückert erſchien und erinnerte ſich freundlich an unſere frühere Begegnung in Erlangen. Rückert wurde zutraulicher.

R. Es iſt weiter kein Unglück, wenn Sie mit 500 ℔ penſioniert werden ꝛc., in Hildburghauſen können Sie mit 500 ℔ das erſte Haus machen. Ich ließe mich gleich penſionieren.

Ich. Sie dürfen nur wieder etwas Politisches dichten.

R. O ja, wenn man nur die Gränze wüßte!

Ich. Das Schlimmste für mich wäre, wenn ich aus Deutschland verbannt würde.

R. Da bleibt Ihnen Europa offen, und wenn das auch Ihnen versagt ist, gehen Sie nach America. Dort lebt jetzt deutsche Kunst und Wissenschaft auf. Wir müssen einen deutschen Staat gründen. Meine Söhne sollen auch hin.

Ich. Ich bin mit Deutschland zu sehr verwachsen: Verbannung wäre mir das größte Unglück.

So scheiden wir. Spät Abends zu Hildburghausen im englischen Hof. Im Gastzimmer rechts sitzen die ehrsamen Bürger und rauchen aus langen Pfeifen, jeder hat seine Flasche Bier vor sich. Alles ist in dicken Tabaksqualm gehüllt. Wir gehen in das Zimmer gegenüber und speisen zu Nacht mit einigen Reisenden. Ich gebe mich für einen Papierhändler aus, werde aber von einem der Anwesenden erkannt. Das Fremdenbuch wird umhergereicht. Sievers schreibt in die Rubrik: Zweck der Reise 'Chausseegeld zu bezahlen.' Wir hatten sehr oft und viel bezahlt. Ich schreibe: 'Die Dorfzeitung an der Quelle zu lesen.'*)

24. April. Unser erster Besuch gilt dem Gründer des Bibliographischen Instituts, Josef Meyer. Wir finden ihn in seinem Comptoir. Er empfängt uns sehr freundlich. Wir sprechen über die neuesten Zeitverhältnisse. Ich finde ganz den Mann wieder wie er sich selbst giebt in seinem 'Universum'.

*) Darüber ist später noch oft gescherzt worden, selbst in thüringischen Blättern. Herr Ludwig Westrum hat daraus eine ganze Geschichte gemacht und in Versen zum Besten gegeben im Dorfbarbier 1865. Nr. 49. vom 2. Dec.

Wenn man auch nichts weiß von seinen großen Leistungen auf dem Gebiete des Wissens, des Handels und der Industrie, so gewahrt man doch gleich den außerordentlichen Mann, der mit vielseitigen Kenntnissen glühenden Muth verbindet für des Vaterlandes Glück, Freiheit und Recht, und für den Fortschritt der Menschheit.

Wenn ich seine 'Groschenbibliothek der Deutschen Classiker für alle Stände' vom gewöhnlichen Buchhändlerstandpunkte aus mißbilligen mußte und vom litterarischen aus nicht billigen konnte, denn er geht zu einseitig zu Werke*), so war ich doch einverstanden mit dem was er beabsichtigte. Er hat sich einmal selbst gegen seinen Freund Storch darüber und über sein ganzes Wollen und Streben klar ausgesprochen:

'Erst muß das Volk seine Dichter für ein paar Groschen erhalten, damit ihm der Geist geweckt werde und es richtig fühlen und denken lerne; dann muß es mit der Natur und ihren gewaltigen Kräften, soweit die heutige Wissenschaft sie kennt und beherrscht, vertraut gemacht werden, damit es begreift was es zu thun hat. Endlich muß man ihm die Geschichte der Völker in die Hand geben, damit es erkenne, wie sehr die Menschheit auf dem Wege nach einer großen allgemeinen Glückseligkeit geirrt und gefehlt hat, damit es diese Irrthümer und Fehler vermeide. Neben diesen Mitteln zur Erkenntniß muß man ihm auf der einen Seite das Schöne, auf der andern das Gute bieten, jenes in der Kunst, dieses in der Arbeit. Ein so sittlich und wissenschaftlich gebildetes Volk wird vernünftig arbeiten, sich vernünftig freuen und ein vernünftiges Staatsleben führen. An der Erreichung dieses Zweckes laßt uns genügen!'

*) So erschien ich z. B. nur von Einer Seite, von der politischen, siehe das 237. Bändchen.

Josef Meyer hatte wie alle bedeutenden Menschen seine Feinde, aber wenn von diesen längst keine Rede mehr ist, wird das Edle in seinen Bestrebungen noch leben*).

Darauf besuchen wir Consistorialrath Nonne. Er kommt eben von einem Spaziergange zurück und führt uns in sein Arbeitszimmer. Ein kleiner runder wohlgenährter Mann, mehr Mönch als Nonne. Wir unterhalten uns über die Dorfzeitung: er ist Censor und Schreiber zugleich und sein Schwiegersohn Hauptmitarbeiter. Er wünscht mit mir, daß unsere Bekanntschaft von dauernder Wirkung sei.

Noch am Nachmittag reisen wir weiter und sind am Abend im sächsischen Hof zu Meiningen.

25. April. Wir besuchen Ludwig Bechstein. Ich lasse mich anmelden als Professor Hoffmann aus Jena. Da nun ebendort zwei Hoffmann Professoren der Theologie waren, so kann sich Bechstein nicht anders denken, als daß einer und zwar der Kirchenrath Andreas Gottlieb Hoffmann ihn mit einem Besuche beehren will. Um diesen recht nach Amt und Würden zu empfangen, wirft er sich in seinen besten Frack und kommt feierlich uns entgegen. Er ist nicht wenig verwundert, mich zu sehen; obschon ärgerlich wie es scheint über seinen Irrthum, empfängt er uns doch recht freundlich.

Wir bleiben nun den ganzen Tag in seiner Gesellschaft. Er führt uns durch den Park, ins Casino, in die Sammlung des hennebergischen alterthumsforschenden Vereins und in die

*) Josef Meyer, Sohn eines Schuhmachers, geb. zu Gotha 9. Mai 1796, † zu Hildburghausen 27. Juni 1856. Ein schönes Denkmal hat ihm sein Freund Ludwig Storch gesetzt unter der Überschrift: 'Ein Pionnier des Geistes' in der Gartenlaube 1857. S. 613—616; 633—636 und 645—648.

fürstliche Bibliothek. Am Nachmittage spazieren wir auf den Landsberg und besehen das neue Schloß, das im reinsten altdeutschen Stile gebaut ist nach Heideloff's Entwürfen. Wir freuen uns der Frescogemälde und Glasmalereien und schönen weiten Aussicht. Dann kehren wir zum Schützenhof ein und beschließen den Tag mit einem heiteren Abend in Bechstein's Hause.

Bechstein ist ein angenehmer Gesellschafter, der lebendig und ergötzlich zu unterhalten weiß. Er scheint mit seinem Schicksale zufrieden: er hat Haus, Frau und Kinder, eine hübsche Bibliothek und Curiositäten-Sammlung, und als Hofbibliothecar einen kleinen Gehalt und denselben Titel, der einst von hier aus Schiller'n zu Theil ward. Von seiner fruchtbaren Schriftstellerei hatte ich am liebsten 'Fahrten eines Musikanten'. Merkwürdig, daß gerade dies seiner Bücher nur die eigene Aufzeichnung seines Freundes, des Musikers Elster*) ist, die er zugestutzt hat und vielleicht nicht einmal immer glücklich. Seine Vielschreiberei scheint nicht allein aus einem unwiderstehlichen Triebe zu dichten und zu erzählen hervorgegangen zu sein, sondern auch aus der Nothwendigkeit das was ihm zur Erhaltung seines Hausstandes und seiner Liebhabereien sehr fehlte, durch Honorare einzubringen. Leider läßt sich auch von seiner Schriftstellerei sagen: 'Etwas weniger wäre mehr gewesen.'

26. April. Den ganzen Tag unterweges: über Schleusingen, Frauenwald, Ilmenau, Gräfenau (Gasthof zum Schmerzenstiller und in der Mitte der Straße ein Flußbette) nach Stadt Ilm. Gut daß das Stadt davor steht, sonst würde niemand ahnden, was es sein soll. Als wir eingekehrt sind,

*) Über sein Leben s. Meyer's Conv.-Lex. 1. Abth. 8. Bd. S. 483—484.

frage ich den Kellner: 'Was habt Ihr für Bier?' — 'Nur gutes.' — Auf dem Markte hören wir Musik, und wirklich recht gute. 'Was sind denn das für Musikanten?' — 'O, das sind unsere Leute, die Bürger.' Während anderswo die Handwerker nur noch Ackerbau und Viehzucht treiben, befleißigen sie sich hier einer freien Kunst und bringen es oft darin zu einer Art Meisterschaft.

27. April. In Weimar nur einige Stunden. Wir besuchen den Buchbindermeister Adam Henß, der durch sein freisinniges redliches Wirken für Stadt und Staat zum wahren Volksmanne geworden ist.

Um 4 Nachmittags in Jena. Endlich komme ich ins Klare über mein nächstes Schicksal. Während die Zeitungen bereits meine Absetzung verkündeten, ist bis jetzt nur erst die Suspension erfolgt. Das Schreiben lautet:

In Folge eines, von des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Herrn Eichhorn Excellenz mir zugekommenen Rescripts vom 9. d. Mts. habe Euer Wohlgeboren ich, in der wider Sie eingeleiteten Disciplinar-Untersuchung, hiermit zu eröffnen, daß nach vorgängigem Vortrage im Königlichen Staats-Ministerium, Ihre vorläufige Suspension von Ihrem Amte beschlossen worden ist.

Hiernach ist Ihnen während der Dauer Ihrer Amtssuspension die Haltung öffentlicher Vorlesungen untersagt. Der akademische Senat ist hiervon in Kenntniß gesetzt worden.

Das erwähnte hohe Rescript fügt hinzu, daß Euer Wohlgeboren die endliche Entscheidung bald zu erwarten haben.

Breslau, den 14. April 1842.

Der Königliche außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Geheime Ober-Regierungs-Rath.

Heinke.

Wolff schenkt mir ein Petschaft, einen Achat, in dessen Mitte ein Immergrünblatt mit der Umschrift: Je ne changerai qu'en mourant.

28. April. Ich besuche Prof. Gustav Eduard Fischer. Wir sprechen viel über eine deutsche Geschichte seit 1789. Er liest seit Jahren darüber, hat viel gesammelt und geforscht, ganze Folianten zusammengeschrieben. Er scheint zu denen zu gehören, die nie fertig werden.

Am Abend wird mir angezeigt, daß die Studenten vom Fürstenkeller mir ein Ständchen bringen wollen. Gegen 60 kommen schweigend in den Hof der 'Sonne', bilden einen Halbkreis und singen. Als ich das Fenster geöffnet habe und hinabsehe, tritt einer vor und bringt mit lauter Stimme folgendes Hoch aus:

'Dem Manne der Wissenschaft und der Gegenwart, dem Kämpfer für Licht und Wahrheit, dem Sänger des Liedes welches That ist, H. v. F., bringen Jünglinge, deren Streben ist, zu erfassen die Gegenwart und mitzubilden die Zukunft, ein dreifach donnernd Hoch.'*)

Es wird noch ein Lied gesungen, dann Alles still. Ich danke tiefbewegt mit wenigen herzlichen Worten, und schweigend geht der Zug von hinnen. Es war nicht gestattet worden, mir ein feierliches Ständchen zu bringen.

Wie ich später erfuhr war der Sprecher Wilhelm Genast, Sohn des Hofschauspielers G. in Weimar.

29. April. Abreise aus Jena. Mich fährt derselbe Hauderer, der gestern den von Berlin heimkehrenden Professor Dahlmann nach Jena zurückgebracht hat. Wunderliches Zu-

*) Sächs. Vaterlandsblätter 1842 vom 5. Mai.

sammentreffen! In demselben Wagen *gestern* der abgesetzte, landesverwiesene Göttinger Professor, der eine ehrenvolle Anstellung in Preußen findet, und *heute* wieder ein Professor, der aber in Preußen abgesetzt werden soll!

Durch die sogenannte weimarische Schweiz, Dornburg und Umgegend nach Schulpforta.

Ich wollte Prof. Steinhart nur auf ein Stündchen besuchen. Wir waren zusammen auf dem Pädagogium zu Helmstedt und hatten uns seitdem nicht wieder gesehen, also seit beinahe 30 Jahren. Als ich auf das Thor von Pforta zufahre, sagt mein Kutscher: 'Da geht der Professor Steinhart!' Ich lasse still halten und rufe: 'Steinhart!' Er kommt sehr verlegen an den Wagen, sieht mich an und wird noch verlegener bei meiner Frage: 'Was Tausend, Steinhart! kennst Du mich nicht mehr? Ich bin —' Große wechselseitige Freude! Ich fahre zu ihm und aus dem Stündchen werden mehrere Tage.

Die klösterliche Stille in dem schönen Saalthale thut mir wohl. Bei dem heitersten Frühlingswetter und im traulichen Verkehre mit seinen Collegen Koberstein und Fickert, und seinem Schwager, dem Musikdirector Seiffert vergeht mir die Zeit schnell und angenehm.

Einen Tag machten wir einen Ausflug nach Schönburg zu Steinhart's Bruder dem Pastor, meinem Helmstedter Stubengenossen.

5. Mai, am Himmelfahrtstage, begleitet mich Steinhart nach Weißenfels zum Director Harnisch. Der Mann ist noch sehr rüstig, meint aber doch, man müsse nicht im unkräftigen Alter einer Seminar-Directorstelle vorstehen. Er wird nächstens Pfarrer an der Elbe. Früher liberal, jetzt etwas fromm, hat

den rothen Adlerorden, lieſt die Staatszeitung und bezieht bald ein Einkommen von 1800 ℛ.

Im Einſpänner nach Leipzig. Ich kehre bei Blum vor. Er beſucht mich mit ſeiner Frau. Wir gehen um den Wall und ſind den Abend zuſammen mit Wuttke im Hôtel de Bavière.

6. Mai. Als ich mir Abends im Hôtel de Pologne Eſſen beſtellt habe, meldet mir Dr. Wuttke, daß die Studenten mir ein Ständchen bringen wollen. Wir ſitzen im großen Saale und ſpeiſen, da öffnen ſich die Flügelthüren. Gegen 300 Studenten ſtehen in und vor dem Hauſe. Sie ſingen: 'Ach, wir armen Narren hoffen ſtets und harren, daß der Freiheit Morgenroth beginnt ꝛc.' Dann hält ein Student eine Rede und bringt mir ein Hoch aus, in das alle einſtimmen. Ich trete vor und danke; was ich ſagte, weiß ich nicht mehr — ich war ſehr ergriffen. Dann ſingen ſie: 'Freiheit, die ich meine.' Ich laſſe das freie Wort leben.

7. Mai. Geſtern kaufte ich 6 Exemplare des 2. Th. der U. L. für einen Freund. Ich mache gleich die Entdeckung, daß der Druck mit dem früheren nicht ſtimmt. Heute vollende ich die Vergleichung beider Drucke: in dem neuen finde ich über 155 Abweichungen. Campe hat mich alſo ohne mein Wiſſen und meinen Willen nachgedruckt. Wuttke räth mir, ihn zu verklagen. Niemand ſei erfahrener in ſolchen Dingen als der Advocat Schellwitz. Wir gehen zu ihm. Ich übergebe ihm den Thatbeſtand. Schellwitz meint, in Hamburg laſſe ſich bei den Gerichten gar nichts ausrichten; man müſſe warten, bis Campe wieder zur Meſſe komme. Übrigens wolle er an ihn ſchreiben und ihn auffordern, ſich gütlich mit mir abzufinden.

Ich hatte ſchon mehrere Berliner gefragt, die meinen Bruder kannten, ob ſie nichts von ihm wüßten. Niemand

wollte mir die Wahrheit sagen, es hieß immer, er wäre krank. Ein marterndes Gefühl sagt mir immer: er ist todt, und dies Gefühl verläßt mich nicht mehr. Am späten Abend höre ich dann die schreckliche Kunde von seinem Tode. Ich entschließe mich so schnell als möglich nach Berlin zu gehen.

8. Mai. Ich höre heute erst von dem furchtbaren Brandunglücke Hamburgs. Die ganze Deichstraße ist abgebrannt. Als Campe Leipzig verließ — denn er war hier — lag sein Haus bereits in Asche. Ich nehme meine Klage gegen ihn sofort zurück.

Breitkopf und Härtel übernehmen den Verlag der schlesischen Volkslieder. Bei Engelmann werden 'Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit', von mir gesammelt, erscheinen.

10. Mai treffe ich in Berlin ein und noch denselben Tag untersuche ich den Nachlaß meines Bruders: es finden sich nur Familienbriefe, ein Siegelring, eine kleine Büchersammlung und ein Schuldschein. Ich behalte nur den Siegelring.

Ich besuche die Freunde meines Bruders und die Grimm's; bei letzteren treffe ich Bettina, die sehr ergötzliche Geschichten erzählt.

12. Mai werde ich zu einem Frühstücke abgeholt, welches 20 Studenten mir zu Ehren veranstaltet haben. Ich war Tags vorher dazu eingeladen, und hatte es nur angenommen unter der Bedingung, daß es an keinem öffentlichen Orte stattfände. Mein Wunsch war erfüllt: wir befanden uns ganz unter uns auf einer geräumigen Studentenkneipe. Ohne alles Aufsehn verlief sich die Sache, obschon es nicht eben geräuschlos herging. Es wird gut gefrühstückt und noch besser getrunken, und viel gesungen. Ich höre meine Lieder oft nach neuen, von den Studenten gemachten Melodien singen. Mitunter kommen auch hübsche Varianten vor:

Dankbar essen wir drum Juchten,
Gehn spazier'n in Caviar.

Rudolf Löwenstein bringt folgenden Trinkspruch aus:

Ein Lied reißt wie der Blüthenstaub sich los
Und wird getragen von den Winden —
Wo offen sich verwandte Herzen finden,
Senkt er befruchtend sich in ihren Schoß.

So ist die Schaar, die Dich umringt, Dein Eigen:
Ihr ist vergeblich nicht Dein Lied erklungen —
Ist tief in ihre Herzen eingedrungen,
Und Thaten sollen seine Macht einst zeigen.
Es lebt in ihr Bewußtsein und Gesinnung,
Ein Geist, ein Herz in dieser kleinen Innung.

Du sahst des Jammers Allgemeinheit,
Der stolzen Ordensmänner Kleinheit,
Der reichen Männer Ärmlichkeit,
Warfst ihnen hin den Fehdehandschuh
Und strafest mit dem Redekantschu
Die feig' ehrlose Erbärmlichkeit.
Du hast die Zeit nicht bei den Leuten,
Nein, bei der Zeit die Leute angeklagt,
Und weil Du dies und weil Du auch gewagt,
Des Rechtes wahren Sinn zu deuten,
Und weil's nicht ziemt, der Jugend es zu sagen,
Was ihre Vordern schier verschlafen wollen,
Weil sie nur glauben und gehorchen sollen,
Und niemals nach dem Recht der Herrscher fragen:

Sahn es die Herrn vom rothen Kragen
Mit Mißbehagen,
Wollten die Herrn mit bunten Bändern
Sich nicht ändern,

Nur über Dich und Deine Lieder mit Feier
Breiten der Vergessenheit Schleier.
Doch hat Dich, o Theurer, Entsetzen gefaßt,
Als Du vom Entsetzen gehöret hast? —

Drum hebet die Becher,
Ihr wackeren Zecher!
Schwinget, klinget, singet
Ein jubelnd Hoch dem unpolit'schen Streben
Des Herren H. v. F.

Alles in größter Heiterkeit. Zum Andenken schreibt mir jeder seinen Namen auf.

Als ich nachher auf der Post bin, werde ich noch von allen laut bewillkommnet. College Betschler, mein Reisegefährte, bekommt schon Angst. Ich beruhige ihn und rufe meinen jungen Freunden ein herzliches Lebewohl zu.

Am 14. Mai wieder in Breslau.

Durch meine einstweilige Entamtung war ich ein ganz freier Mann geworden und konnte nun meine Zeit nach Belieben verwenden. So erwünscht mir das früher gewesen wäre, so war es mir doch unter den jetzigen Umständen sehr unwillkommen. Ich fühlte mich vereinsamt, und fast überall, wo ich mich blicken ließ, unangenehm berührt. Die vielen guten Bekannten, zumal aus dem Beamtenstande, suchten jetzt absichtlich jedes Zusammentreffen mit mir zu vermeiden, und um ihre verwandelte Gesinnung gegen mich zu verhüllen, grüßten sie mich um so freundlicher, beeilten sich aber an mir vorüberzukommen. Die Herren Collegen zeichneten sich in dieser Beziehung noch ganz besonders aus, sie flohen mich wie ein räudiges Schaf.

Auch die Breslauer Poeten, die mich bisher als ihren Zunftgenossen, wenn auch ungerne, betrachtet hatten, hielten es nicht unter ihrer Würde, mir dem Fast-Abgesetzten bei jeder Gelegenheit eins zu versetzen. Selbst der gute Geisheim ließ zum 15. Stiftungsfeste des Breslauer Künstlervereins, dessen

vieljähriger Vorsteher ich gewesen war, folgendes Lied gedruckt vertheilen und singen:

Es platzten die Knospen empor aus dem Grün,
Dem Freunde, dem Dichter entgegen zu blühn:
Wo ist er, wo bleibt er, der sonst uns besang,
Dess' Liedchen so lieblich, so freundlich uns klang?
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Die Lerche, der Kuckuck, die Nachtigall,
Die Lärmer im Walde, all horchten sie, all,
Und fragten: Erklingt uns sein Echo nicht bald?
Ohn' Freund sie allein nur durchlärmen den Wald.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Es schwärmten die Mücken gar wohlgemuth
Beim Abendglanz auf der silbernen Fluth,
Zu tanzen im Mond nach des Sängers Gebot,
Doch Sänger und Fluth und der Mond ist todt.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Das Mägdlein sucht den Geliebten am Bach,
Es werden die Lieder im Herzen ihr wach,
Doch harrt sie vergebens: Ach, seufzet sie bang,
Er liebte wohl nimmer mich, wie er es sang!
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Der Weinstock sprach: Ich kenne sein Haus;
Von mir guckt drüber ein Kränzchen heraus,
Von dort er die Welt jetzt regieren muß,
Ist worden ein großer Politicus.
Kein Sänger mehr hier und mehr dort!
Heidi! er ist fort! heidi!

Das Leben in Breslau war mir mehr als je verleidet, ich sehnte mich hinaus nach frischer freier Luft und begab mich ins schlesische Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling. Drei Wochen verweilte ich hier (26. Mai — 17. Juni) still und heiter in der herrlichen Natur. Ich war übrigens nicht unthätig: ich dichtete viel und schrieb die Vorrede zu meinen 'Politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit'. Da sie in Leipzig von der Censur gestrichen wurde, so übergab ich sie Georg Fein, der sie mit einem Nachworte in Straßburg drucken ließ. Es ist ein zu merkwürdiges Zeugniß für die Bestrebungen der Regierungen, selbst das Thatsächliche zu unterdrücken, wenn es gegen ihre Ansichten und Maßregelungen verstieß, und mag drum hier eine Stelle finden.

Vorrede.*)

Das Recht der freien Aeußerung durch Wort und Schrift ist niemals so sehr überwacht, bevormundet, eingeschränkt, gehemmt, unterdrückt, ja sogar in Frage gestellt worden als in unserm hochaufgeklärten, höchstgerühmten und allerhöchstregierten Jahrhundert, in dem Jahrhundert, das sich auf Religionsduldung, verbesserten Schulunterricht, Aufhebung der Leibeigenschaft und des Sklavenhandels, Errichtung des deutschen Bundes, Einführung der Landwehr und des Zollvereins, Lobsingen und Lobpreisen des freien deutschen Rheins und der deutschen Nationalität, Behauptung der akademischen Lehrfreiheit und Verehrung der heiligen Reliquien aus dem sogenannten Freiheitskriege so viel zu Gute thut.

---

*) Vorrede zu Hoffmann's von Fallersleben politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit. Mit einem Nachworte von Georg Fein. Straßburg, bei G. L. Schuler, 5, Gewerbslaubstraße. Basel, bei J. C. Schabelitz. 1842. 8°. 10 SS.

Wie weit wären wir gekommen, wenn es immer so gewesen, wie es heute ist? Eine Handvoll Censoren im Solde der weltlichen und geistlichen Macht konnte recht gut die ganze Reformation streichen, einige kräftige diensteifrige Landreiter, Gensdarmen und Polizisten konnten recht gut den Löwen Luther in einen Käfig sperren — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Luther durfte Alles wagen: er durfte öffentlich vor dem Volke predigen, daß es anders, daß es besser werden müsse, durfte vor dem Kaiser und den versammelten Reichsfürsten sich und seine Lehre vertheidigen, durfte gegen Papst und Kaiser, gegen Bauern und Fürsten schreiben, durfte der Mit- und Nachwelt zu Nutz und Frommen die Bibel verdeutschen und trotz dem Verbote des heil. Vaters drucken lassen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Der ehrliche Schuster Hans Sachs durfte auf seinem Dreischemel ungestört die ganze Welt besprechen, Kaiser und Reich, Laien und Pfaffen, Edelmann, Bürger und Bauer, er durfte Alles was ihm einkam aufzeichnen, vortragen und drucken lassen; niemand untersuchte seine Papiere, niemand forderte ihn zur Verantwortung vors Polizeigericht, niemand drohte ihm mit der Frohnfeste, niemand zwang ihn zur Abbitte vor einem Bildnisse oder zur Erlegung einer Geldbuße, oder zur Absitzung einer Kerkerstrafe, niemand störte ihn im Betriebe seines Gewerbes, niemand ließ ihn Urfehde schwören — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Johannes Fischart durfte mit allen Waffen der Laune, des Witzes und Spottes sich über die Umtriebe der katholischen Pfaffen und die gefährlichen Ränke der Jesuiten auslassen; kein Bischof, kein päpstlicher Internuntius, kein Jesuitengeneral drang auf seine Bestrafung, er lebte so unangefochten, daß nicht einmal eine einzige Aufzeichnung vorhanden ist, wann und wo der witzigste Kopf

seines Jahrhunderts starb — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Selbst im dreißigjährigen Kriege, in einer Zeit, die jeder Deutsche mit Fluch und Abscheu nennen muß, durften die Dichter singen und die Geistlichen predigen: die Welt taugt nichts, einst war es anders und besser, es muß besser werden, oder Alles geht zu Grunde; und alle Parteien durften sich aussprechen und sprachen sich aus — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

In den langweiligen Zeiten, die nun folgten, vom Münsterschen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen, wo es nur noch Fürsten ohne Völker, Knechte ohne Herren gab, wo die Gedanken und Gefühle der Menschen todt gepudert, todt geschult und todt geprügelt wurden, durften die Schriftsteller, die noch Sinn für Wahrheit, Ehre und Recht bewahrt hatten, doch noch etwas anders thun, als der vornehmen Niederträchtigkeit das Wort reden und das ganze erbärmliche fade Wesen der Gegenwart in den Himmel erheben und vergöttern. Johann Jakob Moser durfte sich für die deutsche Reichssouveränität, die eigentlich seit 1648 faktisch nicht mehr vorhanden war, ganz entschieden erklären. Moser ist deswegen*) nie zur Verantwor-

*) Bekanntlich mußte er früher einmal (1759) fünfjährigen Festungsarrest auf Hohentwiel ausstehen; der Herzog von Würtemberg hielt ihn nämlich für den Verfasser der von den Landständen gegen ihn ausgegangenen Schriften. Auf die Beschwerden der Landstände befahl ein Reichshofrathsschluß, Moser sofort der Haft zu entlassen.

Mehrere Jahre später gab er seine Schrift heraus: Von der Reichsverfassungsmäßigen Freyheit in Teutschen Staatssachen schreiben zu dörfen. Göttingen und Gotha 1772. 8.

Hätte er in unserer Zeit leben und wirken wollen, so hätte er entweder seine freimüthige Schriftstellerei über das deutsche Staatsrecht und Staatswesen oder seine sehr ehrenwerthen Grundsätze aufgeben müssen. Durch letztere lernen wir den Mann erst recht schätzen und

tung gezogen, nie verfolgt, eingekerkert oder verbannt worden. Es sollte einer heute drucken lassen, was er ganz naiv in seinem dicken Buche: „Von der Teutschen Reichs-Stände Landen, deren Landständen, Unterthanen, Landes-Freyheiten, Beschwerden, Schulden und Zusammenkünfften“ (Frankf. und Lpz. 1769. 4.), aber ziemlich handgreiflich andeutete, S. 1147:

„Ob es auch gleich an deme ist, daß diejenige Reichs-Stände, welche keine Landstände haben, in manchem, z. E. im Gesezgebungs-Recht, freyere Hände haben, als die Regenten derer mit Land-Ständen versehenen Lande; so ist es doch weit davon entfernet, daß sie deßwegen eine unumschränckte Gewalt hätten: Probire es ein solcher Fürst, Prälat oder Graf, schreibe Steuern aus, so vil er will, halte Soldaten nach Gefallen u. s. w. und lasse es zur Klage an einem höchsten Reichs-Gerichte kommen, man wird ihme bald nachdrücklich zeigen, daß und wie eingeschränckt seine Landes-Hoheit seye.“

„Freylich ist es, resp. seit 1713 und 1740 in gewissen Landen in der That zu einer despotischen, willkührlichen und unumschränckten Herrschafft ausgeschlagen, und einer nach dem anderen möchte dise Originalien auch copiren: Aber ihr ganzes Recht bestehet darinn, daß sie 100000 Mann auf den Beinen halten, und keinen Richter über sich, oder doch selbigen nicht zu förchten haben; hier, da wir von dem Staats-Recht handlen, ist nicht die Rede von dem, was würcklich geschehe, (da bekanntlich in Teutschland auch sonst viles geschiehet, so der Reichs-Verfassung zuwider ist,) sondern was geschehen solle, und ich möchte den sehen, der auf eine nur wahrscheinliche Weise darzuthun das Herz und das Geschick hätte, ein Teutscher Reichs-Stand habe in seinen Landen eine unumschränckte Gewalt.“

---

lieben. Er hat sie selbst unverholen in seiner Lebensgeschichte 3. Th. 3. Aufl. S. 67 offenbart:

„In meinen Aemtern und Schrifften bin ich nie kein Parthiegänger gewesen, und habe mein Lebtag den Grundsaz nie angenommen: Wessen Brodt ich esse, dessen Lied singe ich; sondern Recht ist bey mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meinen Herrn, meine Principalen, oder sonsten, treffen, wen es will; dahero ich mich auch, weder in meinen Herr- noch Landschafftlichen Diensten, weder durch Versprechungen habe bewegen, noch durch Befehle nöthigen, oder durch Drohungen schrecken lassen, etwas zu vertheidigen, so ich für ungerecht oder übertrieben halte.“

Ludwig August von Schlözer durfte in seinem Briefwechsel und seinen Staatsanzeigen Alles aufs Freimüthigste besprechen, durfte jede Unbill, jeden Scandal, jede Niederträchtigkeit im ganzen heil. röm. deutschen Reiche öffentlich rügen, durfte jeden Fortschritt zum Guten und Bessern vertreten, und ward nie seines Amtes entsetzt — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Noch unter den Augen des großen Königs durfte ein Dichter die Befreiung Amerika's besingen, Berlinische Monatsschrift 1783. April. S. 386—391:

Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst; deine Fürsten
Scheuchst, und Ein glücklicher Volksstaat grünest!

O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
Der Sprößling deiner Freiheit steigt schnell empor
Zum Baum, in dessen sicherm Schatten
Ordnung und Recht und Gesetz gedeihen.

Wo süße Gleichheit wohnet, und Adelbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt, und vom Schweiße des Landmanns schwelget.

O nehmt, Geliebte! nehmet den Fremdling auf,
Den müden Fremdling! —

Was säum' ich? — Doch, die eiserne Fessel klirrt,
Und mahnt mich Armen, daß ich ein Deutscher bin.
Euch seh' ich, holde Scenen, schwinden,
Sinke zurück in den Schacht, und weine.

Die Zeitschrift wurde deshalb nicht verboten, die Herausgeber, Gedike und Biester, wurden deshalb nicht zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt, der ungenannte Dichter (J. F. H—e)

wurde deshalb weder in einen Hochverrathsprozeß verwickelt noch unter polizeiliche Aufsicht gestellt noch aus der Stadt verwiesen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Das Jahr darauf durften sogar die Herausgeber in derselben Berliner Zeitschrift einen Aufsatz „Ueber Denk- und Druckfreiheit. An Fürsten, Minister und Schriftsteller", drucken lassen, worin es denn heißt (Bd. 3. St. 4. S. 312):

„O Ihr, welche Gott unter dem Namen der Könige und Fürsten zu Vormündern seiner unmündigen Kinder bestellte, von deren Weisheit die Völker die Erhaltung ihrer Menschenrechte zu fordern haben! Wann wollt Ihr anfangen, Euern Völkern Friedrich zu sein, nicht zu scheinen? Wann werdet Ihr ihnen die Freiheit geben, worauf sie von Geburt an unveräußerliche Ansprüche haben: die Freiheit zu denken und ihre Gedanken mitzutheilen? — Eure Nachbarn werden es gerne sehen, wenn Eure Censurcollegien furchtbarer sind als Eure Armeen. Denn Freimüthigkeit und Tapferkeit waren von jeher Geschwister. Von Seiten des preußischen Staats dürft Ihr nicht hoffen nachgeahmt zu werden. Dort kämpft man mit demselben Muthe gegen Feind und Vorurtheile. Die Freiheit laut zu denken ist die sicherste Schutzwehr des preußischen Staats. Dort ist man vernünftig genug, die fürchterliche Stille, welche vor dem Gewitter vorangeht, mehr zu scheuen, als den scharfen Nordwind, der uns zuweilen etwas Schneegestöber in die Augen jagen mag. Dort dient diese Freiheit statt des von Montesquieu gepriesenen Gleichgewichts, welches eben so oft den nützlichen als den schädlichen Aeußerungen der königlichen Gewalt entgegen wirkt."

Der ganze freisinnige Aufsatz fand nicht den mindesten Anstoß: beide Herausgeber blieben ihr ganzes Leben lang unangefochten, und entschliefen sanft in ihren königlich preußischen Staatsämtern und Würden zu Berlin, Gedike als Oberschulrath 1803 und Biester als Bibliothecar und Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1816 — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Ja, noch während der französischen Revolution durften Christian August Fischer's „Politische Fabeln" erscheinen,

Fabeln, bei denen heutiges Tages ein ganzes Censurcollegium in Ohnmacht fallen würde, die aber damals ganz spurlos vorübergiengen, nicht ein einziges der angesehneren damaligen Blätter nahm irgend Notiz davon. Sie erschienen mit Königsberger Censur bei einem Königsberger Buchhändler, Friedrich Nicolovius 1796. 189 Seiten 8.

Licht und Sonnenschein.

Ein marokkanischer Kaiser verbannte einmal alle Lichtzieher, Lampen- und Oelverkäufer aus seinem Lande. — „Wozu brauchen meine Sklaven zu sehen? Dies verdirbt ihnen nur die Augen", — sagte er. — „Aber was wird es Dir helfen?" — erwiederte sein Bezir: „Kannst Du die Sonne auslöschen und den Mond verdunkeln? Scheinen sie nicht von selbst?"

Schriftsteller! — Bücherverbote! — Vernunft-Inquisitionen! — Wahrheit!

Der Holzhauer und der Baum.

Ein Holzhauer hatte sein Beil verloren; endlich fand er das Eisen allein wieder. — „Gieb mir ein wenig Holz zum Griffe!" — sagte er zu einem Baume: — „und ich will Dich auf ewig verschonen." Der Baum willigte ein; der Holzhauer machte seinen Griff, und kaum ist er fertig, so fällt der Baum.

Nationen! Ihr bindet euch eure eigenen Ruthen! — Eure Geschenke, eure Aufopferungen werden nur zu oft wider euch selbst gebraucht!

Die Bienenkönigin.

„Lege Rechnung ab!" — sagten die Bienen zu ihrer Königin: — „Was hast Du mit unserm Reichthum angefangen? Wie sind die Schätze, die wir sammelten, angewendet worden? Was hast Du zum Besten des Ganzen gethan?"

„Aufrührer!" — antwortete die Königin: —

„Was gehet euch mein Eigenthum an? Was habt ihr nach der Verwaltung meines Vermögens zu fragen?" —

„Dein Eigenthum? Dein Vermögen?" — erwiederten die Bienen: — „Du vergissest, Unverschämte, daß Du nichts als unsere Dienerin bist."

Was sind die Fürsten anders, als die Factoren, die Diener der Nation? Das Land ist nicht ihr Eigenthum; sie sind die Verwalter desselben. Die Nation ist kein todtes Capital, mit der man nach Belieben schalte; sie ist der Besitzer, und der Fürst der Agent.

Der Adler und die Elster.

Der Adler begegnete einer Elster. Er hatte einen guten Augenblick: er wollte seine Herablassung zeigen; er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein: „Erzähle mir doch etwas!“ sagte er.

Die Elster begann mit der ganzen ärgerlichen Chronik ihrer Bekannten. Sie hatte so viel von Majestätsverbrechen, heimlichen Feinden, von drohenden Bewegungen zu entdecken, daß der Adler endlich die Geduld verlor.

„Meinst Du, Elende!“ sagte er endlich entrüstet: — „ich sei wie die leichtgläubigen Fürsten? Einen Adler betrügt man nicht ungestraft.“ — Und er erwürgte sie.

Politische Spione! Nichtswürdige heimliche Ankläger! Alberne Demokratenriecher! Elende Revolutionsspürhunde! — Ein guter Fürst verachtet Euch: merket Euch das!

Wenn heutiges Tages einer so fabelte! Dem Verfasser geschah dafür*) gar nichts, er hat sogar späterhin den Titel eines herzoglich Meiningischen Legationsraths erhalten und ist lange Zeit ordentlicher Professor in Würzburg gewesen — Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei.

Trotzdem giebt es noch Leute, die recht klug und weise thun, von historischer Entwickelung ausgehen, und Alles darauf zurückführen, und unsern jetzigen Preßzwang beschönigen, entschuldigen und — sogar vertheidigen können. Worin ist denn aber die historische Entwickelung der Presse wahrnehmbar?

---

*) Aber eine Beleidigung des baierischen Ministers von Lerchenfeld zog ihm 1821 mehrjährigen Festungsarrest zu. Er starb zu Mainz 1829. Siehe sein Leben im Neuen Nekrolog der Deutschen 1830, S. 7—13 und Guden's Tabellen 3,190, wo aber gerade unter seinen Schriften die Fabeln fehlen.

Und es giebt wiederum Leute, die von der Vergangenheit gar nichts wissen, nichts wissen wollen. Diese Unwissenden wünschen die Vergangenheit, weil sie darin die gute alte Zeit, oder sie fürchten sie, weil sie darin die schlechte alte Zeit sehen. Beide Parteien mögen sich nicht ferner täuschen. In der deutschen Vergangenheit sind eben so gut wie in jeder Geschichte die Elemente des Fortschrittes vorhanden. Studieret die Denkmäler unserer altdeutschen Sprache! Ihr werdet bald finden, welch eine schlechte Stütze sie sind für den Feudalismus, den Kastengeist, das Pfaffenthum, die Volksbevormundung, die Philisterei des geselligen Verkehrs, den Gedanken- und Gewissenszwang. Walther von der Vogelweide und Freidank und einige spätere Dichter sind so freisinnig, so vorurtheilsfrei, so erfüllt von den heiligsten Gefühlen für Wahrheit, Ehre, Recht, Vaterland, Freiheit und Menschenwürde, daß kein Klopstock, Justus Möser, Georg Forster, Friedrich Schiller, Jean Paul, Jochmann von Pernau und Ludwig Börne sich schämen dürfen, mit ihnen genannt zu werden.

Was sich aus meinem Buche lernen läßt, habe ich hinlänglich angedeutet. Jeder biedere Mann, der seine Zeit begriffen hat, und sein Vaterland wahrhaft liebt, wird mir danken; für die andern schreibe ich nicht, von den andern will ich — nichts.

Eichberg am Bober im Juni 1842. H. v. F.

Bald nach meiner Rückkehr aus dem Gebirge erhielt ich einen Brief von einem jener Studenten, die mich in Berlin zum Frühstück eingeladen hatten. Sie wollten ein neues Commersbuch herausgeben und ersuchten mich um Beiträge. Ich machte auf einige passende Lieder aufmerksam, neue konnte ich nicht beisteuern. Sie nahmen 18 auf; weit mehr mußten sie der Censur wegen zurücklassen. Das Buch erschien unter dem Titel:

Deutsche Lieder nebst ihren Melodien. Leipzig, Robert Friese. 1843. 12°.

In den letzten Tagen des Juni ward es mir auffällig, daß der Pedell mich nicht mehr einlud zu den Sitzungen der Facultät. Als er am 2. Juli mir Promotionsschriften brachte, fragte ich ihn: 'Warum werde ich nicht mehr eingeladen zu den Facultätssitzungen?' — 'Auf den ausdrücklichen Befehl des Herrn Decan darf ich nicht mehr zu Ihnen kommen, wenn ich zu Facultätssitzungen einlade.'

Sofort schickte ich folgende Anfrage an den Decan, welcher denn auch gleich eine Antwort folgte.

Vir spectabilis!

Da mir in Folge eines hohen Ministerial-Rescripts vom 9. April d. J. der Herr Geh. Rath Heinke nur die Haltung öffentlicher Vorlesungen untersagt hat, so frage ich bei Ew. Spectabilität an, ob hochlöbliche Facultät mich in Folge höheren Befehls oder aus eigenem Antriebe von ihren Sitzungen ausgeschlossen hat?

Hochachtungsvoll

Breslau
den 2. Juli 1842.

Ew. Spectabilität
gehorsamster
Dr. Hoffmann.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Die ph. Facultät hat Sie keines Wegs aus eigenem Antriebe von ihren Sitzungen ausgeschlossen, sondern weil sie auf ihre an die vorgesetzte Behörde deshalb gerichtete Frage, den Bescheid erhalten, wie es keinem Zweifel unterliege, daß die Suspension vom Amte auch die Theilnahme an den amtlichen Verhandlungen ausschließe.

Den freundlichsten Gruß!

Thilo, z. D.

Breslau 2. Juli 1842.

Der Beschluß der Facultät, welchen dieselbe aus freien Stücken gefaßt hatte, fand überall große Mißbilligung, die durch eine Rechtfertigung von Seiten eines Mitglieds der Facultät (Nees von Esenbeck) in der Rheinischen Zeitung nicht einmal gemildert ward. Öffentliche Blätter sprachen sich sehr entschieden dagegen aus, die Vaterlands-Blätter vom 14. Juli folgendermaßen:

'Man fragt sich nun ziemlich allgemein: was denn eigentlich die Facultät zu dieser Anfrage bewog? Hoffmann's 'einstweilige' Amtsentsetzung ist keine eigentliche 'Suspension', denn nach dem Landrechte hat ein 'Suspendierter' nur Anspruch auf seinen halben Gehalt, während Hoffmann denselben ganz bezieht; dann untersagte ihm auch das Ministerium nur das Halten öffentlicher Vorlesungen. Wozu bedurfte die Facultät eines erweiternden Commentars dieser klaren und ausdrücklichen Ministerial-Verfügung? Für ehrenvoller mindestens hält man es allgemein, wenn sie eine solche Erweiterung abgewartet hätte, statt sie hervorzurufen. Aber es beschwerte vielleicht ihr Gewissen gar zu sehr, ferner mit einem Collegen zu verkehren, auf dem die ministerielle Ungnade lastet; oder sie bedauerte, daß die gelehrte Körperschaft des Göttinger Museums so vereinzelt dastand in der liebevollen Behandlung ihrer Mitglieder, und sie bestrebte sich, ein Seitenstück dazu zu liefern. Kann man ihr nun mit Wallenstein zurufen: 'Du hast's erreicht, Octavio,' so muß man — mit demselben Helden redend — hinzusetzen: 'Es war kein Meisterstück!'

Es war um diese Zeit viel gestritten in öffentlichen Blättern über das amtliche Verfahren gegen mich, nach welchen Gesetzen ich verurtheilt und durch wen ich abgesetzt werden könnte, ob durch das Staatsministerium, oder den Staatsrath, oder nur durch den König.

Wie es bisher üblich gewesen war in ähnlichen Fällen, wurde auch gegen mich verfahren, und es war ganz richtig was die Börsen-Nachrichten darüber mittheilten:

'Hat der auf administrativem Wege zu entlassende Beamte ein von Sr. Majestät dem König unterzeichnetes Patent aufzuweisen, so gehen die vollständig instruierten Acten an das Staatsministerium. In diesem wird die Sache zweien Ministerien zugewiesen, worunter immer der Justizminister sich befinden muß und der antragende Minister immer ausgeschlossen ist. Die Minister lassen von ihren Ministerialräthen zwei Relationen ausarbeiten, die im versammelten Staatsministerium vorgetragen werden. Fällt durch Stimmenmehrheit die Entscheidung auf Amtsentsetzung aus, so geht die Sache an den Staatsrath, der nunmehr definitiv an den König auf die Amtsentsetzung berichtet.'

Eine große Ehre für mich! Was bisher keinem einzigen Dichter zu Theil geworden war, das wurde mir zu Theil: die Herren geheimen Räthe mußten von Amtswegen meine Lieder lesen!

Man war noch immer der Meinung, daß ein so geistreicher kunstliebender König wie Friedrich Wilhelm IV., der eben erst einem Dichter, Friedrich Rückert, ein Amt verliehen hatte, einen andern nicht seines Amtes entsetzen würde.

Diese Meinung theilte auch Gustav Schwetschke und richtete an den König ein langes Gedicht: 'Der neue Archias'.*) Es beginnt:

Für Archias den Dichter
Sprach einst des Rhetors Kunst;
Vergönne, milder Richter!
Dem Deutschen gleiche Gunst.

*) Gustav Schwetschke's ausgewählte Schriften (Halle 1864) S. 26 bis 29.

Für Hoffmann-Fallersleben,
Den freien Sangeshort,
Laß muthig sich erheben
Ein frei beflügelt Wort.

Die 3., 4. und 5. Strophe lauten:

Nein, Fürst! in Preußens Staaten
Sei stets Gesetz und Norm,
Was einst der deutsche Platen
Uns sang in höchster Form:
'Was stets und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.'

Und trägt ihn ungebunden
Auch Hoffmann's deutsches Herz,
So laß es laut bekunden
In Liedes Ernst und Scherz.
Laß frei das Lied erschallen,
Das rings durch Deutschland rauscht,
Dem rings in Flur und Hallen
Das Volk Thuiskon's lauscht.

Laß frei den Sänger tönen
Von Sturm und Kampf und Schlacht,
Der Preußens Heldensöhnen
Den Festruf dargebracht:
'Ich bin Husar gewesen,
Ein preußischer Husar
Zur Zeit als der Franzose
Bei uns im Lande war.'

Alles recht schön und gut, aber Alles umsonst.

A. Harnisch gab ein 'Hansa-Album' heraus. Auch ich hatte einen Beitrag beigesteuert. Mein Siegel mit dem Sinn-

grünblatt veranlaßte den Herausgeber zu einem Gedichte an mich*), die letzte Strophe lautet:

So, wenn Dich einst im greisen Haar
Ein frischer freier Frühling grüßt,
Der Tagesblumen bunte Schaar
Um Dich sich drängend munter sprießt,
Wenn froher, frischer, freier Schall
Ertönet Berg und Thal entlang —
Dein Wahlspruch bleibt in jedem Fall:
Je ne changerai qu'en mourant.

Als dieser Stein gesprungen war, schenkte mir ein Freund zum Abschiede aus Breslau einen Crystall, in welchen er zierlich einen Eichenzweig eingegraben hatte mit der Umschrift: NUR TODT ANDERS.

Unterdessen war mir der Aufenthalt in Breslau immer unheimlicher geworden. Da man mir von Seiten des Ministeriums kein Hinderniß mehr in den Weg legte, so ertheilte man mir so oft ich darum bat Urlaub und kaum war wieder einer in meinen Händen, so reiste ich ab (den 27. Juli).

In Dresden einen angenehmen Abend bei Mosen, nachdem ich mit Dr. Keßler vorher Frau v. Schwanenfeld auf ihrem Weinberge in Wachwitz besucht hatte.

In Leipzig mache ich wenig Besuche. Am 1. August bei H. Brockhaus. Die Verlagsbuchhandlung hatte mir für meine 1834 erschienenen Gedichte kein Honorar gegeben und beanspruchte nun sogar noch das alleinige Eigenthumsrecht derselben.

Ich. Ich wünsche, daß wir endlich ins Reine kommen.

B. Ja, das ist auch unser Wunsch, und es thut uns

*) Wiederholt in: Gedichte von Albert Harnisch (Oppeln 1859) S. 75—76.

nur leid, daß wir aus einander gekommen sind; wir glaubten, die Gedichte hätten den Anfang einer nachhaltigen Verbindung werden sollen.

Ich. Ich wünsche sehnlichst, daß diese Angelegenheit auf irgend eine Weise in Ordnung kommt. Seien Sie so gut, sagen Sie mir, was Satz, Druck und Papier kostet, berechnen Sie dann noch Ihre Commissionsgebühren zu 60 Procent und etwaige Auslagen — was dann fehlt, bezahle ich.

B. Sie wollen eine neue Auflage machen?

Ich. Ja, ich habe weiter nichts als diese Gedichte, und von denen erwarte ich einmal, daß sie mir bei meiner mißlichen Lage gut zu Statten kommen. Sie können doch unmöglich wollen, daß ich für diese Welt niemals mehr meine Gedichte herausgeben soll? Das hieße mir die Lebensader abschneiden.

B. Vielleicht treffen wir noch ein Arrangement. Sie könnten ja einen dritten Theil hinzufügen, oder uns Bedingungen machen, die wir eben so gut wie jeder andere auch erfüllen.

Ich. Vor der Hand liegt mir daran, nur ins Reine zu kommen.

Am Nachmittage kehrte ich wieder. Da ich mich zu nichts weiter bewegen ließ, so erhielt ich die schriftliche Erklärung, daß mir die freie Benutzung meiner Gedichte zusteht.

Dies Zettelchen und die Ehre, unter der Firma Brockhaus Gedichte herausgegeben zu haben, war also mein ganzes Honorar!

Während meines kurzen Aufenthalts in Leipzig machte ich noch die Bekanntschaft des Dr. Jonckbloet, der sich damals schon eifrig mit dem Studium der mittelniederländischen Sprache und Dichtung beschäftigte und sich später neben M. de Vries große Verdienste darum erworben.

3. August in Althaldensleben. Ich hatte meinen Verwandten geschrieben, sie möchten mich von hier abholen. — Ich spaziere im Nathusiusschen Park. Das Ganze überraschend, Natur und Kunst, Nutzen und Vergnügen im besten Verbande. Ich erkundige mich beim Gärtner nach dem Dichter Nathusius. Er wohnt dem Parke gegenüber. Ich finde schnell mich zurecht. Auf der Treppe begrüße ich ihn. Er ist verlegen und ich werde es auch. Erst als ich sage, wer ich bin, wird mir ein freundlicher Empfang. Kaum sitze ich mit ihm auf dem Sopha, so kommt seine Frau und flüstert ihm etwas zu. Ich werde zu Abend eingeladen. Wir spazieren vorher noch im Park. Auf dem Balcon wird gespeist. Der jüngere Bruder Wilhelm und die Schwester Lullu und eine kleine Cousine kommen zu uns. Frau Marie Nathusius trägt ihre Compositionen vor. Wir singen viel.

4. August. Ich liege im Römerschen Garten auf dem Rasen und erwarte vergebens die Meinigen. Philipp Nathusius ladet mich zu Mittag ein. Wir speisen im kleinen Garten. Unsere Gespräche werden sehr politisch. Marie ist sehr bewegt: 'Nun, was meinen Sie denn, was soll denn der Einzelne thun?' — 'Ich denke mir immer, es muß jeder von seinen Verhältnissen aus zu wirken trachten, jeder für sich erst tüchtig werden — —' Merkwürdig, daß immer die Frauen am lebendigsten durchdrungen sind von der Nothwendigkeit des Fortschritts und eifriger als ihre und andere Männer der Partei der Bewegung angehören, entschiedener sind oder werden. — Wir spazieren noch nach der Waldseite und unterhalten uns viel über Berlin, Bettina, die Grimms u. s. w. Es ist sehr schwül. Alle ermattet sehnen wir uns ins Zimmer zurück. Mit Gesang endet der angenehme Abend.

5. August. Ich liege wieder im Garten und warte auf die Meinigen, aber vergebens. Schönes Wetter. Um 10 frühstücke ich bei Nathusius und muß auch zum Mittagessen bleiben. Dann läßt er mich fahren bis Weferlingen und von dort nehme ich Extrapost in die Heimat.

Als ich ankomme, erzählt man mir, daß meine drei Nichten mir entgegen gefahren sind — wir haben uns verfehlt.

6—13. August in Fallersleben. Meine Mutter für ihr hohes Alter noch sehr munter und rüstig; wir machen sogar einen Spaziergang von einer Stunde nach dem nächsten Dorfe. Ich spaziere viel im Garten, lese Zeitungen und dichte. Stille, heitere Tage.

14. August mit meiner Mutter und Schwester Minna nach Wittingen in der Lüneburger Heide, dem Geburtsorte meiner Mutter. Schöner Morgen. Jenseit der Aller eine andere Welt: Sand, Heide, Nadelholz, Heirauch, nirgend ein Haus, nirgend ein Acker, Wege nach allen Richtungen, furchtbare Einöde. Bei einem einsamen Försterhause halten wir an und frühstücken. Dann durch den Malloh, einen weit sich erstreckenden Föhrenwald nach Knesebeck und Wittingen. Wir kehren bei Vetter Stackmann ein und sind bald umringt von einer Urgroßmutter (Schwester meiner Mutter), einer Großmutter und vielen Kindern und Kindeskindern, eine unübersehbare Verwandtschaft! Große Hitze, heftige Kopfschmerzen. Ich schlafe auf derselben Stube, worin ich als Junge 1805 bei der Hochzeit der jetzigen Großmutter des süßen Weines zu viel trank.

15. August. Ich nehme Abschied heiterer wie sonst und ahnde nicht, daß ich meine gute Mutter nicht wiedersehen sollte. Wegen der Erndte kann ich keine Pferde bekommen und so

müssen mich die Fallersleber bis Bodenteich fahren. Der Ort mit seinen rothen Dächern liegt sehr freundlich an einer langen grünen Wiese.

Nachdem ich auch hier nur mit Mühe und Noth Pferde erhalten habe, setze ich meine Reise fort. Mitten im Wege steht ein hoher Pfahl, woran ein Brett: 'Poststrasse'. Es ist aber nicht Ein Weg, sondern es sind deren so viele, daß man für jeden Tag im Jahre sich einen besonderen auswählen kann. Der Sand über alle Beschreibung. Da die eisernen Reifen meines Wagens sehr trocken sind, so schaufeln sie den Sand empor, den dann der Ostwind mir in den Wagen treibt, so daß ich mit einer Sandladung in Ülzen ankomme. Herr Staats, ein Helgolander Bekannter, führt mich zu einem benachbarten Gutspächter und wir verleben einen heitern Abend.

16. August. Im Omnibus unbequem sitzend und von Staub und Hitze gequält bis Lüneburg, und dann in einem noch schlechteren Omnibus bis Hoopte, eine noch schlechtere Fahrt: mit dem Staube muß ich auch noch die schlechten Witze eines Lüneburger Schlächters hinunterschlucken.

Von Hoopte mit dem Dampfschiffe nach Hamburg. Um 4 im König von Schweden bei Schoof, dessen Frau eine Fallersleberin ist. Ich fahre dann zu meinem Vetter in St. Paul. Auf dem großen Neumarkte bei der Wache reißt der Zügel am Droschkenpferde, es schwenkt sich mit dem Wagen nach dem Gerinne zu. Auf meinen Schrei springen die Kinder auf, die dort spielen. Die Wache hält das Pferd auf, der Zügel wird angeknüpft und wir fahren weiter.

Um 10 führt mich mein Weg durch die unermeßliche Brandstätte. Während ringsumher noch geschäftiges Leben, ist

hier Alles todtenstill, der Vollmond beleuchtet den grausigen weiten Trümmerhaufen.

17. August. Meinen Nachdruckproceß gegen Campe kann ich nicht wieder beginnen, ich muß mich mit ihm einigen, um für meinen einen Schwager, der eben in großer Verlegenheit ist, etwas Geld zu bekommen. Dr. Wille übernimmt das unangenehme Geschäft, mit Campe zu verhandeln.

18. August. Kaufmann Eduard Lüders ladet den Dr. Wille und mich zum Schöne'schen Quartettvereine ein, dessen Mitglied er ist. Es wird vortrefflich gesungen. Ich höre mehrere Compositionen meiner U. L., Schöne hat gegen 50 componiert. Ich bin sehr überrascht: der Componist hat geleistet was ich wünsche, er hat einen neuen Weg eingeschlagen, eine neue Musik geschaffen, wie sie die neue Dichtung fordert. Ich bringe folgendes Hoch aus:

Hoch lebe unser Sangesmeister Schöne!
Daß er noch lange mit Gesange
unser Leben verschöne,
Noch lange durch die Harmonie der Töne
Das Leben voll Disharmonien versöhne,
Daß er mit Sang und Klange noch lange
jedes Freiheitsstreben kröne,
Noch lange mit Sang und Klange
das Philisterthum verhöhne,
Mit Sang und Klange noch lange
Hamburgs edele Söhne
an das Schöne gewöhne,
Daß freudig aus jedem Herzen wiedertöne:
Hoch lebe unser Schöne!

Wir waren sehr heiter und gingen erst um 2 Uhr heim.

Ich blieb nun noch einige Tage, um mit Campe ins Reine zu kommen, und es gelang: am 22. Aug. zahlte er noch 400 ℳ für den zweiten Theil und ich unterzeichnete einen

Vertrag, wodurch alle meine Ansprüche meiner Seits so gut wie für immer beseitigt wurden. Campe verpflichtet sich nämlich, noch 200 ℔ zu zahlen, wenn binnen drei Jahren eine 2. Auflage mit Genehmigung der preußischen, hamburger oder kön. sächsischen Censur erscheinen darf. Wird aber in diesem Zeitraume die Druckerlaubniß nicht erzielt, so fällt die Zahlung obiger zweihundert Thaler gänzlich weg 'und zwar dergestalt, daß die Verleger für die heute gezahlten vierhundert Thaler das Verlagsrecht dieses zweiten Theils, ein für alle Mal, gekauft und erworben haben.'

Von dieser Seite durfte ich also nichts mehr für mich erwarten, und wenn es mir noch so schlecht ginge. Meine Entdeckung seiner Nachdruckerei, die in der ganzen Buchhändlerwelt übel vermerkt worden war, hatte ihn zu sehr verdrossen.

Wie viele zweite Auflagen des 2. Theils erschienen sind, ist mir nie bekannt geworden; ich weiß nur, daß auf jedem Abdrucke 1842 steht. Daß er es mit dem 2. Theile ebenso gemacht haben wird, wie mit dem 1., ist ziemlich gewiß. Schon am 2. Juli schrieb er einem Geschäftsfreunde:

'Der erste Theil, von dem nun 4500 weg sind, fehlt; diesen gebe ich, da ich eben neue Papiervorräthe erhalte, die mir eben eingeäschert waren, in nächster Woche in die Presse; in 10 bis 14 Tagen wird er beendigt werden. Wenn wir Papier haben, arbeiten wir rasch.'

23. August nach Helgoland. Am Bord der Henriette Assessor Heinrich Simon und Dr. Ziegert. Stille Fahrt. Um 1/2 7 Abends am Strande von Helgoland. Reimers bietet mir eine Wohnung an, die ich sofort beziehe. Oben an der Treppe treffe ich Dr. Freytag und Graf Dyhrn nebst Frau, Procurator Schulz von Ülzen und Dr. Max Duncker von Halle.

Von den alten Freunden, Bekannten und Landsleuten finde ich nur wenige wieder und mache wenig neue Bekanntschaften. Ich verkehre meist mit den Helgolandern und beschäftige mich viel mit ihrer Sprache. Meine Ausbeute habe ich erst später veröffentlicht.*)

Den 12. Sept. verlasse ich Helgoland. Gute Fahrt: wir kommen wohl und munter in Cuxhaven an. Die hannoverschen Freunde warten schon auf mich. Wir spazieren nach Ritzebüttel. Abends mir zu Ehren ein großes Gastmal. Viele Hofbesitzer aus dem Lande Hadeln, einige Bremerleher und Hauptmann Böse von Bederkesa, etwa 40 sind eingetroffen. Im großen Saale des Gasthofs zu Cuxhaven ist eine lange Tafel gedeckt. Das Mal beginnt. Nach dem ersten Gerichte bringt August von Seht meine Gesundheit aus. Nachdem ich meinen Dank dargebracht, folgen viele Trinksprüche und Lieder. Allgemeine Heiterkeit. Um Mitternacht fahre ich mit Christian Schmoldt nach seinem Gute in Westerende-Otterndorf.

13—16. Sept. im Lande Hadeln. Wir machen Ausflüge nach verschiedenen Richtungen, und so lerne ich das kleine merkwürdige Ländchen bald kennen.

Jedes Gehöft ist mit Bäumen umpflanzt, wenigstens nach der Wetterseite. Die Wohnhäuser sind reinlich und nett, und bequem eingerichtet. In einiger Entfernung ein Backhaus, das zugleich Brauhaus ist. Jede Hausfrau versteht Kuchen und kleine Zwiebäcke zu backen, das Gebäck ist sehr wohlschmeckend. Die Viehställe und Speicher sind abgesondert. Die Mistgrube liegt dazwischen. Mittags kommen die Pferde nach Hause und

*) Hölluner Sproek in Frommann's Zeitschrift: Die deutschen Mundarten 3. Jahrg. (1856) S. 25—34.

halten offene Tafel; sie stehen um einen Leiterwagen mit frischem Klee und fressen stundenlang, niemand kümmert sich um sie. Auf dem Hofe laufen unzählige Hühner umher, niemand weiß wieviel er hat. Die Felder sind sehr ergiebig. In den Gräben, womit sie eingefriedigt sind, wächst Schilf, das als Viehfutter oder zum Dachdecken verwendet wird. Alle sieben Jahre reinigt man die Gräben, das ausgeschachtete Erdreich dient wieder als Dünger, das Schilf hat tiefe Wurzeln und kommt bald wieder zum Vorschein. Die Gärten bei den Häusern sind zum Theil recht hübsch, Herr Lange hat den seinigen parkartig angelegt und mit Blumen und Bäumen der schönsten und seltensten Art geziert. Die Luft hat bei West- und Nordwind etwas Seeartiges. Das Laub der Bäume ist ganz dunkelgrün. Die Menschen sind groß und stämmig, haben alle blonde Haare und blaue Augen. Ihr ganzes Wesen scheint treuherzig und bieder.

Überall wohin ich komme wird mir die herzlichste Theilnahme. Was die Natur nicht bietet sucht man durch Treuherzigkeit und Gastfreundschaft zu ersetzen. Es ist Alles so wahr an diesen Leuten, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie so fest halten an den einfachen Begriffen von Freiheit und Recht und sich als verfassungstreue Männer bewährt haben und ausharren. In allen lebt der alte friesische Freiheitsgeist noch fort und spricht sich wie im gewöhnlichen Leben so auch noch in ihrem Gemeindewesen aus.

Wie ein alter lieber Freund war ich aufgenommen und so schied ich wieder, und allen mußte ich versprechen, recht bald wiederzukehren, und jeder bat mich noch dringend, auch dann bei ihm eine Zeit lang zu wohnen. Letzteres hätte ich wol nie ausführen können, es waren der Einladenden zu viele: die Brüder

Schmoldt, A. v. Seht, Kröncke, Lange, Behrens, Drewes, von der Osten, Dr. Wolf ꝛc.

17. Sept. fahre ich mit Eduard Hintze nach Bederkesa. Wir kommen nun in die Kirchspiele des Sietlandes. Welch ein Land! Wir fahren auf einem ganz schmalen, unerhöhten Wege, welcher an beiden Seiten von 4 bis 5 Fuß breiten Gräben voll Wasser eingefaßt ist. Zum Ausweichen dienen nur hie und da die kleinen Vorsprünge bei den brückenartigen Übergängen. Das ganze Land nichts als Weide, von unzähligen Gräben durchschnitten. Hier und da ein Bauernhaus, das nur durch Nachen mit der übrigen Welt in Verbindung steht. Anderthalb Stunden fahren wir auf dem schmalen Wege, der Boden bebt und die Fische springen im Wasser, nur mit Lebensgefahr können wir, wenn uns ein Fuhrwerk begegnet, ausweichen. Endlich erreichen wir Bederkesa. Es liegt an einem ziemlich großen See, in der Nähe von schönen Buchenwäldern. Oben auf einer kleinen Anhöhe mit lieblicher Aussicht Böse's Sitz. Er ist auf der Jagd. Es wird nach ihm geläutet. Er kehrt mit zwei Hasen heim. Wir sind sehr willkommen.

Böse ist ein kleiner Mann von sehr lebendigem Wesen. Er hat sich in den hannoverschen Verfassungswirren einen Namen gemacht, er war ein unermüdlicher, gewandter Gegner der Regierung und ward ihr sehr unbequem und von ihr sehr belästigt und verfolgt. Wie er früher für die Freiheit des Vaterlandes als Hauptmann kämpfte, so ist er noch jetzt ein Hauptmann im Kampfe für das gute Recht.

Es ist ein eigenthümlicher merkwürdiger Mensch. Als ich ihn frage, wie er dazu gekommen sei, sich gerade hier niederzulassen, erzählt er mir, was ihn dazu bewogen. 'Ich kenne viele Gegenden, die sich durch ihre hohen Schönheiten aus-

zeichnen. Wenn man aber zu lange darin wohnt, so wird bald Alles zu gewöhnlich: der Phantasie muß etwas übrig bleiben. Darum wählte ich mir diese Gegend, die nicht zu viel und nicht zu wenig bietet, meine Phantasie immer beschäftigt und meinem Gemüthe wohlthut. Dann wollte ich auch selbst etwas schaffen, und das ist mir gelungen: Haus, Hof, Garten, Baumpflanzungen, Alles ist meine Schöpfung.'

An der Südseite hatte er einen Vorbau mit großen Fenstern angebracht, um darin an den Wänden Weintrauben zu erzielen. Geschützt gegen Wind und Wetter konnte man darin sitzen oder umherwandeln. Die Nordseite des Hauses war mit Schattenmorellen umrankt, und noch in so später Zeit hingen daran große schmackhafte Kirschen.

Nach Tische fahren wir mit Böse nach Bremerlehe und übernachten dort.

18. Sept. nach Bremerhafen und dann mit dem Dampfschiffe nach Bremen, und von da mit der Post die Nacht durch nach Osnabrück.

Nach den anstrengenden Fahrten der letzten Tage, besonders nach der letzten Nacht, war ich sehr angegriffen, ich sehnte mich nach Ruhe und hoffte sie reichlich zu finden, da ich ja niemanden in Osnabrück kannte. Als ich mich aber nach einigen Stunden im Gasthofe sehr einsam fühlte, so trieb's mich hinaus: ich besuchte den Procurator Hollenberg, an den mir Böse einige Zeilen mitgegeben hatte. Mit Hollenberg ging ich dann zu Kaufmann Abeken, Dr. Droop und Dr. Knille. Wir verabredeten einen gemeinschaftlichen Spaziergang auf den Nachmittag. Ich speiste an der Wirthstafel in der langweiligsten Tischgesellschaft. Dann wurde ich abgeholt. Wir spazierten nach Schumla, von da nach der Musenburg. Ohne zu ahnden, was

mir bevorstand, trat ich ein: gegen 50 Bürger warteten mein und wünschten mich zu sehen, zu hören und zu ehren. Was nun weiter geschah, erzählet ein Bericht.

Den Männern der politischen Bewegung lag es damals daran, die Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten zu erhalten, zu steigern und weiter zu verbreiten. Es genügte ihnen deshalb nicht, daß man bei dieser oder jener Gelegenheit sich freisinnig ausgesprochen hatte, alle Welt sollte wissen, daß man seine Überzeugung öffentlich kundzugeben sich nicht scheute. Und so galt denn der Bericht über diesen Abend eben sowol der Partei als mir.

Er lautet nach den Vaterlandsblättern also:

'Der 19. September war für viele Bürger Osnabrücks ein wahrer Freuden- und Ehrentag, ein Lichtpunkt in düsterer Nacht! Die Nachricht, daß H. v. F. angekommen sei und die oft genannte Musenburg besuchen werde, verbreitete sich so schnell durch die Stadt, daß er am Abend dort von einer großen Zahl ehrenwerther Männer umringt war. Hier im Kreise Gleichgesinnter versetzte er durch sprudelnden Witz, durch die interessantesten Vorträge noch bis dahin unbekannter Gedichte, gehoben durch den Ausdruck der herzgewinnendsten Gemüthlichkeit Alt und Jung in den freudigsten Enthusiasmus. — Unter stürmischem Jubel wurde das Wohl des „für Wahrheit, Licht und Recht streitenden Dichters" getrunken, welchen Toast der Gefeierte in seiner unübertrefflichen Weise in gebundener Sprache beantwortete. Mit einem Federstriche zeichnete er den nicht erfreulichen Zustand der Gegenwart und schloß mit einer Hinweisung auf die Zukunft, aber nicht etwa mit „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf" —. Sodann sprach man, unter freudiger Anerkennung der vielen Verdienste des Dichters, die Uberzeugung aus, daß seine Anerkennung im Volke stets wachsen, und daß die Geschichte ihm bald

gerecht werden möge, wie sie dies nach langen in Schmerz verlebten Jahren dem Sänger des deutschen Vaterlandes und des „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" geworden. Bei seiner Entfernung begleitete ihn eine große Menge der Anwesenden in sein Absteigequartier, um bei einem einfachen Male die Gegenwart des Liebgewonnenen zu feiern. Auch hier herrschte lauter und fröhlicher Jubel, auch hier wurde, wie auf der Musenburg, unter Hoffmann's Vorsitz manches seiner Lieder gesungen, mancher Toast ausgebracht, vor allen aber ihm „dem biedern Sänger, der, ein neuer Prometheus, einen Funken heruntergeholt, damit eine Fackel angezündet, die entfernten Ländern und Völkern, der Gegenwart und Zukunft leuchte, dem unerschrockenen Kämpfer für Wahrheit, Recht und Licht, Entfesselung der Presse und freies Wort". Der Dichter brachte hierauf einen schönen Trinkspruch auf die Einheit Deutschlands aus.' —

'Interessant war es, wie das Beispiel eines der Anwesenden, der sich in sein Exemplar der Hoffmann'schen Gedichte einige Worte und den Namenszug des Dichters verschafft hatte, nachgeahmt wurde. Alles drängte sich hinzu, um ein ähnliches Andenken zu bekommen; wer kein Buch hatte, brachte Papier und Karten; wer im Drange des Geschäfts nur einige Worte mit Bleifeder bekam, führte die Züge später mit Dinte aus. Welcher Contrast zwischen freien Ergüssen ungeheuchelter Volksliebe und so manchem officiellen Jubel, von dem uns die Zeitungen so oft melden. Vorwärts! war Hoffmann's Gedenkwort für Viele; — möge es nie vergessen werden!'

'Erst spät nach Mitternacht trennte sich die fröhliche Gesellschaft, verfügte sich aber, Hoffmann in der Mitte, zum Denkmal unseres Justus Möser, geleitete ihn dann zu seinem Gasthof, wo ihm beim Abschiede ein donnerndes Lebehoch aus voller Brust erschallte. Dies wiederholte sich noch einmal am folgenden Morgen, wo der Gast uns verließ. Trotz des heftigen Regens hatte sich

eine große Anzahl Männer, zum Theil aus entfernteren Stadttheilen, eingefunden, welche den Dichter zur Post begleiteten und ihm bei seiner Abfahrt noch einmal ein jubelndes Hoch erschallen ließen. — Noch lange wird man in engeren und weiteren Kreisen bei uns von „Hoffmann von Fallersleben“ reden.'

Zu dieser wahrheitsgetreuen Erzählung habe ich nur noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen.

Als wir zum Möserdenkmal gingen, lief einer meiner Begleiter in ein Haus, holte eine Fackel, zündete sie an, stieg damit am Denkmal empor und beleuchtete mir den Möser von allen Seiten.

Ferner, als vor dem Gasthofe das Lebehoch erscholl, öffnete sich die Thür und der Hausknecht im Hemde trat mir zitternd entgegen mit den Worten: 'Ich glaube, ich bin erschrocken.'

Endlich muß ich noch bemerken, daß ich Stüve besuchen wollte, ihn aber nicht treffen konnte; es hieß, er sei amtlich beschäftigt, er müsse die Sprützen probieren. Er hätte dieselben schon am Abend in Thätigkeit setzen können, um das Feuer seiner Bürger — das der Begeisterung zu löschen.

Die Osnabrücker Geschichte blieb nicht ohne Folgen. Zur Zeit der Pfändung des Osnabrücker Magistrats meldete die Bremer Zeitung: 'Viele Theilnehmer des zu Ehren von H. v. F. stattgehabten Abendessens sind in Untersuchung gezogen, um von ihnen zu erfahren, wie es dabei hergegangen sei und welche Trinksprüche man ausgebracht habe.' Die hannoversche Regierung schenkte mir von dieser Zeit ab eine größere Aufmerksamkeit.

Daß mein Singen den Menschen nicht immer und überall angenehm war, wußte ich längst; daß es aber auch den Thieren mißfallen könnte, war mir neu. Unterweges bei dem schauerlichen Herbstwetter, das einen leicht verstimmen konnte, fing ich

an zu singen. Da hielt der Postillon still, kam an den Kutschenschlag und bat mich um Gotteswillen nicht zu singen; sein Handpferd könne es durchaus nicht vertragen, es würde flüchtig.

22—24. September in Köln. Ich verkehre viel mit den Unternehmern, Förderern und Herausgebern der Rheinischen Zeitung: Banquier Dagobert Oppenheim, Assessor Bürgers, Dr. Marx, Dr. Raabe, Dr. Ruttenberg.

Den 23. September enthält die Rhein. Zeitung folgendes Gedicht von mir:

An meinen König.

Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen
Und auch der nackte Felsen wird noch grün,
Du darfst Ein Wort, ein einzig Wort nur sprechen,
Und unsre ganze Hoffnung wird erblüh'n.

Nur in der Hoffnung ruht das schön're Leben,
Die Hoffnung ist auch unser Heil und Hort,
Du giebst uns Alles, willst Du Hoffnung geben,
Und unser ganzes Hoffen ist Ein Wort.

O sprich Ein Wort in diesen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtssinn, Lug und Schmeichelei
Die Wahrheit gern in Fesseln möchten schlagen,
Mein König, sprich das Wort: das Wort ist frei!

Das Gedicht wurde mir von einigen Seiten sehr übel genommen, man nannte es sogar einen Bettelbrief. Ich hatte für mich nichts gebeten, denn ich sprach frei und ließ mich durch Niemanden irre machen; und was ich drucken lassen wollte, ließ ich nach wie vor drucken.

Mit dem Dampfschiffe nach Mainz und den folgenden Tag nach Mannheim. Unterwegs fällt mir die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung vom 25. Sept. in die Hände. Drei Artikel folgen unmittelbar auf einander: 1. Tzschoppe's Tod,

2. mein Eintreffen in Köln nebst meinem Gedichte an den König und 3. Ankunft Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Preußen in Trier.

26. Sept. in Heidelberg. Ich besuche Gervinus, treffe aber nur seine Frau, er ist in der Wasserheilanstalt zu Weinheim. Frau G. sehr lebendig und theilnehmend und wahrscheinlich viel freisinniger als ihr Herr Gemal. — Mit dem jüngern Winter und Dr. Hahn*) auf das Heidelberger Schloß.

27. Sept. — 4. Oct. in Straßburg.

Abends um 9 am Bord des Dampfschiffes in Mannheim. Mit allerlei Flaggen und unter dem Donner der Böller kommen wir vor Straßburg an. Morgen beginnt der Congrès scientifique de France seine zehnte Versammlung. Nicht die Aussicht auf große wissenschaftliche Ausbeute hat mich hieher geführt, sondern nur die Hoffnung, diesen und jenen wiederzusehen oder kennen zu lernen. Wir bekommen eine Eintrittskarte und Wohnungsnachweis. Ich treffe einige Deutsche, natürlich den unvermeidlichen August Zeune, der sich sehr freut als ich ihm sage, daß er eigentlich zu allen Sectionen gehöre; ferner Carl Welcker, Professor Gustav Schueler von Jena**), Professor Hodes von Zürich, Prof. Heinrich Kurz von Aarau, Dr. Fuchs von Dessau, Dr. Hepp von Neustadt a. d. H., Carl Vogt von

*) Karl August Hahn, damals Privatdocent für deutsche Sprache und Litteratur, später dort, dann in Prag und seit 1852 in Wien Professor, † 20. Febr. 1857. Const. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 7. Theil, S. 201. 202.

**) Bekannt durch seine geognostischen Reisen in Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Walachei, Asien und Nordafrica. Er starb als Professor zu Jena 13. Juli 1855.

Neufchatel, die Flüchtlinge Georg Fein, Heinrich Ahrens und von Rauschenplatt.*)

Mir ist der Verkehr mit meinen Landsleuten mehr werth als der ganze Congreß. Man hat mir zwar die Ehre erwiesen, mich in der 7. Section: Littérature française et étrangère zum Vice-Präsidenten zu ernennen, ich nehme aber weder an den Sitzungen noch den Festlichkeiten Theil. Die letzteren sind mir denn doch etwas zu französisch, z. B. Sonntag-Morgen den 2. October wurde uns zu Ehren eine große Parade auf dem Kleberplatze abgehalten, wozu die ganze Besatzung aufgeboten war — sehr schön, aber sehr langweilig!

Durch Fein lernte ich die letzten Reste des deutschen Volkslebens kennen: wir besuchten die Bierhäuser und Tanzorte.

Das Ergötzlichste für mich war ein Commers der Deutschen, wozu ich selbst die Anregung gegeben hatte, ein Commers, wie er wol noch nie vorgekommen war: Männer von den mannigfaltigsten, zum Theil widerwärtigsten Schicksalen saßen hier in jugendlicher Heiterkeit und sangen ihre alten Burschenlieder. Ich hatte darauf gerechnet, daß eine größere Betheiligung stattfinden würde, viele mochten sich scheuen, mit so Politisch-Anrüchigen zusammen zu kommen, auch nahm kein Elsasser Theil. So waren wir denn eigentlich so recht unter uns, und mein Commerslied verlor gegen den Schluß hin seine Bedeutung:

Wenn wir auch durch dies und das
Sind getrennt im Leben,
Wollen wir doch treu verbunden,
Weil der Bursch den Bursch gefunden,
Jetzt das Glas erheben.

*) Die beiden letzten waren in Göttingen Privatdocenten und hatten sich an dem Göttinger Aufstande 8. Januar 1831 betheiligt.

Ja, wir wollen jetzt vereint
Eines nur studieren:
Wie wir recht nach unserm Esse
Auf dem Straßburger Congresse
Können commersieren.

So saßen wir im Apfel zu Straßburg von 8 Uhr Abends bis 1 Uhr einmüthig und fröhlich beisammen und schufen uns selbst die angenehmste Erinnerung an Straßburg. Am anderen Tage besuchten mich die Commersierenden, alle noch hocherfreut. So sagte mir noch Ahrens: 'Es ist der glücklichste Abend, den ich seit zwölf Jahren gehabt habe.'

Der Hauptzweck meiner Rheinreise war noch nicht erreicht. Ich wollte nämlich eine Fortsetzung meiner U. L., die in Deutschland nun einmal nicht erscheinen konnten, in der Schweiz drucken lassen. Ich hatte mich an das Literarische Comptoir in Zürich gewendet und wollte von Basel aus diese Angelegenheit weiter betreiben.

Den 5. Sept. verließ ich mit Georg Fein Straßburg. Das Wetter war heiter, wir erfreuten uns schöner Aussichten zu beiden Seiten der Eisenbahn, besonders in der Gegend von Schlettstadt. In Germar verweilten wir einige Stunden bei Dr. Rudolph. Er war als Flüchtling hieher gekommen, hatte geheirathet und übte ärztliche Praxis. Wir kehrten zum rothen Löwen in Mühlhausen ein und trafen dort Dr. Kratz von Östrich und Dr. Creutzberg mit seinem Schwiegervater.

Am anderen Morgen fühlte ich mich sehr unwohl: das gestrige Geklapper auf der Eisenbahn, die Nachtluft und der schwere Elsasser Wein hatten mich ganz krank gemacht. Wir fahren aber doch auf der Eisenbahn bis St. Louis und dann im Omnibus bis Basel.

Georg Fein, ein merkwürdiger Mensch! Jetzt erst lerne ich ihn näher kennen. Trotz aller Mühsale und Widerwärtigkeiten, woran sein Leben so reich ist*), hat er seine Liebe für Freiheit und Vaterland treu gehegt, nie seine Überzeugung geleugnet, nie den Muth verloren für seine Ideen zu leben und zu wirken. Bewundernswerth ist seine jetzige Thätigkeit, die deutschen Handwerker in Frankreich und der Schweiz durch Fortbildungsvereine zusammen zu bringen und zusammen zu halten, damit sie recht vaterländisch gesinnt, sittlich und gebildet werden, um einst heimgekehrt als würdige Söhne des Vaterlandes die bessere Zukunft Deutschlands mit herbeiführen zu helfen.

Überall, wo wir länger verweilten, hatte er Besprechungen mit deutschen Handwerkern und vertheilte kleine Schriften, worin Winke und Wünsche ausgesprochen waren, ein besseres Leben und Streben für das Vaterland anzubahnen.

Mir war diese Ameisenthätigkeit neu und mitunter lästig: die vielen Pakete mußten untergebracht werden, was nicht immer bei dem schmal zugemessenen Raume leicht zu bewerkstelligen war; überdem trug er viele lose Schriften unter der Kleidung auf dem Bauche. Um so ernster er in seinem Eifer war, um so weniger konnte ich es lassen zu scherzen. Als ich aber sagte: 'Sie tragen ja immer wie die Katze ihre Jungen —', da wurde er sehr böse und erst wieder begütigt, nachdem ich ihm erklärte, daß man mit einem gewissen Humor eben so weit, wenn nicht noch weiter käme als er mit seinem Ernste.

In Basel kehren wir zum Schiff ein, einem Wirthshause

*) Vgl. den kurzen Abriß in J. Meyer's Conversations-Lexikon 3. Supplement-Band (1853) S. 505. 506. Er ist geboren 8. Juni 1803 zu Helmstedt, 4 Meilen von meiner Heimat.

mit einer einzigen anständigen Stube, worin zwei Himmelbetten. Ich fühle mich sehr unwohl, kann nichts essen und begebe mich zu Bette. Ich fiebere, lege mir ein Senfpflaster auf den Hals, esse Honig und trinke Wasser. Nach einigen Stunden wird mir wohler.

Um 10 Uhr Abends meldet mir Fein, man beabsichtige mir einen Fackelzug zu bringen. Nach einigen Minuten rückt schon der Zug mit Fackeln heran, an der Spitze die Musik des eben im Dienst befindlichen Jägerbataillons. Vom Bette aus höre ich die Hörner und sehe den Fackelschein. Der ganze Platz an der Barfüßer Kirche soll gedrängt voll Menschen sein. Prof. Hagnauer, der mich zuvor begrüßt hat und eben wieder bei mir ist, hält eine Antwort für nothwendig auf das Hoch, das auf mich eben ausgebracht ist. 'Nun, sage ich, wenn Du meinst, so antworte!' Er dankt für mich im Schweizerdeutsch: 'Der Hoffmann isch chrank — er loßt üch danke, daß ihr ihm e gueten Obed bringt — ich aber säg üch e guete Morge — Schwyzer, mir sägen e guete Morge!'

Das ist eine wunderliche Rede — wir können das Lachen nicht lassen.

Viele versammeln sich darauf unten im Schiff. Es geht sehr lebhaft her: Gesang, Trinksprüche, Reden. Fein geht hinunter und dankt für mich.

Eine ergötzliche Geschichte muß ich noch berichten. Hagnauer hatte kein Unterkommen finden können und sich bei uns einquartiert. Um Mitternacht kam er mit Fein und weil beide glaubten, ich schliefe, sprachen sie leise. Ihr Gespräch wurde aber immer lauter, und als sie im Bette lagen, schimpfte Hagnauer so heftig über die Deutschen, — das war nun bei jeder Aufregung seine Liebhaberei, — daß Fein ebenfalls heftig

wurde. Ich that als ob ich schliefe, ich hörte jedes Wort. Ich verhielt mich ruhig: das Prinzip der Nichteinmischung in den Kampf der Nationalitäten stand bei mir längst fest, noch ehe es von den Großmächten erfunden war. Die Aufregung wurde immer heftiger, der Streit immer lauter; jetzt, dachte ich, wirft einer den andern zum Bette hinaus. Bald setzte wechselseitige Müdigkeit allem Hader ein Ziel: Deutschland und die Schweiz lagen still in Frieden neben einander und schliefen süß bis an den lichten Morgen.

8. Oct. Am Morgen kommt Julius Fröbel, Mitgründer und Hauptleiter des 'Literarischen Comptoirs' zu Zürich. Ein stattlicher Mann, dessen äußere Erscheinung schon keinen gewöhnlichen Eindruck macht: schwarzes Haar, hohe Stirn, tiefliegende dunkele Augen, ernst, nachdenkend, scheinbar ruhig. Wir verhandeln über die 'Deutschen Lieder aus der Schweiz', die als Fortsetzung der U. L. betrachtet werden können, und sind sofort einig. 'Die Verlagshandlung darf von diesen Gedichten eine erste Auflage von fünftausend Exemplaren veranstalten', ferner: 'Der Herr Verfasser theilt mit der Verlagshandlung den reinen Gewinn dieser Auflage' und 'Bei einer neuen Auflage wird neu contrahiert.'

9. Oct. Ich besuche abermals Prof. W. Wackernagel. Er macht mir abermals Vorwürfe, daß ich mit solchen Leuten, wie die Anstifter des Ständchens, verkehre. Ich soll also Partei nehmen gegen Leute, die mir eine Ehre erweisen, bloß weil ein alter Freund nicht zu ihrer Partei gehört! Wunderliche Zumuthung! Unsere Zusammenkunft war diesmal eine unerfreuliche. Aus unseren Gesprächen ergab sich, daß wir in religiösen wie in politischen Dingen wenig übereinstimmten: der Breslauer Wilhelm war ein Baseler Herr geworden.

Fröbel und Scherb begleiten mich bis St. Louis. Dann fahre ich in Einem Zuge bis Straßburg, und übernachte in Kehl.

10. Oct. mit dem Dampfschiffe nach Heidelberg. In der Kajüte lese ich die Zeitungen und finde einen Berliner Artikel der mir darauf berechnet zu sein scheint, mich zu schleuniger Rückkehr von meiner Reise zu veranlassen. 'Dem Prof. H. v. F. soll es höheren Orts wieder gestattet sein, nach wie vor, auf der Breslauer Universität zu docieren, da die Gründe zu seiner beabsichtigten Suspension nicht triftig genug befunden worden sind.' Ich lasse mich nicht irre machen und folge noch denselben Tag einer Einladung in die Rheinpfalz.

11—14. Oct. In der Familie Willich in Frankenthal und Ungstein und bei Dr. Hepp in Neustadt an der Hardt verlebe ich einige sehr angenehme Tage: schönstes Wetter, reizende Gegenden, eine reiche ausgezeichnete Weinlese, frohe gute Menschen — da läßt es sich schon angenehm leben.

15. Oct. Abends in Mannheim bei F. Bassermann mit Itzstein und mehreren Abgeordneten. Es geht sehr gemüthlich her. Erst um Mitternacht trennt sich die Gesellschaft.

16. Oct. mit dem Dampfschiffe bis Mainz. Im Rheinischen Hofe Alles im großartigen Stile: ich habe wie die sibirischen Gefangenen eine Nummer, also — Nr. 6. reist ab. Auf der Eisenbahn bis Frankfurt und von da mit der Eilpost bis Naumburg für 25 fl. 7 kr. In Pforta steige ich ab und bleibe einen Tag bei Steinhart.

20. Oct. in Leipzig. Ich werde sehr angenehm überrascht: Engelmann überreicht mir die fertigen Exemplare meiner 'Politischen Gedichte aus der deutschen Vorzeit'. Als Ney eben erschossen werden sollte, wollte man ihm zuvor noch das Todes-

urtheil vorlesen mit allen seinen Titeln, Orden, Ämtern und Würden. Laissez donc! und er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, Michel Ney et un peu de poussière. Ich machte es umgekehrt, die ganze Herrlichkeit meiner Ämter, Würden und Ehren führte ich noch Einmal auf zu meiner eigenen Belustigung:

'königl. preuß. ordentl. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Univ. Breslau, Dr. der freien Künste und der Philosophie, Bibliothekar der schles. Gesellsch. für vaterl. Cultur, wirkl. Mitgl. des königl. Instituts zu Amsterdam, der Gesellschaften der niederländ. Litteratur zu Leiden und Gent, corresp. Mitgl. der deutschen Gesellschaften zu Berlin und Leipzig, der hist. Vereine zu Halle, Meiningen und Nürnberg, der oberlaus. Gesellsch. der Wissenschaften zu Görlitz, und des großen Stadt-Kölner Carneval-Vereines Ehrenmitglied.'

Ebenso freut es mich, daß bereits drei Hefte der schlesischen Volkslieder gedruckt sind.

Ich eile über Dresden und Görlitz nach Breslau und treffe den 24. Oct. Morgens ein.

Zu meiner Bewillkommnung enthielten beide Breslauer Zeitungen an einem und demselben Tage folgenden Artikel aus Leipzig:

'Die Art und Weise, wie Herr Hoffmann durch Deutschland zieht, sich fetieren läßt und Lieder dagegen als Entschädigung vorträgt, mißfällt hier auch denen, die seiner Sache zugethan sind.'

Ich lebte sehr zurückgezogen, eigentlich nur meinen litterarischen Arbeiten und meinen Freunden.

Zunächst schrieb ich die Vorrede zu den schlesischen Volksliedern, deren Druck mit dem vierten Hefte vollendet war. In der Vorrede erzählte ich die Veranlassung zu unserer Sammlung,

gab nochmals die äußeren Kennzeichen des eigentlichen Volksliedes an, und dankte allen denen, die uns unterstützt hatten. Auch Richter schrieb zu gleicher Zeit eine Vorrede in Bezug auf den musicalischen Theil.

Obschon sich unsere Sammlung vor allen ähnlichen durch Reichhaltigkeit und treues Wiedergeben der Texte und Melodien, und durch litterarische Nachweisungen und Vergleichungen vor allen bisherigen Sammlungen auszeichnete; obschon Dr. Geyder einen Vortrag in einer allgemeinen Versammlung der vaterländischen Gesellschaft darüber hielt und Dr. Theodor Paur*) eine Abhandlung darüber drucken ließ, so fand in Schlesien unser Buch doch nicht die Theilnahme, die wir erwarteten, und der Titel: 'Schlesische Volkslieder', der uns in Schlesien nichts nützte, schadete uns nach außen hin. Wir hätten besser gethan, wenn wir: 'Deutsche Volkslieder. Gesammelt aus dem Munde des schlesischen Volkes' gesagt hätten. Wir fühlten uns übrigens reichlich belohnt durch unsere Arbeit, sie hatte uns viele genußreiche Stunden gewährt.

Am 26. November war das Stiftungsfest der Lätitia. Sallet, der mit mir zugleich Gast war, hatte wie ich dazu ein Lied geliefert. Während er die Sache sehr ernst auffaßte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, mit der Polizei und Censur meinen Scherz zu treiben, und damit das Lied gar keine polizeiliche Bedenken erregen könnte, so hatte ich es ganz nach Art und Weise der harmlosen wohlwollenden Breslauer Tagespoeten eingerichtet und 'Martin Miller' unterzeichnet. Die beiden Lieder ganz wie sie gedruckt vertheilt und gesungen wurden, mögen hier eine Stelle finden.

*) Versuch einer Charakteristik des Volksliedes, insbesondere des schlesischen. Programm der beiden Realschulen in Neiße 1844.

Mel. componiert von Ed. Raymond.

Brüder, hat die Fröhlichkeit
Unsern Bund geschlossen:
Immer ist, wo sie gedeih't,
Bessres noch entsprossen.
Sich mit einer wackern Schaar
Ganz als Eins zu wissen,
Hat die Selbstsucht immerdar
Aus der Brust gerissen.

Seht, wie der gespreizte Wicht
Hockt am Ofen einsam!
Hier beim Mahle gilt er nicht,
Wo die Lust gemeinsam.
Und so wächst der gleiche Sinn
Frohgesellter Jugend,
Bildet sich durch's Leben hin
Still zur Bürgertugend.

Da erst wird der Mensch verklärt,
Wo er im Vereine,
Und der Mann hat seinen Werth
Nur in der Gemeine.
Immer weiter wird der Kreis,
Fester stets die Bande;
Wenn die Stadt sich tüchtig weiß,
Frommt es auch dem Lande.

Habt ihr muthig euch erkannt
Erst im Staat als Freie,
Winkt dem deutschen Vaterland
Einigkeit und Weihe.
Und so halte männiglich
Fest an seinesgleichen,
Bis einst freie Völker sich
Froh die Hände reichen.

Friedrich von Sallet.

Mel.: Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust.

Auf, Brüder, laßt uns lustig sein
Bei Sang und Becherklang!
Stimmt an bei diesem kühlen Wein
Nur muthig einen Sang!
Denn was wir singen, jedes Lied
Hat die Censur passiert.
Auch sonst uns ja kein Leid geschieht:
Wir sind ja toleriert.

Wie singt es sich, wie trinkt es sich
Doch gar zu schön und gut,
Wenn man so recht herzinniglich
Nur was Erlaubtes thut;
Wenn keine wilde Leidenschaft
Das frohe Wesen stört;
Wenn Alles geht recht musterhaft
Und wie es sich gehört.

Hier gilt ein frischer Lebensmuth,
Hier gilt das Frohe nur.
Wer traurig ist und mürrisch thut,
Soll unter die Censur!
Die streicht ihm alle Noth und Pein
Und allen Murrsinn aus.
Drum, Brüder, laßt uns lustig sein!
Stoßt an und trinket aus!

Wie groß ist unsrer Freuden Kreis!
Was ist nicht überhaupt
Dem, der sich recht zu freuen weiß,
Nicht Alles noch erlaubt?
Erlaubt ist Freundschaft, Lieb' und Wein
Und auch ein traulich Wort.
Drum, Brüder, laßt uns lustig sein!
Und jagt den Kummer fort!

Ja, unermeßlich groß und weit
Ist unsrer Freuden Kreis:
Die ganze Welt und jede Zeit,
Und auch das Paradeis.

Wir ſingen froh von allerhand,
Was man nur denkt und glaubt.
„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“
Iſt uns ſogar erlaubt.

Ja, was wir ſingen, jedes Lied
Hat die Cenſur paſſiert.
Auch ſonſt uns ja kein Leid geſchieht:
Wir ſind ja toleriert.
Drum, Brüder, laßt uns luſtig ſein!
Stoßt an! Victoria!
Wem aber gilt's und wem allein?
Es gilt **Lätitia!**

Martin Miller.

Was ich beabſichtigte, hatte ich wenigſtens bei denen erreicht, die dahinter gekommen waren: es wurde ſehr gelacht. Überhaupt ging es recht fröhlich her. Nur Sallet ſaß ernſt und ſchweigſam da — es war das letzte Mal, daß ich ihn ſah.

Ich fühlte mich die beiden letzten Monate nach meiner Rückkehr recht wohl und war ſehr heiter geſtimmt. Ich lebte am liebſten in der Kinderwelt und dichtete nur aus ihr und für ſie. Ich ließ mir die ſchönſten Volksweiſen öfter vorſpielen, bis ich ſie auswendig wußte, und dann fand ich bald einen paſſenden Text dazu. Man hat auch dieſen harmloſeſten Liedern eine politiſche Bedeutung untergelegt und ſie zu verdächtigen geſucht, aber umſonſt — ſie fanden damals ihren Weg zu den Herzen der Kinder und finden ihn heute noch. Ich war überraſcht und ganz glücklich über den glänzenden Erfolg einer pädagogiſchen Thätigkeit, die Niemand, am wenigſten ich ſelbſt, mir zugetraut hatte.

Dieſe ſtille Freude wurde durch ein ſehr trauriges Familienereigniß plötzlich geſtört: am 3. December ſtarb meine gute

Mutter. Die Trauerbotschaft kam mir am 8. Wenige Stunden nachher schrieb ich meiner Schwester Minna:

'Das Unvermeidliche ist also gekommen: unsere gute Mutter ist nicht mehr. Ich habe so heftig geweint, daß mir das Blut zur Nase herausdrang. — — —'

'Bei aller Wehmuth habe ich den schönen Trost, daß ich unserer Mutter doch manche Freude in ihren letzten Tagen bereitet habe, und daß sie gewiß mit einem Segen auch für mich diese Welt verlassen hat. Während ihrer Krankheit habe ich viele lustige Lieder gedichtet, lauter Kinderlieder. Merkwürdig, gerade an ihrem Sterbetage ein trauriges Lied auf eine schöne Melodie: wie ein Kind sich im Frühling nach Genesung sehnt. Die letzte Strophe lautet:

Ach, wär' ich doch bald genesen!
Ach, thät' ein Engel mir kund,
Mir kund die fröhliche Botschaft:
Steh auf, du bist gesund!
Ich wollt' aus duftenden Blumen
Ihm winden ein Kränzelein,
Und eine Perle des Herzens,
Die Thräne des Danks ihm weih'n.'

'Merkwürdig ferner, daß ich heute Morgen erst vom Buchbinder einen ganzen Band Familienbriefe bekam, von 1814—1842. Ich blätterte und las darin. Da dachte ich: Großer Gott, wenn nur nicht ein schrecklicher Schlußbrief kommt! Und er kam.'

Und merkwürdig, — hätte ich einige Wochen später hinzufügen können, — daß den folgenden Tag das Staatsministerium meine Absetzung beschlossen hatte!

Bisher hatten nur die Publicisten und Litteraten sich mit den U. L. beschäftigt, jetzt gingen auch die Gelehrten daran.

In der (Halleschen) Allgemeinen Literatur-Zeitung vom December (3. Bd. Sp. 585—591) trat mein alter Freund Conrad Schwenck gegen mich auf. Schon der Anfang seiner Recension: 'Auch du mein Brutus!' spricht deutlich genug aus was ich zu erwarten habe. Wie ein besorgter Familienvater es mit seinem Sohne machen würde, der nach seiner Ansicht auf Abwege gerathen ist und wenn er so fortfährt, seinem sicheren Verderben entgegengeht, macht es Vater Schwenck mit mir: altklug tadelnd und verwerfend, aber auch anerkennend was ihm anerkennenswerth scheint, und wohlmeinend läßt er seine Stimme hören, vergißt aber ganz, daß sein Publicum nicht mein, seine Zeit nicht meine ist. Wol weislich hat er zu seinen Herzensergießungen ein Blatt seiner Farbe gewählt, das aber jetzt keinen Einfluß, keine Bedeutung mehr hat. Freilich, als es entstand, betrachtete sich die Gelehrtenzunft als den alleinigen und berechtigten Inhaber alles ästhetischen Urtheils und aller Geschmacksbildung, und ließ ein Volk nur unter sich, nie neben sich gelten. Wie aber das Volk auch anfing zu urtheilen und wie die Wissenschaft aus dem Zunftzwange heraustrat und eine gewerbfreie Thätigkeit entwickelte, verloren nach und nach diese Zunftblätter ihre Bedeutung und siechten ruhm- und wirkungslos ihrem Untergange entgegen: im J. 1849 starben die Hallesche Allgemeine Literatur-Zeitung und ihre Nebenbuhlerin, die Jenaische, an Einem Tage. Was in diesen großen gelehrten Schutthaufen an Weisheit begraben liegt, wartet vergebens auf einen Tag der Auferstehung.

Ohne an meinen gelehrten Cäsar Schwenck gedacht zu haben, und ohne mich weiter durch meine gelehrten Freunde und Feinde irre machen zu lassen, widmete ich allen dies Lied:

Mel. Ein freies Leben führen wir.

Ihr lieben Herrn, was forschet ihr,
Ob ich wol sei ein Dichter?
Ich habe nichts für euch gemacht,
Ich habe nur ans Volk gedacht,
Das Volk nur ist mein Richter.

Und wie des Volkes Noth und Pein
Mir ist ins Herz gedrungen,
So hab' ich was ich sah und fand
Zurück ins Volk, ins Vaterland
Auch wiederum gesungen.

Nun weiß von seiner Noth und Pein
Das ganze Volk zu singen;
Es fragt nicht, ob es euch gefällt,
Es singet frei durch alle Welt,
Daß euch die Ohren klingen.

Ehe ich zum neuen Jahre übergehe, muß ich noch eines Mannes gedenken, an dessen Leben und wissenschaftlichem Streben ich den innigsten Antheil nahm. Das war Heinrich Hattemer in St. Gallen. Wir hatten uns im J. 39 dort kennen gelernt. Ich hatte ihn veranlaßt, die althochdeutschen Sprachdenkmäler St. Gallens herauszugeben und versprochen, ihm einen Verleger dafür zu verschaffen. Einen Verleger zu finden hielt nicht schwer, wol aber einen solchen, der sich zu einem anständigen Honorare verstehen würde. Und auf Honorar konnte H. doch nicht verzichten: er hatte als Lehrer nur 430 ℔ Gehalt und Frau und vier Kinder. Nachdem er endlich im November 40 selbst einen Verleger gefunden, bat er mich um eine Empfehlung seines Unternehmens so wie auch Jacob Grimm.

Im Sommer 41 erschien die Subscriptions-Anzeige der Verlagshandlung Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. Ein Jahr später schrieb mir H.:

Lieber Freund!

Ich bin mit meinem Schreiben in alter Schuld bei Ihnen. Die Schuld davon tragen meine litt. Arbeiten, zum Theil die Sorge für ein Brod. Die fromme Pfaffheit dahier möchte mich gerne von meiner Stelle vertreiben, und dazu bot sich eine gute Gelegenheit in diesem Herbste, wo mein Lehrerpatent ausgelaufen war, und ich einer neuen Wahl unterlag. Diese ist nun glücklich vorüber, und ich bin, wie ich höre, wieder auf drei Jahre gewählt. Mein Patent habe ich übrigens noch nicht, und ich fürchte, daß noch irgend eine Teufelei im Hintergrunde steckt.

An Ihrem Schicksale habe ich herzlichen Antheil genommen, und in meinem Leben ist mir nichts Gemeineres vorgekommen als die s. v. philosophische Fakultät von Breslau. Ich wünschte, hochgeöhrte Fakultät möchte mir ein Doktordiplom zusenden; ich würde . . . . . und es zurückschicken. Ich habe mich noch über nichts, was in unserm Vaterlande vorgekommen ist, so geschämt, als über diese hundsfüttische Handlung.

Meine St. Gallensia schreiten nun vorwärts, doch langsam, woran mein Verleger Schuld ist. Im Laufe dieses Jahres wird jedoch noch das 3te Heft erscheinen. Die Ungnade, in die Sie gefallen, hat auch meinen Verleger erschreckt, und er hat mich gebeten, die Dedikation zu unterlassen, denn das Werk könnte in Preußen verboten werden! Ich habe, im Vertrauen auf Ihre Freundschaft, die mir nicht gerne einen Zankapfel mit meinem Verleger in den Weg werfen wird, dieses zugesagt — ein Freiexemplar muß er Ihnen aber gleichwohl schicken — und habe in der Vorrede gesagt, was ich etwa bei der Dedikation gesagt haben würde.

Wie nachlässig hat doch Graff öfters gearbeitet! Seinen Boëthius, Capella u. s. w. kann ich gar nicht brauchen, sondern muß eine frische Abschrift nehmen, denn er hat die Form dieser Stücke zerstört, ein anderes Latein gegeben, auch in der teutschen Übersetzung Fehler genug gemacht und Stücke ausgelassen. —

Und solche Arbeiten gelten für kritische, und meine diplomatische Ausgabe, die ohne mein Zuthun, viel richtiger ist, wird getadelt und eine kritische gefordert! Die Notkerischen Sachen, auch andere, lassen kritisch fast nicht zu verbessern zu; Anderes kann bei unsern jetzigen Hilfsquellen noch gar nicht kritisch erstellt werden, besonders da man sich nirgends auf Graff's Sprachschatz und seine übrigen Arbeiten verlassen kann. So hat er aus Cod. 134 ein boen aufgenommen — es steht auch in seinem Sprachschatze, während in der Handschrift ganz deutlich risboen (flagellis ramorum) steht.

Ich habe unterdessen auch eine lat. Grammatik geschrieben und erwarte jeden Tag die Ankunft meiner Freiexemplare. Ich werde Ihnen ein Exemplar mit diesem Briefe übermachen und hoffe, daß meine Arbeit Ihren Beifall erhalten wird.

Wie geht es Ihnen sonst? Lassen Sie doch bald etwas von sich hören! Bei mir geht es so leidlich! Meine Nachkommenschaft ist auf 4 Stück Mädchen angestiegen, doch ist mir die dritte diesen Sommer gestorben. Meine Schwägerin hat einen ehrsamen Gemeinderath in St. Fiden geheirathet. Meine Frau erinnert sich noch mit Vergnügen des Herrn Hoffmann, den sie Herrn Hofrath schalt. Sie läßt sich Ihnen freundlich empfehlen. Hiermit verbinde ich meine herzlichsten Grüße und den Wunsch, daß es Ihnen wohl ergehen möge.

Ihr
ergebenster
H. Hattemer Prof.

St. Gallen den 6ten Oct. 1842.

Diesem Briefe ist auf der vierten Seite noch einer hinzugefügt: St. Gallen den 11ten Nov.

Die Ankunft meiner lat. Gr. hat sich lange verzogen. Unterdessen habe ich vernommen, daß Ihre Angelegenheit wieder beigelegt ist. Es freut mich. Wie habe ich mich aber heute gefreut, als mir Ihre pol. Lieder aus der d. Vorzeit mit Ihrem Bildnisse zu Gesicht kamen; deßgleichen meine Frau. Etwas magerer sind Sie aber geworden. Das schadet nun gerade nicht,

wenn nur die Ursache keine unangenehme war. Warum haben Sie unter Ihre Titel nicht auch den Eines Exgenossen der s. v. philos. Fakultät in Breslau aufgenommen? Das ist der ehrenvollste von allen.

Ich habe Ihnen einmahl geschrieben, daß ich mich in einem Gedichte wegen der Schreibung unsers teutschen Namens rechtfertigen wollte. Das Gedicht ist fertig, und fast meine ich, daß ich es Ihnen zusenden sollte. Es folgt in einer Beilage.

Unterdessen gehen auch große Veränderungen mit mir vor. Ich habe eine Stelle in Biel, Kanton Bern, angenommen, und werde St. Gallen nach den Weihnachten verlassen. Mein Werk wird übrigens keine Unterbrechung und keinen Nachtheil erleiden. Die größern Sachen habe ich alle gesammelt, auch das meiste kleine. Einige Ferien werde ich hier noch zubringen müssen. Die verhältnißmäßig weitaus größte Zeit haben mir die Glossensammlungen, besonders die kleinern weggenommen, die oft in einem kläglichen Zustande waren. Glauben Sie mir z. B., daß ich auf das Vocabularium St. Galli, nachdem ich die Abschrift genommen, noch mehr als 14 volle Tage auf die Vergleichung, Entzifferungen von Verblichenem u. s. w. verwendet habe? Und bei andern Stücken, z. B. bei Handschrift 60, 242 u. s. w. noch mehr?

Ich hatte gehofft, daß Sie von Straßburg und Basel aus einen Sprung hierher thun würden; allein meine Hoffnung ist getäuscht worden. Nun so bewahren Sie mir zum wenigsten Ihre freundliche Gesinnung. Ihr H. H.

Nachschr. Denken Sie doch, Ihre unpol. Lieder sind mir gestohlen worden. — Bitte, wenn Sie etwas für meine lat. Gr. thun können, die unter andern auch den Beifall von Bopp hat, es zu thun.

Das Zueignungsgedicht, welches nachher mit mehreren Varianten in den Denkm. gedruckt wurde, hat die Überschrift:

An Hoffmann.
Antwort auf das Gedicht „Die T-Deutschen."

Leider ist mir dieser Brief mit seiner Beilage erst nach 22 Jahren zu Gesicht gekommen: er lag in einer an allen Seiten fest zugeklebten Papierhülle um ein ungebundenes Exemplar von Hattemer's lat. Grammatik.

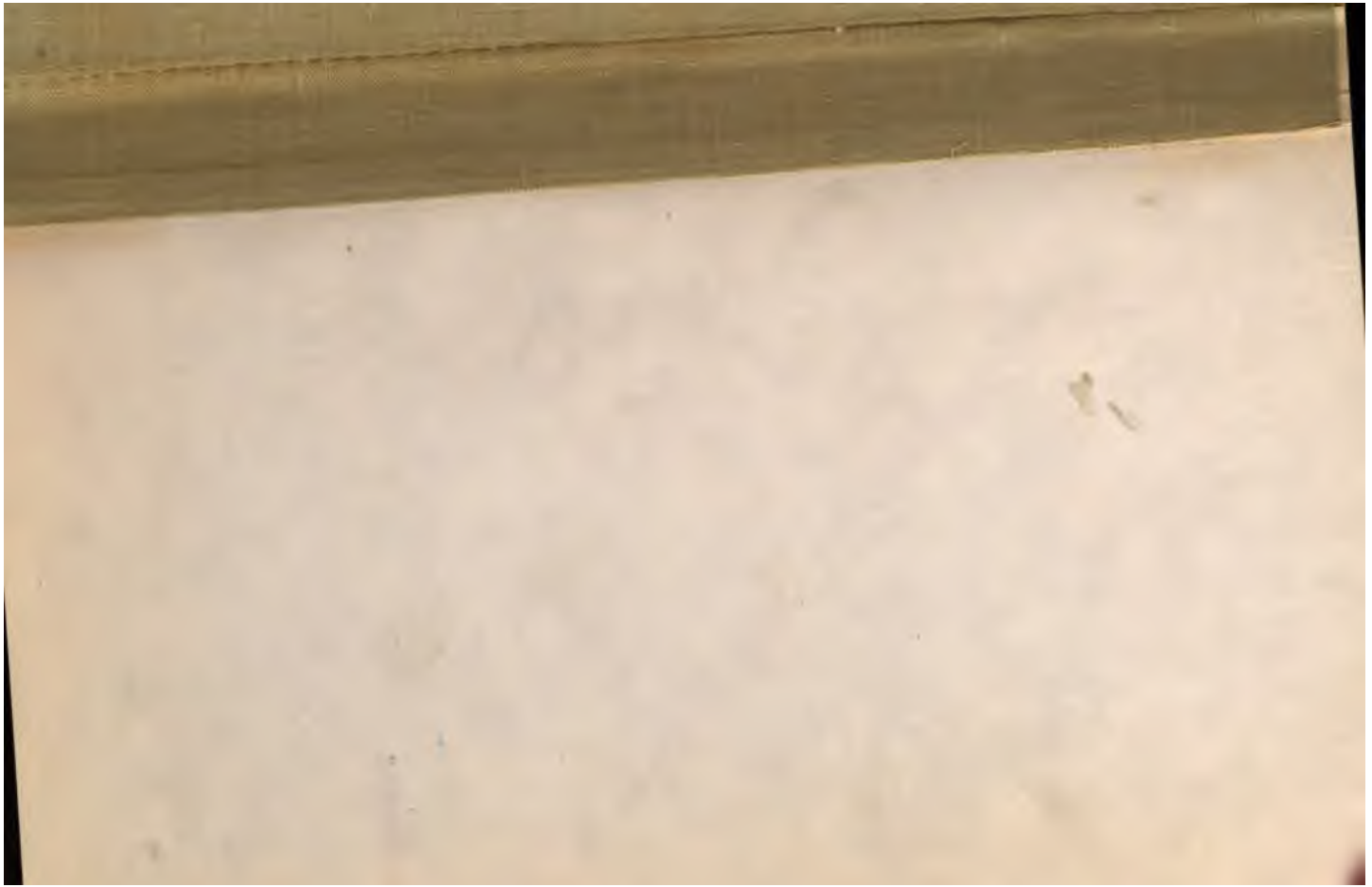
H.'s fleißige Arbeit erschien unter dem Titel:

Denkmahle des Mittelalters. St. Gallen's altteutsche Sprachschätze. Gesammelt und herausg. von H. Hattemer. 1—3 Bd. St. Gallen 1844—1849. 8°.

Ich freute mich sehr, wunderte mich aber, daß ich gar nichts weiter von ihm erfuhr. Das Zueignungsgedicht „An * * “, wie es darin gedruckt steht, konnte sich auf manchen andern eben so gut beziehen als auf mich. Obschon ich mir sein Schweigen nie erklären konnte, so war ich doch überzeugt, daß ich bei ihm in freundlichem Andenken fortan stehen würde. Noch den 22. August 41 schloß er seinen Brief mit den Worten: 'Schließlich meinen schönsten Dank für Ihre Bemühungen. Fügte es doch ein Gott, daß wir uns bald wieder einmal sähen!' Leider sahen wir uns nie wieder, aber der kurze Verkehr mit dem edlen, strebsamen Frühgeschiedenen ist mir unvergeßlich geblieben, und sein trauriges Schicksal erfüllt mich noch heute mit Wehmuth. Ein ungenannter Freund spricht sich über ihn also aus im neuen Nekrolog der Deutschen 1849. S. 895:

'Wenn man sich aber in Hattemer einen durch seine vielen Arbeiten im Durchforschen alter Sprachen zum Stubengelehrten, im Bücherstaube für die Außenwelt unempfänglich gewordenen Mann vorstellen würde, wäre man im großen Irrthum. Obschon körperlich schwächlich, vielfach in einer idealen Welt lebend und in practischen Dingen unbeholfen, stellte er sich voll Feuereifer für seine Ansichten, alles Ungemach und alle Gefahren nicht

achtend, mitten ins Leben hinein. In Mainz, St. Gallen und Biel war es sein eifrigstes Bestreben, die Schule ganz von der Kirche zu trennen; dafür trat er in Wort und Schrift auf und kämpfte gleichmäßig gegen katholische und protestantische Geistlichkeit an. Es ist bezeichnend für die Lehrerschaft des Cantons Bern, daß er 1849 von ihr zum Mitgliede der Schulsynode gewählt wurde. Nachdem H. in seinem socialistisch-radicalen Revolutionseifer nicht nur an der selbst von der radicalen Regierung des Cantons Bern unterdrückten Zeitung „Revolution“ und an den Aufrufen an die Arbeitervereine, sondern auch an dem unglücklichen Aufstande im Großherzogthume Baden mit den Waffen in der Hand Theil genommen, wurde er, wegen Verletzung der schweizerischen Neutralität, als Angestellter der Regierung, auf sechs Monate aus dem Canton Bern verbannt. Die immerwährende Aufregung und die außerordentlichen Anstrengungen und Beschwerden während des Aufstandes hatten seine Gesundheit untergraben, seine Lebenskraft zerstört; in der Verbannung wurde er schwer krank und lag mehrere Monate auf dem Krankenlager, ohne den Trost, seine Familie um sich zu sehen, ohne die liebevolle Pflege seiner braven Gattin. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Biel starb er (11. Nov. 1849) in den Armen der Seinigen, die sehr Vieles an ihm verloren haben. Seine Freunde betrauern den treuen Freund, der über dem Unglück Anderer seine eigenen Leiden vergaß und immer zu helfen bereit war, das Progymnasium in Biel einen tüchtigen Lehrer und die deutsche und lateinische Sprachforschung einen fleißigen, vielversprechenden Meister, der leider! in politischer Überzeugung den Stürmen der Gegenwart erlag und sich selbst, seine geistige Kraft und sein Leben einer hohen, aber falsch erfaßten Idee zum Opfer brachte.’



Stanford University Libraries
3 6105 126 664 031
PT
2362
H5 Z5
V.3